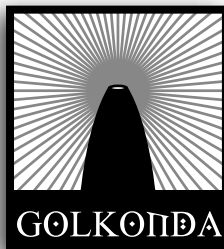


**Die vorliegende Neuausgabe von *Udolpho's Geheimnisse***

**wurde von den Herausgebern und vom Verlag  
mit großer Mühe und Sorgfalt erarbeitet.**

**Diese kostenfreie PDF darf ausschließlich zu privaten und  
wissenschaftlichen Zwecken genutzt werden.**

**In allen anderen Fällen wenden Sie sich bitte an den Verlag.**



Ann Radcliffe

**Gesammelte Werke**

Band 4.1



*Herausgegeben von Hannes Riffel*

*Bandbearbeiterin: Gudrun Hahn*

1

A N N  
RADCLIFFE  
META LIE  
BESKIND  
UDOLPHO'S  
GEHEIM  
NISSE  
THE MYS  
TERIES OF  
UDOLPHO

GOLKONDA

*The Mysteries of Udolpho*  
(London: G. G. & J. Robinson, 1794)

*Udolpho's Geheimnisse. Erster Theil*  
(Riga: Johann Friedrich Hartknoch, 1795 [1-324])

Der im Original in Fraktur gesetzte Text wird in Antiqua wiedergegeben,  
g e s p e r t e W ö r t e r im Fließtext werden *kursiv* hervorgehoben.

Der Seitenumbruch der Vorlage ist im Text durch einen senkrechten Strich  
gekennzeichnet, die Paginierung derselben findet sich in eckigen Klammern  
innen in der Kopfzeile. Bis auf etwa zwei Dutzend stillschweigend korrigierter  
Druckfehler und ergänzten An- und Abführungszeichen entspricht diese Ausgabe  
zeichengenau der Vorlage.

Textfassung: Alexander Schepke  
Redaktion: Gudrun Hahn  
Satz: Hardy Kettlitz  
Korrektur: Hannes Riffel  
Gestaltung: s.BENeš [[www.benswerk.de](http://www.benswerk.de)]

© dieser Ausgabe 2014 by Golkonda Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten

Golkonda Verlag  
Charlottenstraße 36 | 12683 Berlin  
[golkonda@gmx.de](mailto:golkonda@gmx.de) | [www.golkonda-verlag.de](http://www.golkonda-verlag.de)

ISBN 978-3-944720-09-8

## **Ann Radcliffe und die Schule des Schreckens**

### Eine Einleitung

Für ihre begeisterten Leser war sie »The Great Enchantress« – »die große Zauberin«, für spätere Generationen die wohl einflussreichste und erfolgreichste Autorin des klassischen englischen Schauerromans. Ann Ward Radcliffe wurde im selben Jahr geboren, in dem das erste, maßgebliche Werk dieses Genres, *The Castle of Otranto* von Horace Walpole, erschien und die Unterhaltungsliteratur einer ganzen Epoche prägte. Sie kam am 9. Juli 1764 als Tochter des Londoner Kurzwarenhändlers William Ward zur Welt und übersiedelte 1772 mit ihrer Familie nach Bath, wo ihr Vater ein Porzellangeschäft führte. Sein Teilhaber war der berühmte Josiah Wedgwood, der auch das Königshaus mit seinen neoklassizistischen Töpferwaren belieferte.

Über Anns Kindheit und Jugend weiß man so gut wie nichts, doch dürfte sie eine vorzügliche, den Idealen der Aufklärung verpflichtete Schulbildung in einer Mädchenschule genossen haben und hatte möglicherweise die Gelegenheit, Elizabeth Montagu, Hester Lynch Piozzi oder andere Damen des sogenannten »Bluestocking Circle« zu treffen, in deren literarischen Salons die wichtigen Dichter, Schriftsteller und Gelehrten des späten 18. Jahrhunderts wie Samuel Johnson und auch der eingangs erwähnte Erfinder des Schauerromans Horace Walpole verkehrten.

Ann heiratete 1787 den Oxforder Juristen William Radcliffe, der als Teilhaber und Mitherausgeber der Zeitung *THE ENGLISH CHRONICLE* mit ihr nach London zog. Das kinderlos bleibende Paar führte ein eher zurückgezogenes Leben, besuchte Theater- und Opernvorstellungen und teilte eine Vorliebe für Musik, Literatur, Kunst und Reisen. Ann Radcliffe begleitete ihren Mann in den malerischen

Lake District und auch auf den Kontinent – nach Holland und Deutschland, aber nicht nach Italien, dem Schauplatz vieler ihrer Romane, deren detaillierte Landschaftsbeschreibungen nie dem eigenen Erlebnis entsprangen, sondern vor allem dem Studium der Gemälde von Künstlern wie Claude Lorrain und Salvator Rosa, die in den Galerien Londons ausgestellt waren.

Die Schriftstellerei war für Ann Radcliffe anfangs lediglich ein Mittel, um der Langeweile zu entfliehen und einsame Abende mit sinnvoller Beschäftigung zu füllen. Ihr erster Roman, *The Castles of Athlin and Dunbayne: A Highland Story*, erschien 1789 und wurde bislang nicht ins Deutsche übersetzt. Er erzählt die Geschichte zweier verfeindeter Clans im mittelalterlichen Schottland und lässt sich nur anhand einzelner, in den nachfolgenden Werken wiederkehrender Motive mit dem Genre der »gothic novel« verbinden: Dies sind vor allem die Figuren des charismatischen Schurken, der mittels einer erzwungenen Eheschließung ein Erbe an sich reißen will, und der tugendhaften Jungfrau, die allerlei Unbill ertragen muss, ehe sie mit ihrer wahren Liebe vereint wird. Das Buch enthält auch einen Vorgeschmack auf die detailreichen und stimmungsvollen Schilderungen von Landschaften und labyrinthischen Burgen in Ann Radcliffes späteren Romanen, doch fehlt noch deren mit unheimlichen Andeutungen gewürzte Spannung und die unheilvolle Atmosphäre.

In ihrem zweiten Werk, *A Sicilian Romance* (1790, dt. *Die nächtlichen Erscheinungen im Schlosse Mazzini* [1792]), fügte die Autorin dem ins Italien des 16. Jahrhunderts verlegten historischen Hintergrund eine Komponente hinzu, die zu einem wichtigen Bestandteil ihres Erfolgsrezepts werden sollte: das Spukphänomen, das letztlich eine rationale Erklärung findet. Die eigentliche Handlung dreht sich jedoch erneut um eine Jungfrau in Nöten, den Versuch, sie gewaltsam unter die Haube zu bringen, sowie ihre Flucht und Rettung durch den tot geglaubten Geliebten. Der Schurke ist in diesem Fall der eigene Vater, der zudem seine Frau in einem Verließ versteckt hält, um erneut heiraten zu können – ein Motiv, das

Sheridan Le Fanu in *A Chapter in the History of a Tyrone Family* (1839, dt. *Der schwarze Vorhang* [2009]) und *The Wyvern Mystery* (1869) sowie Charlotte Brontë in *Jane Eyre* (1847) überzeugend variierten.

Radcliffes dritter Roman, *The Romance of the Forest* (1791, dt. *Adeline oder die Abentheuer im Walde* [1793]), könnte man als ihre erste wirkliche »gothic novel« bezeichnen, da er den bis dahin wichtigsten Werken dieses Genres, Walpoles *Castle of Otranto* (1764, dt. *Die Burg von Otranto* [1794]) und Clara Reeves *The Old English Baron* (1777, dt. *Der alte englische Baron* [1789]), am nächsten steht. Der Schauplatz, ein altes Kloster in Frankreich, das einer Räuberbande als Unterschlupf dient, wird zu einem fast lebendigen, von Aberglauben und prophetischen Träumen umrankten Ort voller dunkler Korridore, Geheimverstecke, fauliger Manuskripte und klappernder Skelette.

Die schaurige Burg des Schurken Montoni in *The Mysteries of Udolpho* (1794, dt. *Udolpho's Geheimnisse* [1795-96]) verfeinerte Ann Radcliffes Idee des unheimlichen, von unerklärlichen Ereignissen heimgesuchten Ortes, der in den Augen der hypersensiblen Romanheldin zum Labyrinth und Gefängnis mutiert. Die Geheimnisse der Burg Udolpho sind gewissermaßen Spiegelungen einer überhitzten Wahrnehmung, die Landschaften werden zu Spiegeln der Seele, der Schrecken spielt sich vornehmlich im Kopf ab. Die Autorin löst hier ein Versprechen ein, das Horace Walpole in ihrem Geburtsjahr gab: die Versöhnung des Phantastischen und freien Imaginierens mit dem Wahrscheinlichen und Wirklichkeitsnahen, das die klassizistische Ästhetik einforderte – das Übernatürliche wurzelt in der subjektiven Perspektive und Wahrnehmung.

Ann Radcliffe wusste genau, an welche literarische Traditionen sie anknüpfte. Sie kannte auch die ästhetischen Theorien ihrer Zeit, die vielzitierte Schrift von Edmund Burke, *A Philosophical Enquiry into the Origin of Our Ideas of the Sublime and Beautiful* (1759) und das darin vorgestellte Konzept des »Erhabenen«, ein Bewusstseinszustand lustvollen Schauderns, der sich bei der Betrachtung des Schönen wie auch des Schrecklichen einstellen kann. In ihrem

eigenen theoretischen Essay »On the Supernatural in Poetry«, der postum im *NEW MONTHLY MAGAZINE AND LITERARY JOURNAL* (1826) veröffentlicht wurde, traf sie allerdings eine Unterscheidung, die bei Burke nicht zu finden ist: jene zwischen »terror« und »horror«, »Schrecken« und »Grauen«:

Schrecken und Grauen sind insofern gegensätzlich, als dass das erstgenannte Gefühl die Seele erweitert und im hohen Maße die Lebensgeister weckt, während das zweite sie bannt, lähmt und beinahe auslöscht. Ich gehe davon aus, dass weder Shakespeare und Milton in ihrer Literatur noch Mr. Burke in seiner Philosophie echtes Grauen irgendwo als Quelle des Erhabenen betrachteten, obwohl sie Schrecken sehr wohl als solche ansahen; und wo liegt der große Unterschied zwischen Schrecken und Grauen, wenn nicht in der Ungewissheit und Dunkelheit, die das erste angesichts des gefürchteten Bösen begleiten?

Diese Zeilen wurden möglicherweise als Reaktion auf einen Roman geschrieben, der mit den Traditionen des klassischen Schauerromans brach und das unverhüllte Grauen in den Mittelpunkt der Wahrnehmung rückte: *The Monk* von Matthew Gregory Lewis (1796, dt. *Der Mönch* [1798-99]). Während in Ann Radcliffes Romanen das Böse lediglich als Schattenspiel angedeutet und oft als reine Illusion einer sensiblen Person entlarvt wird, gibt es bei Lewis keine Zweideutigkeiten: Das Unheimliche und Phantastische ist keine vage Drohung, sondern Realität, das Böse entlädt sich in Vergewaltigung und Mord. Mit *The Monk* beginnt somit eine neue Epoche der englischen Schauerliteratur, die man – im Gegensatz zu Radcliffes »School of Terror« – als »School of Horror« bezeichnet.

Ann Radcliffes fünfter Roman *The Italian, or the Confessional of the Black Penitents* (1797, dt. *Die Italienerin oder der Beichtstuhl der schwarzen Büssenden* [1797-99]) war eine gezielte Antwort auf die neue »Schule des Grauens«. In diesem letzten Höhepunkt der klassischen Schauerliteratur dreht sich die Handlung um die



teuflischen Intrigen des Mönchs Schedoni, der mit allen Mitteln versucht, die Liebe zwischen der armen Ellena Rosalba und dem jungen Adligen Vincentio di Vivaldi zu hintertreiben – eine Liebe also, die althergebrachte Klassenunterschiede aufheben und die traditionelle Bedeutung von Herkunft verwerfen würde.

Nach dem großen Erfolg dieses Buches zog die Autorin sich aus unbekanntem Gründen gänzlich aus der Öffentlichkeit zurück. Zwar vollendete sie 1802 einen historisch-phantastischen Roman, *Gaston de Blondville* (dt. *Gaston von Blondville oder die Hofhaltung Heinrichs des Dritten im Ardennerwalde* [1827]), um eine Mordanklage, die die Hochzeit des Titelhelden verhindern soll, doch erschien dieser erst einige Jahre nach ihrem Tod, zusammen mit einer langen Vierzählung, *St. Albans Abbey*, und weiteren Gedichten (1826). Dem postum veröffentlichten Werk war ein kurzer biographischer Text von Sir Thomas Noon Talfourd beigefügt, der die bis heute verlässlichste Quelle zum Leben der Autorin darstellt, auch wenn er wohl vor allem zu dem Zweck geschrieben wurde, die wilden Gerüchte um ihre letzten Jahre zu widerlegen. Man munkelte, sie sei über ihrer Beschäftigung mit dem Unheimlichen und Schrecklichen wahnsinnig geworden und hätte lange Zeit in einer Heilanstalt für Geistesranke in Derbyshire verbracht. Tatsächlich litt sie vermutlich nur unter einer schwachen Konstitution und Asthma und starb am 7. Februar 1823 an einer Lungenentzündung.

Die Bücher der »großen Zauberin« fanden zu Lebzeiten wie auch nach ihrem Tod zahlreiche Bewunderer, auch unter den Schriftstellern der nächsten Generation. Sir Walter Scott imitierte ihre Methode, Gedichte in die Romanhandlung einzufügen, Edgar Allan Poe verfeinerte die Idee, psychische Vorgänge in der Landschaftsbeschreibung zu spiegeln, und Mary Shelley übernahm insbesondere in ihren Erzählungen wie »Ferdinando Eboli« (1829) die für Ann Radcliffes Werk typischen Handlungsmuster und Figuren. Dieselben gerieten allerdings immer häufiger ins Visier der Spötter und Parodisten: Jane Austens *Northanger Abbey* (1818, dt. *Die Abtei von Northanger* [1948]) könnte man noch als ironische Hommage

an das Genre der klassischen Schauerliteratur lesen, wobei sich die von der Hauptfigur imaginierten Schrecken und Geheimnisse als harmlose Alltagserscheinungen entpuppen. Thomas Love Peacocks *Nightmare Abbey* (1818, *Nachtmahr-Abtei* [1989]) ist indes eine reine Satire, die sich zudem über das Weltbild und die mitunter an Ann Radcliffes charismatische Schurken angelehnte Selbstdarstellung der großen Romantiker, Lord Byron und Percy B. Shelley, lustig macht.

Die Schauerliteratur wurde fortan eher von der »Schule des Grauens« und herausragenden Werken wie Charlotte Dacres *Zofloya* (1806), Mary Shelleys *Frankenstein* (1818) und Charles Maturins *Melmoth the Wanderer* (1820) geprägt. Die von Ann Radcliffe begründete Tradition wurde jedoch zur Mitte des 19. Jahrhunderts von den Vorläufern der modernen Kriminalliteratur begierig aufgegriffen. Autoren wie Wilkie Collins und Sheridan Le Fanu übertrugen die klassischen Handlungsmuster, die übermenschlich wirkenden Schurken, die von teuflischen Intrigen bedrohten Jungfrauen in ihre Gegenwart, tauschten die mittelalterlichen Klöster und Burgen gegen englische Landsitze und Herrenhäuser und nutzten in ihren komplexen und umfangreichen Romanen eifrig das Prinzip des »rational erklärten Phantastischen«. Die Aufklärung eines unheimlichen, rätselhaften oder schrecklichen Familiengeheimnisses rückte in den sogenannten »sensation novels« in den Mittelpunkt der Handlung und lieferte die Schablone für die ersten Detektiv- und Kriminalromane. Daphne du Mauriers Krimiklassiker *Rebecca* (1938) zeigt beispielhaft, wie diese Tradition im 20. Jahrhundert fortgeführt und weiterentwickelt wurde.

Während der Einfluss Ann Radcliffes auf die phantastische Literatur genau genommen eher überschaubar ausfiel, wirken ihre Ideen in der Kriminalliteratur bis heute nach. In diesem Kontext werden auch ihre sozialkritischen Ansätze deutlicher. Die Schrecken, mit denen sich ihre jungen Romanheldinnen konfrontiert sehen, stehen oft in Verbindung mit Zwangsheirat oder der Sabotage von klassenüberschreitenden Liebesbeziehungen. Für Leserinnen

des 18. und 19. Jahrhunderts hatte dies nichts mit phantastischen Schauermärchen zu tun, sondern reflektierte die wirkliche Situation der Frau, die durch eine Eheschließung das Verfügungsrecht über ihr Vermögen an den Ehemann verlor – aus juristischer Sicht waren sie, ihr Erbe und ihre Kinder weitgehend Eigentum des Mannes. Die Flucht Emilys vor dem Erzschorken Montoni ist also nicht zuletzt eine Flucht vor gesellschaftlichen Konventionen, und das Enträtseln von Udolphos Geheimnissen ist Teil eines Lernprozesses, den man heute Emanzipation nennen würde.

Die ersten – und in den meisten Fällen einzigen – Übersetzungen der Werke von Ann Radcliffe ins Deutsche verdanken wir Sophia Dorothea Margarete »Meta« Liebeskind (1765–1853), die nach der gescheiterten Ehe mit dem Göttinger Musikprofessor Johann Nikolaus Forkel ihren Lebensunterhalt mit der Übertragung von Reiseberichten, historisch-politischen und literarischen Werken aus dem Englischen und Französischen verdiente. Wegen ihres vergleichsweise emanzipierten Lebenswandels wurde sie von ihren Zeitgenossen als »Schlumpfe« verachtet, und ihre freundschaftliche Beziehung zu den Mainzer Jakobinern um Georg Forster führte 1793 zu einer Inhaftierung. Nach der Heirat mit ihrem zweiten Mann, dem Juristen und preußischen Regierungsrat Johann Heinrich von Liebeskind, dem sie fünf Kinder gebar, arbeitete sie jedoch weiterhin als Schriftstellerin, Journalistin und Übersetzerin von prägenden Autoren der Aufklärung wie Thomas Paine, William Godwin und Constantin Volney.

Die vorliegende vollständige Neuausgabe von *Udolpho's Geheimnisse* nach der vierbändigen deutschen Fassung von 1795-96 würdigt also nicht nur einen Höhepunkt der englischen Schauerliteratur, sondern auch die Arbeit einer mutigen Frau in einer von gesellschaftlichen Zwängen und politischer Unterdrückung geprägten Zeit.

Alexander Pechmann



## Erstes Kapitel

Im Jahr 1584 stand in der Provinz Gasconien, an den reizenden Ufern der Garonne das Schloß des Herrn St. Aubert. Es gewährte eine Aussicht auf die Landschaften von Guyenne und Gasconien, die sich im Schmucke dicker Gehölze, Weinberge und Olivenwäldchen längs dem Flusse hinzogen. Nach Süden wurde der Blick durch die majestätischen Pyrenäen begränzt, deren Gipfel, bis an die Wolken ragend, bald in schauerlichen Formen da standen, bald von den herabrollenden Dünsten zum Theil verhüllt, kahl und öde durch die blaue Lufthülle schimmerten, oder von düstern Fichtenwäldern eingefaßt, sich in schwarzen Schatten herab senkten. In sanftem Abstich gegen diese schrecklichen Gebürge lagen zu ihren Füßen Fluren, | von kleinem Gehölze begränzt, wo unter weidenden Heerden, und einfachen ländlichen Hütten das Auge gern ausruhte, wenn es die schwebenden Klüfte über sich ausgemessen hatte. Nach Norden und Osten verloren sich im fernen Nebel Guyennens und Languedocs Ebenen; nach Westen begränzten Biscayens Gewässer das Gasconische Gebiet.

Herr von St. Aubert mochte gern mit seiner Frau und Tochter am Ufer der Garonne wandeln, und der Musik zuhören, die auf den Wellen zu schweben schien. Im bunten Gewühle der Welt hatte er das Leben in allen Gestalten kennen gelernt; aber nur zu schmerzhaft hatte Erfahrung die verschönerten Gemälde berichtigt, die sich sein Herz in früher Jugend von der Menschheit schuf. Doch waren bei allem Wechsel des Schicksals, bei allen sonderbaren Lagen, worin er geriet, seine Grundsätze unerschüttert, seine wohlwollenden Gefühle ungeschwächt geblieben; und sein Herz fühlte mehr Mitleid als Erbitterung über die Thorheiten des großen Haufens, als er sich aus der Welt zu dem reinern Genusse zurück-

zog, den einfache Natur, Lectüre und die Ausübung häuslicher Tugenden gewähren.

Er war der jüngere Abkömmling einer vornehmen Familie, nach deren Wunsche eine reiche Heirath, oder eine glänzende Bedienung den Mangel väterlichen Vermögens bei ihm ersetzen sollte. Allein St. Aubert | besaß ein zu zartes Ehrgefühl, um das erste zu suchen, und zu wenig Ehrgeitz, um das, was er Glückseeligkeit nannte, dem Streben nach Glanz und Reichthum aufzuopfern. Nach seines Vaters Tode heirathete er ein sehr liebenswürdiges Weib, die ihm an Geburt gleich, und nicht reicher als er war. Der Verstorbene hatte durch seine Freigebigkeit oder vielmehr Verschwendung, seine Angelegenheiten in solche Verwirrung gebracht, daß sein Sohn es nothwendig fand, einen Theil der Familiengüter zu verkaufen. Wirklich veräußerte er auch wenig Jahre nach seiner Heirath den größten Theil davon an den Bruder seiner Frau, Herrn Quesnel, und begab sich auf ein kleines Gut in Gasconien, wo er seine Zeit zwischen dem Genusse ehelicher Glückseeligkeit, der Ausübung väterlicher Pflichten und der Beschäftigung mit den Schätzen der Gelehrsamkeit und des Genies theilte.

Er hatte von Kindheit auf an diesem Plätzchen gehangen. Oft machte er als Knabe kleine Reisen dahin, und nichts hatte die frühen Eindrücke vertilgen können, welche die Gutmüthigkeit des freundlichen, grauköpfigen Pächters auf ihn machte, der nie unterließ, seinen jungen Gast mit Sahne und Früchten, und allem, was seine kleine Hütte vermochte, zu bewirthen. Nie dachte er ohne wehmüthige Schwärmerei zurück an die grünen Wiesen, auf welchen er so oft im Wohlgefühl der Gesundheit und jugendlicher Freiheit umhersprang; an die Wälder, unter deren erfri|schenden Schatten er zuerst der sinnenden Melancholie Raum gab, die späterhin einen Hauptzug seines Charakters ausmachte – an die wilden Spatziergänge auf den Bergen; an den Fluß, auf dessen Wellen er sich wogte, an die fernen Fluren, die sich eben so gränzenlos ausdehnten, als seine frühen Hoffnungen. Es war ihm unbeschreiblich wohl, als er sich endlich von der Welt losmachen und sich

hieher zurückziehn konnte, um die Wünsche so mancher Jahre in Erfüllung zu bringen.

Das Gebäude bestand damals nur aus einer Sommerhütte, die blos durch reinliche Einfachheit und angenehme Lage dem Fremden gefiel, und sehr erweitert werden mußte, um einer Familie bequemen Raum zu geben. St. Aubert fühlte eine gewisse Anhänglichkeit für jeden Theil des Gebäudes, an welchem irgend eine Erinnerung aus seiner Jugend klebte, und konnte sich nicht entschließen, einen Stein aus seiner Stelle zu rücken. Der neue Anbau wurde folglich nur dem alten angepaßt und machte mit ihm zusammen nur eine einfache und elegante Wohnung aus. Der Geschmack der Frau von St. Aubert hatte sich an der innern Einrichtung gezeigt. Dieselbe reine Einfalt, welche die Sitten der Einwohner bezeichnete, blickte auch aus dem Amöblement und wenigem Zierrath der Zimmer hervor.

Die Bibliothek, die mit einer Sammlung der besten Schriften aus den alten und neuen Sprachen | bereichert war, nahm die westliche Seite des Schlosses ein. Dieses Zimmer stieß an ein Wäldchen an der Spitze eines kleinen Berges, der sich zum Flusse hinabsenkte. Die schlanken Bäume gaben ihm einen melancholischen, angenehmen Schatten, während das Auge aus dem Fenster die reiche, lachende Landschaft erblickte, die sich nach Westen hinzog und zur Linken von den kühnen Spitzen der Pyrenäen beschattet wurde. An die Bibliothek stieß ein mit schönen und seltenen Pflanzen angefülltes Gewächshaus: denn die Botanik war ein Lieblingsstudium des Herrn von St. Aubert. Oft brachte er den Tag zwischen den benachbarten Gebürgen hin, die dem Naturforscher eine reiche Erndte für seinen Geschmack darboten. Zuweilen begleitete ihn seine Gemahlin auf diesen kleinen Wanderungen, öfterer aber seine Tochter. Mit einem kleinen Körbchen zum Einsammeln der Pflanzen an einem, und einem andern Körbchen voll kalter Küche, die man in der Hütte des Schäfers nicht fand, am andern Arm, durchstrich sie an seiner Seite die romantischen, prächtigen Gegenden, ohne sich durch die Reize der demüthigen Kinder der Natur von der Beschauung ihrer ungeheuern Werke abziehen zu las-

sen. Waren sie es müde, auf Klippen umher zu klettern, die nur den Fußritten des Schwärmers zugänglich schienen, und wo nur die Spur der wilden Gemse auf dem Grase das Daseyn eines lebendigen Geschöpfes verrieth, so suchten sie sich eine der grünen Hölen, die so schön den Busen dieser Berge schmücken, und verzehrten unter dem Schatten der | Fichte oder Ceder ihr einfaches Mahl, versüßt durch das Wasser des klaren Stroms und durch den Duft der wilden Blumen und aromatischen Pflanzen, welche die Felsen einfaßten und aus dem Grase hervorschimmerten.

An die östliche Seite des Gewächshaußes stieß ein Zimmer, welches Emilie das ihrige nannte, und worin sie ihre Bücher, Zeichnungen und musikalischen Instrumente nebst einigen Lieblingsvögeln um sich versammelt hatte. Hier beschäftigte sie sich gewöhnlich mit den schönen Künsten, die sie blos aus Neigung trieb, und in welchen ihr Genie, durch die Anweisung ihrer Eltern unterstützt, sie früh Fortschritte machen lehrte. Die Fenster dieses Zimmers, die bis zur Erde herabgiengen, hatten eine vorzüglich angenehme Aussicht auf einen kleinen Grasplatz, der rings das Haus umgab. Hier wurde das Auge zwischen Lustwäldchen von Mandeln, Palmen, Ellern und Myrthen hin auf die ferne Landschaft geleitet, wo die Garonne sich ergoß.

Oft sah man die ländlichen Bewohner dieses glücklichen Himmelsstrichs Abends nach vollendeter Arbeit am Rande des Flusses tanzen. Ihre frölichen Melodien, ihr leichter Schritt, die lebhaft Phantasie, die aus der oft barocken Figur ihrer Tänze hervorleuchtete, mit dem geschmackvollen, schalkhaften Anzug der Mädgen zusammengenommen, gaben der Scene ein durchaus französisches Ansehn.

| Die Vorderseite des Schlosses, dessen südliche Aussicht auf die erhabnen Berge stieß, enthielt unten an der Erde einen ländlichen Saal und zwei niedliche Wohnzimmer. Der erste Stock (einen zweiten hatte die Hütte nicht) war zu Schlafzimmern eingerichtet, ein einziges Zimmer, das auf einen Balcon stieß, und wo gewöhnlich gefrühstückt wurde, ausgenommen.



Auf dem umliegenden Grunde hatte St. Aubert sehr geschmackvolle Verbesserungen angebracht. Doch hieng er so sehr an den Eindrücken seiner Knabenjahre, daß er oft den Geschmack der Empfindung aufopferte. So hatte er von zwei alten Buchen, die das Gebäude beschatteten und die Aussicht hinderten, oft gesagt, daß er schwach genug seyn würde, über ihren Fall zu weinen, und statt sie abzuhauen, pflanzte er lieber noch ein kleines Wäldchen von Fichten und Ellern dazu an. Von einer, durch das schwellende Ufer des Flusses gebildeten hohen Terrasse erhob sich ein Wäldchen von Orangen, Limonien und Palmbäumen, deren Früchte in der Abendkühle balsamischen Wohlgeruch aushauchten. In einzelne Gruppen verstreut, standen noch hie und da Bäume andrer Art. Hier, unter dem dicken Schatten eines Ahornbaumes, der seinen majestätischen Wipfel nach dem Flusse hinstreckte, mochte gern in den schönen Sommerabenden St. Aubert mit seiner Frau und Kindern sitzen, und unter dem Laubwerk hervor die untergehende Sonne, den milden Glanz ihres von der Landschaft hinweg schwindenden Lichtes betrachten, bis der Schatten der Dämmerung die mannigfaltigen Formen in ein bleiches Grau zusammenschmolz. Auf diesem Plätzchen las er gerne, sprach mit seiner Frau, oder spielte mit seinen Kindern, und gab sich ganz dem Eindruck der süßen Gefühle hin, die aus Natur und Einfalt quellen. Oft sagte er mit Thränen der Freude in seinen Augen, daß diese Augenblicke unendlich süßer wären, als irgend welche in dem glänzenden Geräusch, wonach die Welt strebt, zugebracht. Sein Herz war ausgefüllt; es kannte keinen Wunsch nach höherer Glückseligkeit als er empfand. Das Bewußtseyn, recht zu handeln, verbreitete eine Heiterkeit über sein Wesen, welche nur dieß Bewußtseyn bei einem Manne von so feinem moralischen Gefühl hervorbringen konnte, und die den Genuß jeder ihn umgebenden Freude erhöhte.

Der tiefste Schatten der Dämmerung konnte ihn nicht von seinem Lieblingsbaume vertreiben. Er liebte die süße Stunde, wo die letzten Farben des Lichts erstarben, wo die dicht gesäeten Sterne durch den Aether zittern, und aus der dunkeln Fläche des Wassers

wiederstrahlen; die Stunde, welche vor allen andern die Seele in wehmüthig süßes Nachdenken versteckt, und sie erst zu erhabnen Betrachtungen emporhebt. Oft verweilte er noch hier, wenn schon der Mond seine sanften Stralen durch das Laub hingöß, und oft wurde sein ländliches Mahl von Milch und Früchten unter seinem Schatten ausgebreitet, bis durch die Stille der | Nacht der harmonische Gesang der Nachtigall drang, und die Seele in schwermüthig süße Gefühle einwiegte.

Der Tod seiner Söhne war die erste Unterbrechung des Glücks, das er in seiner ländlichen Einsamkeit genoß. Er verlor sie in dem Alter, wo die kindische Unbefangenheit so sehr fesseln kann, und wenn er gleich um seiner Gattin willen, den Ausdruck seines Schmerzes zu unterdrücken, und alle Philosophie aufzubieten suchte, so fühlte er doch nur zu gut, daß es keine Philosophie giebt, die bei einem solchen Verluste beruhigen kann. Eine Tochter war nunmehr sein einziges Kind, und während er mit sorgsamer Zärtlichkeit die Entfaltung ihrer jungen Geisteskräfte beobachtete, bemühte er sich mit unablässiger Sorgfalt den Zügen in ihrem Charakter entgegen zu arbeiten, die in der Folge ihre Glückseligkeit stören konnten. Sie verrieth in ihrem frühesten Alter ungewöhnliche Zartheit des Gefühls, und äusserste Güte; nur war mit diesen Eigenschaften ein für ihre künftige Ruhe zu feiner Grad von Zärtlichkeit verbunden. So wie sie an Jahren zunahm, gab diese Fühlbarkeit ihrem Geist einen Hang zum Nachdenken und ihrem Wesen eine Sanftheit, die den Reiz ihrer Schönheit erhöhte, und sie unendlich liebenswürdig machte. Allein St. Aubert besas zu viel gesunde Vernunft, um einen Schmuck einer Tugend vorzuziehn, und war scharfsinnig genug einzusehn, daß dieser Schmuck zu gefährlich für die Besitzerin war, um ein Glück genannt zu werden. Er gab | sich alle Mühe, ihre Seele zu stärken, und sie an Herrschaft über sich selbst zu gewöhnen; er lehrte sie, dem ersten Antriebe ihrer Gefühle zu widerstehn, und mit kaltem Blute die Vereitlung ihrer Wünsche zu betrachten, die er selbst ihr oft in den Weg zu legen wußte. Indem er sie unterrichtete, dem ersten Eindrücke zu

widerstehn, und sich die standhafte Seelenwürde zu erwerben, die allein den Leidenschaften das Gegengewicht zu halten, und uns über die Gewalt der Umstände empor zu heben vermag, gab er sich selbst eine Lehre der Stärke; denn oft mußte er mit anscheinender Gleichgültigkeit die Thränen und Kämpfe ansehen, welche seine Sorgfalt ihr kostete.

Emilie glich von Person ihrer Mutter; sie hatte ihr feines Ebenmaas der Gestalt, ihre Feinheit der Züge und ihre blauen Augen, voll süßer Zärtlichkeit. Allein so liebenswürdig auch ihre Person war, bestand doch ihr Hauptreiz in dem Ausdrucke ihres Gesichts, das mit zarter Bewegbarkeit alle Gefühle ihrer Seele verrieth, sobald Gespräch und Unterhaltung sie belebten.

St. Aubert bebaute ihren Verstand mit der ängstlichsten Sorgfalt: er brachte ihr eine allgemeine Uebersicht von den Wissenschaften, und eine genaue Bekanntschaft mit allen Theilen der schönen Literatur bei. Er lehrte sie Latein und Englisch, damit sie die Schönheiten der besten und erhabensten Dichter verstehen konnte. Sie zeigte von Kindheit an besondern Geschmack für Werke des Genies, und es war St. Auberts Grundsatz, sowohl als es seiner Neigung gemäß war, jede unschuldige Mittel der Glückseligkeit bei ihr zu befördern. Ein wohl angebauter Geist, sagte er oft, ist die beste Sicherheit gegen die Pest der Thorheit und des Lasters. Die leere Seele hascht immer nach Zeitvertreib, und stürzt sich lieber in Verwirrungen, um nur der Langenweile zu entgehn. Man bereichre sie mit Ideen, man lehre sie das Vergnügen des Denkens kosten, und gewiß wird die Befriedigung, die sie in ihrer innern Welt findet, die Versuchungen der äussern aufwiegen. Eine geübte Denkkraft, ausgebildete Seelenkräfte sind gleich nothwendig zum Glück eines ländlichen und städtischen Lebens; beim erstern verhindern sie die unangenehme Empfindung der Unthätigkeit und gewähren ein veredeltes Vergnügen durch den Geschmack, den sie am Großen und Schönen erzeugen; beim letztern machen sie Zerstreung weniger zu einem Gegenstande des Bedürfnisses und folglich des Bestrebens für uns.

Spatziergänge in der schönen Natur gehörten unter Emiliens früheste Vergnügungen, mehr aber noch als die sanfte und glühende Landschaft liebte sie die wilden Spatziergänge in den Wäldern, die das Gebürge einfaßten; vorzüglich aber die ungeheuern Klüfte und Berghölen, wo die Stille und Größe der Einsamkeit dem Ganzen eine schauerliche Ehrfurcht einflößte, | und ihre Gedanken zu dem Gotte des Himmels und der Erde emporhub. Oft wandelte sie hier einsam umher, in melancholischen Zauber gewiegt, bis der letzte Schimmer des Tages vom Westen verschwand; bis nichts mehr, als der einsame Laut einer Schäferglocke, oder das ferne Bellen eines Haushundes die Abendstille unterbrach: dann weckte die Dunkelheit der Wälder, das Zittern des Laubs in dem Lüftchen, die Fledermaus, die durch die Dämmerung schwirrte, das einzelne, bald verschwindende, bald wiederkehrende Licht in den Hütten, die Kräfte ihrer Seele zur Begeisterung und Poesie.

Ihr liebster Gang war zu einer kleinen Fischerhütte, die St. Aubert in einer Waldhölle am Rande eines Fließchens angelegt hatte, das von den Pyrenäen herab strömte, und nachdem es schäumend die Klippen herabgestürzt war, seinen stillen Lauf unter den Schatten hinwand, die sich in seinen klaren Fluten spiegelten. Ueber den Wäldern, die diese Hölle einzäunten, erhoben sich die hohen Gipfel der Pyrenäen, welche oft kühn durch die dunkeln Schatten ins Auge sprangen. Oft sah man nur das zertrümmerte Haupt eines Felsen, mit wildem Gesträuch gekrönt, oder eine Schäferhütte, die von dunkeln Cypressen, oder wallenden Ellern beschattet, an einer Klippe hieng. Aus den Tiefen der Wälder hervorgehend öffnete sich der Prospekt auf die ferne Landschaft, wo die reichen Weiden und mit Wein bedeckten Hügel von Gasconien | sich allmählig zu den Ebenen herabneigten, bis endlich an den sich windenden Ufern der Garonne, Wäldchen und Dörfer und Lusthäuser, die Schärfe ihrer Formen in der weiten Ferne verlierend, vor dem Auge in ein reiches harmonisches Colorit zusammenschmolzen.

Dieß war auch St. Auberts Lieblingsaufenthalt, wohin er sich oft von der Hitze des Mittags mit seiner Frau, seiner Tochter und

seinen Büchern zurückzog; oft kam er in der süßen Abendstunde, um die schweigende Dämmerung zu begrüßen, oder die Musik der Nachtigallen zu belauschen. Oft auch brachte er sich selbst Musik mit, und weckte das schlafende Echo durch den sanften Laut seiner Hoboe, wofern nicht Emiliens Töne neue Süßigkeit aus den Wellen zogen, über welchen sie bebten.

Einst bemerkte sie auf einem Spatziergange nach diesem Orte einige Zeilen von unbekannter Hand mit einer Bleifeder an die Wand geschrieben. Voll Verwundrung trat sie näher herzu und fand ein niedliches Sonnet, das an die unbekannte Göttin dieser Schatten gerichtet war. Emilie besaß nicht Eitelkeit genug, diese Zeilen auf sich zu deuten, eben so wenig aber konnte sie, wenn sie den kleinen Zirkel ihrer Bekannten durchlief, einen andern Gegenstand finden, an den sie gerichtet seyn könnten. Sie blieb also in Ungewißheit, die einem weniger beschäftigten Geist peinlicher gewesen seyn würde, als sie es ihr war. Sie | hatte nicht Musse, diesen zuerst unbedeutenden Umstand, durch öfteres Erinnern wichtiger für sie werden zu lassen. Die kleine Eitelkeit die vielleicht dadurch erregt worden war – denn dieselbe Ungewißheit welche ihr verbot, sich für den Gegenstand zu halten, der den unbekannteten Dichter zu diesem Sonnet könnte begeistert haben, verbot ihr auch, bestimmt das Gegentheil zu glauben – gieng wieder vorüber und unter ihren Studien, Büchern und der Ausübung geselliger Tugenden verschwand bald die ganze Sache aus ihren Gedanken.

Bald nachher erweckte eine Unpäßlichkeit ihres Vaters, der von einem Fieber befallen wurde, ängstliche Besorgnisse in ihrem Herzen. Wiewohl seine Krankheit nicht eigentlich gefährlich war, erlitt doch seine Gesundheit dadurch einen harten Stoß. Frau von St. Aubert und Emilie pflegten ihn mit unermüdeter Sorgfalt, allein seine Genesung gieng langsam, und so wie seine Kräfte wiederkehrten, schienen seiner Gattin Kräfte abzunehmen.

Seine liebe Fischerhütte war das erste Plätzchen, das er besuchte sobald er sich wieder stark genug fühlte, der freien Luft zu genießen. Ein Körbchen mit Eßwaaren, mit Büchern und Emiliens Laute

wurde vorausgeschickt; Fischergeräth bedurfte er nicht, denn er konnte nie Freude daran finden zu quälen oder zu zerstören.

| Nachdem er sich wohl eine Stunde mit Botanisiren beschäftigt hatte, wurde die Mittagsmahlzeit aufgetragen. Es war ein Mahl, durch das Dankgefühl, diesen Ort wieder besuchen zu können, gewürzt, und noch einmahl lächelte reines Familienglück unter diesen Schatten. Herr von St. Aubert sprach mit ungewöhnlicher Heiterkeit; jeder Gegenstand labte seine Sinnen. Die erquickende Freude, welche der erste Anblick der Natur nach dem Schmerz der Krankheit und der Verhaftung im Krankenzimmer gewährt, übersteigt alle Beschreibung, so wie die Begriffe des Gesunden. Die grünen Wälder und Weiden, der blumichte Rasen, das blaue Gewölke des Himmels; die balsamische Luft; das Murmeln des hellen Stroms und selbst das Gesumse jedes kleinen Insekts der Gebüsche schienen die Seele zu beleben und schon das bloße Daseyn zum Seegen zu machen.

Frau von St. Aubert, neu belebt durch die Heiterkeit und Wiedergenesung ihres Gatten, fühlte die Krankheit nicht mehr, die vor kurzem sie niedergebeugt hatte; sie wandelte an der Hand ihres Mannes und ihrer Tochter durch die romantischen Gänge dieses schönen Waldes, und oft wenn sie mit ihnen sprach, und sie abwechselnd ansah, bemächtigte sich ihrer eine wehmüthige Zärtlichkeit, die ihre Augen mit Thränen füllte. St. Aubert bemerkte dieß mehr als einmal und machte ihr einen sanften Vorwurf darüber; allein sie konnte nur lächeln, seine und Emiliens Hand ergreifen und noch stärker weinen. Er selbst fühlte sich bis zum schmerzhaften von gleich zärtlicher Wehmuth durchdrungen, und konnte sich nicht enthalten, insgeheim zu seufzen. »Vielleicht werde ich einst auf diese Augenblicke als auf dem Gipfel meines Glücks mit hoffnungsloser Trauer zurückblicken. Aber ich will sie nicht durch voreiliges Grämen trüben; ich will hoffen, daß ich nicht erleben werde, den Verlust derer zu beweinen, die mir theurer sind, als das Leben selbst.«

Um seinen Tiefsinn zu zerstreuen, oder vielleicht ihm ungestört

nachzuhängen, bat er Emilien, ihre Laute zu holen, die sie mit so süßem Ausdruck zu spielen wußte. Als sie sich der Fischerhütte näherte, erstaunte sie, die Töne des Instruments zu hören, das von der Hand des Geschmacks berührt, eine klagende Melodie hören ließ, die ihre ganze Aufmerksamkeit anzog. Sie hörte in tiefer Stille zu, und fürchtete, sich von der Stelle zu bewegen, damit nicht der Schall ihrer Tritte sie um eine Note der Musik brächte, oder den Musikus störte. Ausserhalb des Gebäudes war alles still und niemand ließ sich sehen. Sie horchte weiter, bis Ueberraschung und Freude durch Furchtsamkeit verdrängt wurden. Diese Furchtsamkeit stieg höher, wenn sie an die Zeilen an der Wand zurückdachte, und sie besann sich, ob sie weiter gehn oder umkehren sollte.

Indem hörte die Musik auf, und nach einem kurzen Besinnen faßte sie Muth, auf die Fischerhütte los | zu gehn, die sie mit schwankenden Schritten betrat und – leer fand. Ihre Laute lag auf dem Tuch, alles schien ruhig, und fast glaubte sie schon, ein andres Instrument gehört zu haben, bis sie sich erinnerte, daß ihre Laute auf der Fensterbank liegen geblieben war, als sie mit ihren Eltern in den Wald gieng. Sie fühlte sich beunruhigt, ohne zu wissen warum; die melancholische Dunkelheit des Abends, die tiefe Stille des Orts, nur durch das leise Zittern des Laubes unterbrochen, erhöhte ihre phantastische Aengstlichkeit, und sie wünschte die Hütte zu verlassen, als eine Schwäche sie anwandelte und sie nöthigte, sich niederzusetzen. Indem sie sich wieder aufzuraffen suchte, fielen ihr die an die Wand geschriebenen Zeilen ins Auge; sie fuhr zusammen als hätte sie einen Fremden gesehn; doch überwand sie endlich ihre Angst und gieng ans Fenster hin; sie sah, daß zu den bereits geschriebnen Zeilen noch andre hinzugesetzt waren, in welchen ihr Name stand.

Sie konnte nun nicht länger mehr zweifeln, daß sie damit gemeint sey, doch blieb es ihr noch eben so unerklärlich, als zuvor, wer der Verfasser seyn könne. Während sie darüber nachsann, glaubte sie einen Fußtritt ausserhalb des Gebäudes zu hören, und aufs neue erschreckt ergrif sie schnell ihre Laute und eilte davon. Ihre Eltern

fand sie auf einem kleinen Fußpfade, der sich längs der Hütte hinzog.

| Sie setzten sich auf einem grünen von Palmbäumen beschatteten Hügel, von wo man Gasconiens Thäler und Fluren übersah, und während ihre Augen über die prächtige Scene hinirrten, und sie den süßen Duft der Blumen und Kräuter einhauchten, spielte und sang Emilie einige ihrer Lieblingsarien mit der Delikatesse des Ausdrucks, worinn sie so ganz Meisterin war.

Musik und Gespräche hielten sie auf diesem bezauberten Plätzchen fest, bis der Sonne letzter Stral auf die Fluren sank; bis die weissen Seegel, die unter den Bergen auf der Garonne hinglitten, sich verdunkelten, und die Abenddämmerung sich über die Landschaft schlich. Es war eine melancholische aber nicht unangenehme Dämmerung. St. Aubert und seine Familie standen auf und verließen mit Leidwesen den Ort – ach Frau von St. Aubert wußte nicht, daß sie ihn auf immer verließ.

Als sie die Fischerhütte erreichten, vermißte ihre Mutter ihr Armband und besann sich, daß sie es nach der Mahlzeit vom Arm genommen und auf dem Tisch hatte liegen lassen. Nach langem Suchen, wobei Emilie sehr thätig war, mußte sie sich endlich in den Verlust ergeben. Dieß Armband hatte doppelten Werth für sie, weil ein Miniatürgemälde ihrer Tochter, das erst vor einigen Monaten gemalt und ihr sehr ähnlich war, sich daran befand. Emilie erröthete, und wurde nachdenkend; ihre Laute und die neugeschriebenen Zeilen hatten sie bereits überzeugt, daß in ihrer Abwesenheit ein Fremder in der Hütte gewesen seyn mußte und der Inhalt dieser Zeilen machte es nicht unwahrscheinlich, daß der Dichter, der Spieler und der Dieb eine Person waren. Allein ohngeachtet diese Umstände so ziemlich ein Ganzes ausmachten, hielt doch ein gewisses Gefühl sie unwiderstehlich zurück, etwas davon zu erwähnen, nur nahm sie sich insgeheim vor, nie wieder ohne Begleitung ihrer Eltern die Hütte zu besuchen.

Schweigend kehrten sie nach dem Schlosse zurück: Emilie dachte nach über den sonderbaren Vorfall; St. Aubert dachte in stiller Dankbarkeit an das Glück, welches er genoß, und Frau von St.



Aubert dachte mit Unruhe und Verlegenheit an den Verlust des Gemäldes. Als sie dem Hause nahe kamen; bemerkten sie ein ungewöhnliches Geräusch; sie hörten deutlich Stimmen; sahen Bedienten und Pferde zwischen den Bäumen und endlich auch einen Wagen, der schnell nach dem Schlosse hinrollte. Wie sie näher kamen, erkannte St. Aubert die Livree seines Schwagers und fand Herrn und Madame Quesnel bereits im Besuchzimmer. Sie hatten einige Tage zuvor Paris verlassen, und waren auf dem Wege nach ihrem Gute, das nur zehn Meilen von La Vallée lag, und das Herr Quesnel einige Jahre zuvor von St. Aubert gekauft hatte. Es war Frau von St. Auberts einziger Bruder; allein da Uebereinstimmung des Charakters die Bande der Verwandtschaft nie bei ihnen verstärkt hatte, pflegten sie nicht viel zusammen zu kommen. Herr Quesnel hatte immer in der großen Welt gelebt: Glanz und Schimmer war sein Wunsch und seine Gewandheit und Menschenkenntniß hatte ihm den Besitz beinahe von allem was er suchte verschafft. Es war wohl nicht zu verwundern, daß ein Mann von solchem Charakter St. Auberts Tugenden nicht würdigen konnte, und seinen reinen Geschmack, seine Einfachheit und gemäßigten Wünsche für Zeichen eines schwachen Geistes und eingeschränkten Kopfes hielt. Seiner Schwester Heirath mit St. Aubert war für seinen Stolz kränkend gewesen, denn er hatte immer gehofft eine Verbindung für sie zu knüpfen, die ihm zu der Wichtigkeit helfen könnte, die sein höchster Wunsch war, und wirklich hatte sie auch Anträge von Personen gehabt, deren Rang und Vermögen seinen Hoffnungen schmeichelte. Allein seine Schwester glaubte bey der Bewerbung des Herrn St. Auberts zu finden, daß Glanz und Glückseligkeit verschiedene Dinge wären, und besann sich nicht, die letztere dem ersten vorzuziehn. Herr Quesnel, wenn er auch die Wahrheit dieser Bemerkung nicht läugnen konnte, würde dennoch gern seiner Schwester Glück der Befriedigung seines Ehrgeizes aufgeopfert haben; und äusserte bey ihrer Heirath mit St. Aubert insgeheim seine Verachtung über ihre einfältige Wahl. Frau von St. Aubert war zwar klug genug, diese Beleidigung vor ihrem Manne

zu verbergen, doch fühlte sie eine geheime Erbitterung in ihrem Herzen aufsteigen, und wenn gleich Achtung für ihre eigene Würde und Rücksichten der Klugheit sie verhinderten, ihren Unwillen merken zu lassen, so behielt sie doch stets eine gewisse Zurückhaltung gegen ihren Bruder bey, deren Ursache er sehr wohl verstand.

Er selbst folgte bei seiner Heirath dem Beispiele seiner Schwester nicht. Seine Frau war eine Italienerin, von Geburt eine reiche Erbin, durch Natur und Erziehung aber eine eitle Närrin.

Sie beschlossen, die Nacht bey St. Aubert hinzubringen, und weil das Schloß nicht groß genug war, ihre Bedienten zu beherbergen, wurden diese in das benachbarte Dorf geschickt. Nachdem man sich gehörig begrüßt, und die Einrichtungen für die Nacht getroffen hatte, fieng Herr Quesnel an, seinen Verstand und Wichtigkeit auszukramen, während St. Aubert, der lange genug in der Einsamkeit gelebt hatte, um diese Gegenstände wenigstens neu zu finden, ihm mit einer Geduld und Aufmerksamkeit zuhörte, die sein Gast fälschlich für demüthige Verwunderung nahm. Er beschrieb die wenigen Festivitäten, welche die Unruhe der Zeit damals am Hofe Heinrich des dritten zuließ, mit einer Genauigkeit, welche die Zuhörer einigermaßen für seine Pralerei entschädigte; als er aber auf den Character des Herzogs von Zogeuse, auf einen | geheimen Traktat, der, wie er wissen wollte, mit der Pforte in Werke sey, und auf die Art, wie man Heinrich von Navarra empfangen hatte, zu sprechen kam, erinnerte sich Herr von St. Aubert seiner vormaligen Erfahrung genug, um zu merken, daß sein Gast nur zu einer untergeordneten Klasse von Politikern gehörte, und daß er unmöglich die Wichtigkeit, die er vorgab, wirklich besitzen konnte, da er so viel Werth auf kleine Gegenstände legte.

Madame Quesnel äusserte indessen der Madame St. Aubert ihre Verwunderung, daß sie es aushalten könnte, ihr Leben in diesem entlegenen Winkel der Welt hinzubringen, und beschrieb, wahrscheinlich um Neid zu erregen, den Glanz der Bälle, Banquete und Prozessionen, die eben zur Hochzeitfeier des Herzogs von Zogeuse mit Margarethen von Lothringen, der Königin Schwester waren

veranstaltet worden. Sie beschrieb mit gleicher Umständlichkeit sowohl die Pracht, die sie mit angesehen hatte, als die, von welcher sie ausgeschlossen blieb; indeß Emiliens lebhaftige Phantasie, während sie mit der heissen Neugier der Jugend zuhorchte, sich die Scenen erhöhte, die sie beschreiben hörte. Frau von St. Aubert aber dachte, indem sie mit einer Thräne im Auge ihre Familie ansah, daß wenn auch Glanz die Glückseeligkeit schmücken, doch Tugend allein sie geben kann.

Es werden nun zwölf Jahre seyn, St. Aubert, sagte Herr Quesnel, daß ich ihr Familiengut kaufte. – | Beinahe – erwiederte St. Aubert, indem er einen Seufzer unterdrückte. – Ich bin nun seit fünf Jahren nicht da gewesen, fuhr Herr Quesnel fort: Paris und seine Nachbarschaft ist doch in der That der einzige Ort, wo man leben kann, und ich bin nun einmal so tief in politische Angelegenheiten verwickelt, und habe alle Hände so voll zu thun, daß es mir schwer wird, mich nur auf ein oder ein paar Monate fortzustehlen.

St. Aubert schwieg und Herr Quesnel fuhr fort – ich habe mich oft gewundert, wie ein Mann, der in der Hauptstadt gelebt hat, und an Gesellschaft gewöhnt gewesen ist, wie Sie, auf dem Lande ausdauern kann – besonders in einem so entlegnen Winkel wie hier, wo Sie nichts sehen und hören, und sich kaum bewußt seyn können, daß Sie leben.

Ich lebe für meine Familie und für mich selbst, und bin zufrieden, jezt nur das *Glück* zu kennen; vormals kannte ich das *Leben*.

»Ich bin Willens, ein dreissig oder vierzig tausend Livres auf Verbesserungen zu wenden«, sagte Herr Quesnel, ohne daß er St. Auberts Worte zu bemerken schien, »denn ich habe mir vorgenommen, zukünftigen Sommer meine Freunde, den Herzog von Durefort und den Marquis Ramont auf ein oder ein paar Monate mit mir hieher zu bringen.«

| Auf St. Auberts Frage, worinn diese beabsichtigten Veränderungen bestehn sollten, antwortete er, daß er den alten östlichen Flügel des Gebäudes niederreißen und statt dessen eine Reihe von Ställen hinsetzen wolle. »Dann«, sagte er, »werde ich einen Eßsaal, einen

Gesellschaftssaal, einen Vorsaal und eine Reihe von Bedientenzimmern anlegen: denn gegenwärtig kann ich kaum den dritten Theil meiner Leute lassen.«

»Für unsers Vaters Haushalt war das Gebäude groß genug«, sagte St. Aubert, dem es weh that, daß das alte Haus so verändert werden sollte – »und der war doch wahrlich nicht klein.«

»Unsere Begriffe haben sich seitdem erweitert«, sagte Herr Quesnel, »was damals auf anständigen Fuß leben hieß, wäre jezt nicht zum Aushalten.«

– Sogar dem ruhigen St. Aubert stieg bei diesen Worten das Blut ins Gesicht, doch machte sein Unwillen bald der Verachtung Raum.

»Der Platz um das Schloß ist mit Bäumen überladen; ich denke einige davon umzuhauen.«

»Auch die Bäume umhauen!« sagte St. Aubert.

»Allerdings. Und warum nicht, da sie die Aussicht hindern. Da steht ein Wallnusbaum, der seine Zweige vor der ganzen Südseite des Schlosses ausbreitet, und so alt ist, daß der hohle Stamm, wie ich | höre, ein ganzes Dutzend Menschen in sich fassen kann. Bey aller Ihrer Schwärmerei, werden Sie mir doch nicht streitig machen, daß ein so saftloser alter Baum wie dieser, weder zum Nutzen noch zur Schönheit gereichen kann.«

»Um Gotteswillen!« rief St. Aubert, »Sie werden doch den edeln Nußbaum nicht zerstören, der schon seit Jahrhunderten der Stolz der Gegend gewesen ist! Er stand schon in seiner Reife, als das jetzige Gebäude errichtet wurde. Wie oft kletterte ich in meiner Jugend auf seinen breiten Zweigen umher, und saß, wie in einer Laube unter einer Welt von Blättern, wenn es dick über mir regnete, und doch kein Tropfen bis zu mir drang! Wie oft habe ich mit meinem Buche in der Hand da gesessen, bald gelesen, bald zwischen den Zweigen hinauf die weite Landschaft und die untergehende Sonne gesehn, bis die Dämmerung einfiel und die Vögel zu ihren kleinen Nestern zwischen dem Laube nach Haus trieb. Wie oft – aber verzeihen Sie«, setzte er hinzu, indem er sich schnell besann, daß er mit einem Manne sprach, der seine Gefühle weder

fassen, noch ihnen Nachsicht einräumen konnte; »ich spreche von Zeiten und Empfindungen, die eben so altmodisch sind, als der Geschmack, der diesen ehrwürdigen Baum verschonen wollte.«

»Er wird zuverlässig abgehauen werden«, sagte Herr Quesnel, »ich werde vermuthlich einige Pappel|weiden zwischen die dicken Wallnusbäume setzen, die ich vor dem Schlosse stehen lassen will. Meine Frau hat eine besondere Vorliebe für die Pappelweiden und hat mir oft gesagt, wie sehr ein Lustschloß ihres Onkels, nicht weit von Venedig, dadurch verschönert wird.«

»An den Ufern des Brenta, wo die pyramidalische Form der Pappelweide durch Fichten und Cypressen gehoben wird, und wo ihre Zweige über lichte Portico's und Säulen wehn, verziert sie unstreitig die Gegend; allein unter den Riesen des Waldes und neben einem schwerfälligen, gothischen Gebäude –«

»Gut, gut«, unterbrach ihn Herr Quesnel – »ich will nicht mit Ihnen streiten, Sie müßten wieder nach Paris gehn, wenn wir in unsern Ideen überein kommen wollten. Aber – weil wir doch einmal von Venedig sprechen, ich bin Willens, nächsten Sommer dahin zu gehn. Vielleicht werden sich die Umstände so fügen, daß ich von dieser Villa Besitz nehme, die über alle Beschreibung schön seyn soll. In dem Falle werde ich mich eine Zeitlang in Italien aufhalten, und die Verbesserungen, wovon wir sprachen, einem andern überlassen.«

Emilie wunderte sich, ihn von einem Aufenthalt in Italien reden zu hören, da er kurz zuvor geäußert hatte, daß seine Gegenwart in Paris so nothwendig | wäre, daß es ihm schwer würde, sich nur ein paar Monate von da wegzustehlen: allein St. Aubert durchschaute die Selbstwichtigkeit des Mannes zu gut um sich über so etwas zu wundern; und die Möglichkeit, daß die Verbesserungen, woran er so ungerne dachte, verschoben werden konnten, ließ ihn hoffen, daß sie vielleicht ganz unterbleiben würden.

Ehe sie einander gute Nacht sagten, wünschte Herr Quesnel mit St. Aubert alleine zu sprechen, und sie verfügten sich in ein Nebenzimmer, wo sie lange Zeit verweilten. Der Inhalt dieses Gesprä-

ches blieb verschwiegen, allein es war merklich, daß St. Aubert, als sie zum Abendessen zurückkamen, ganz ausser Fassung war, und daß ein Unmuth, den er nicht unterdrücken konnte, seine Züge beschattete. Seine Frau wurde unruhig, und gerieth in Versuchung, ihn zu befragen, sobald sie allein waren, aber eine gewisse Delikatesse hielt sie zurück, da sie bedachte, daß St. Aubert nicht auf ihr Fragen warten würde, wenn er sie mit dem Gegenstand seiner Bekümmerniß bekannt zu machen wünschte.

Den andern Tag hatte Herr Quesnel vor seiner Abreise noch eine zweite lange Conferenz mit St. Aubert.

Nachdem die Gäste Mittag im Schlosse gehalten hatten, machten sie sich in der Abendkühle auf den Weg nach Epourville, wohin sie Herrn und Frau von | St. Aubert dringend einluden, wahrscheinlich mehr aus Eitelkeit, um ihre Herrlichkeit vor ihnen auszukramen, als aus dem Wunsche, ihren Freunden Vergnügen zu machen.

Emilie kehrte mit großer Freude wieder zu der Freiheit, die dieser Gäste Gegenwart eingeschränkt hatte, zu ihren Büchern, Spaziergängen und zu der verständigen Unterhaltung ihrer Eltern zurück, die sich nicht minder zu freuen schienen, von den Fesseln befreit zu seyn, welche Hochmuth und Frivolität ihnen aufgelegt hatten.

Frau von St. Aubert klagte, daß sie sich nicht wohl genug befände, an dem gewöhnlichen Abendspaziergang Theil zu nehmen, und St. Aubert gieng mit Emilien allein.

Sie wählten einen Spaziergang nach den Gebürgen, um einige arme Alte zu besuchen, die St. Aubert von seinem sehr geringen Einkommen zu unterstützen Mittel fand, welches allem Vermuthen nach Herr Quesnel von seinem sehr großen Vermögen nicht würde gethan haben.

Nachdem er seinen Armen ihr kleines Wochengeld ausgezahlt, geduldig die Klagen von einigen angehört, den Beschwerden anderer abgeholfen und das Leiden aller durch den Blick des zärtlichen Mitleids und | das Lächeln des Wohlwollens gemildert hatte, kehrte er mit Emilien durch die Abenddämmerung schweigend zurück, eingewiegt in die süße Ruhe, die aus dem Bewusstseyn guter Hand-

lungen entsteht, und uns geneigt macht, aus jedem Gegenstande um uns her Freude zu schöpfen.

Frau von St. Aubert hatte sich bereits in ihr Schlafzimmer begeben; die Ermattung und Schwermuth, welche sie zeither niedergedrückt hatte, war nach der Anstrengung, womit sie sich vor ihren Gästen zu verbergen suchte, jezt mit doppelter Gewalt wieder zurückgekehrt. Den Tag darauf ließen sich Zeichen von Fieber sehn, und St. Aubert hörte von dem Arzt, den er rufen ließ, daß sie dasselbe Fieber hätte, wovon er erst kürzlich genesen war. Wahrscheinlich hatte er sie angesteckt, während sie ihn in seiner Krankheit verpflegte und das Gift war in ihrem schwachen Körper umher geschlichen, bis es endlich zum Ausbruch kam. St. Aubert, dessen ängstliche Besorgnis für seine Gattin keinen andern Gedanken zuließ, behielt den Arzt im Hause. Er erinnerte sich an die Gefühle und Betrachtungen, die ihn für einen Augenblick niederdrückten, als er das leztemal in Begleitung seiner Frau und Tochter die Fischerhütte besuchte, und konnte einem bangen Vorgefühl nicht widerstehn, das diese Krankheit von gefährlichen Folgen seyn würde. Doch gab er sich alle Mühe diese Gedanken vor ihr selbst und vor seiner Tochter zu verbergen, die er mit der Hoffnung, daß die angewandte Sorgfalt nicht vergebens sehn würde, aufzurichten suchte. Der Arzt antwortete auf St. Auberts Frage, was er von der Krankheit hielte, daß der Ausgang von Umständen abhänge, die er nicht voraus bestimmen könnte. Frau von St. Aubert schien besser zu wissen, wie sie daran war, allein sie gab es nur durch Blicke zu verstehn. Sie sah oft ihre bekümmerten Freunde mit einem Ausdruck von Mitleid und Zärtlichkeit an, als ahndete sie den Kummer vorher, der ihrer wartete, und als wollte sie sagen, daß sie nur um ihrentwillen das Leben ungern verliesse. Am siebenten Tage hatte die Krankheit den entscheidenden Punkt erreicht. Der Arzt nahm eine ernsthafte Miene an; sie bemerkte es, und sagte ihm heimlich, sie fühlte, daß ihr Tod nahe wäre. Geben Sie sich nicht die Mühe, mich zu hintergehn, sagte sie, ich fühle, daß ich nicht länger leben kann. Ich bin auf diesen Ausgang gefaßt, und war schon lange dar-

auf vorbereitet. Da ich nicht lange mehr zu leben habe, so lassen Sie sich durch kein falsches Mitleid verleiten, meiner Familie mit leeren Hoffnungen zu schmeicheln; ihr Schmerz würde am Ende nur noch heftiger seyn; ich will mich bemühen, sie durch mein Beispiel Ergebung zu lehren.

Der Arzt versprach voll Rührung ihr zu folgen, und sagte ihrem Manne mit wenigen Worten, daß keine Hoffnung mehr übrig sey. Dieser war nicht Philosoph | genug, um seine Empfindungen bey einer solchen Nachricht zu unterdrücken, allein die Betrachtung, wie sehr der Anblick seines Schmerzes seiner Frau Leiden vermehren müßte, setzte ihn bald in Stand, sich in ihrer Gegenwart Gewalt anzuthun. Emilie wurde anfangs von der Nachricht überwältigt, bald aber belebten ihre heissen Wünsche die Hoffnung in ihrem Herzen, daß ihre Mutter doch noch genesen würde, und an dieser Hoffnung hieng sie hartnäckig beinahe bis auf die letzte Stunde.

Bey Frau von St. Aubert zeigte sich der Fortschritt der Krankheit durch geduldiges Ausharren und unterdrückte Wünsche. Die Fassung, womit sie ihrem Tode entgegen sah, konnte nur aus dem Rückblick auf ein Leben entstehn, das, so weit die menschliche Schwäche es zuläßt, durch das Bewußtseyn stets in der Gegenwart Gottes zu seyn, und durch Hoffnung auf eine bessere Welt geleitet wurde. Aber ganz konnte ihre Frömmigkeit nicht den Schmerz besiegen, sich von denen zu trennen, die sie so zärtlich liebte. Sie sprach in ihren letzten Stunden viel mit St. Aubert und Emilien über die Aussicht auf die Zukunft und über andre religieuse Gegenstände. Ihre Ergebung, ihre feste Hoffnung, in einer zukünftigen Welt die Freunde wieder zu treffen, die sie in dieser verlassen mußte, und die sichtliche Anstrengung, womit sie ihren Schmerz über die bevorstehende kurze Trennung zu unterdrücken suchte, rührten ihren Mann oft so sehr, daß er das | Zimmer verlassen mußte. Wenn er eine Zeitlang seinen Thränen Luft gemacht hatte, trocknete er sie, und kehrte mit einem Gesicht, dem er gewaltsam eine Fassung zu geben suchte, die nur seinen Schmerz vermehrte, in das Krankenzimmer zurück.



Nie hatte Emilie so tief als in diesen Augenblicken die Wichtigkeit der Lehre empfunden, ihre Fühlbarkeit zu unterdrücken, und nie hatte sie mit so vollständigem Siege sie ausgeübt. Als aber der letzte Augenblick vorüber war, sank sie mit eins unter der Last ihres Schmerzes zu Boden, und fühlte dann, daß sie ihre bisherige Fassung mehr der Hoffnung, die sie noch immer insgeheim genährt hatte, als ihrer Seelenstärke verdankte. St. Aubert war für eine Zeitlang selbst zu trostlos, um seiner Tochter Trost mittheilen zu können.

## Zweites Kapitel

Frau von St. Aubert wurde in der benachbarten Dorfkirche begraben: ihr Mann und ihre Tochter begleiteten sie zum Grabe, wohin ein langer Zug von Bauern ihnen folgte, die aufrichtig diese vor-  
treffliche Frau beklagten.

St. Aubert verschloß sich nach seiner Zurückkunft von dem Leichenbegängniß in seinem Zimmer. Als er wieder hervor kam, war sein Gesicht heiter, obgleich blaß von Kummer. Er ließ sein ganzes Hausgesinde zusammenrufen. Emilie hatte, überwältigt von der eben angesehenen Scene sich in ihr Kabinet zurückgezogen, um ungestört zu weinen. St. Aubert folgte ihr dahin; er ergrif stillschweigend ihre Hand, während sie fortfuhr zu weinen, und es verstrichen einige Augenblicke, ehe er Herr genug über seine Stimme ward, um zu sprechen. Mit bebenden Lippen sagte er ihr: »meine Emilie, ich gehe, um mit meinen Leuten zu beten. Wir müssen Hülfe von oben herab flehen, wo sollen wir sonst sie suchen, wo anders sie finden?«

Emilie hielt ihre Thränen zurück und folgte ihrem Vater in den Saal, wo die Bedienten bereits versammelt waren. St. Aubert las mit leiser feyerlicher Stimme die Abendandacht und fügte ein Gebet für die Seele der Abgeschiednen hinzu. Oft bebte seine Stimme, Thränen fielen auf das Buch und endlich hielt er inne. Allmählig

aber erhoben die seeligen Gefühle reiner Andacht seine Seele über diese Welt und brachten endlich Trost in sein Herz.

Nachdem er den Gottesdienst geendigt und die Bedienten fortgeschickt hatte, küßte er zärtlich Emilien und sagte: »ich habe von deiner frühesten Jugend an mich bemüht, dir die Pflicht der Selbstbeherrschung zu lehren. Ich habe dich aufmerksam gemacht, wie wichtig sie uns durchs ganze Leben ist, da sie uns nicht nur bey den mancherlei und gefährlichen Versuchungen, die uns von Rechtchaffenheit und Tugend ableiten, aufrecht erhält, sondern auch der weichen Nachsicht entgegen arbeitet, welche Tugend genannt wird, aber über eine gewisse Gränze hinausgetrieben, in Laster ausartet, und traurige Folgen nach sich zieht. Alles Uebermaß ist Fehler; selbst der in seinem Ursprung liebenswürdige Schmerz wird zur selbstsüchtigen ungerechten Leidenschaft, wenn wir ihm auf Kosten | unsrer Pflichten nachhängen; unter Pflichten verstehe ich, was wir uns selbst sowohl als andern schuldig sind. Die Nachsicht gegen den übermäßigen Schmerz entnervt die Seele und macht sie unempfänglich für den mannigfaltigen unschuldigen Genuß, den ein wohlthätiger Gott zum Sonnenschein unsers Lebens bestimmte. Erinner dich, meine Emilie, der Lehren, die ich dir so oft gegeben habe, und die deine eigne Erfahrung dir als weise gezeigt hat. Dein Grämen ist unnütz. Nimm dieß nicht bloß als eine Alltagsbemerkung auf, sondern laß wirklich deine Vernunft den Gram unterdrücken. Ich wünsche nicht, deine Gefühle zu tödten, mein Kind, sondern bloß dich sie beherrschen zu lehren: denn was für Uebel auch aus einem zu empfänglichen Herzen entspringen mögen, so läßt sich doch von einem unempfindlichen nichts hoffen; ein solches ist ganz Laster; und zwar Laster, dessen Häßlichkeit durch keinen Schein oder Möglichkeit des Guten gemildert wird. Du kennst mein Leiden, und bist also gewiß überzeugt, daß dieß nicht leere Worte sind, die bey solchen Gelegenheiten so oft wiederholt werden, um selbst die Quellen eines rühmlichen Gefühls zu vernichten oder, die oft bloß dazu dienen, die selbstsüchtige Pralerei einer falschen Philosophie auszukramen. Ich will meiner

Emilie zeigen, daß ich ausüben kann, was ich lehre. Ich habe so viel gesagt, denn ich kann es nicht ansehen, daß du dich in fruchtlosen Kummer verzehrst, weil dir die Kraft zum Widerstande mangelt, die man von der Seele fordern | muß: und ich habe es erst jezt gesagt, weil es einen Zeitpunkt giebt, wo alles Vernünfteln der Natur weichen muß. Dieser ist vorüber; ein anderer aber, wo übertriebne, zur Gewohnheit gewordne Nachsicht alle Spannkraft so niederdrückt, daß der Sieg beynahe unmöglich wird, naht heran: du, meine Emilie, wirst zeigen, daß du ihn zu vermeiden bereit bist.«

Emilie lächelte durch ihre Thränen hin auf ihren Vater. Bester Vater, sagte sie, und ihre Stimme bebte – ich werde mich Ihrer würdig zeigen – wollte sie sagen, aber ein Gemisch von Dankbarkeit, Zärtlichkeit und Schmerz überwältigte sie. St. Aubert ließ sie ungestört ausweinen und fieng dann von andern Gegenständen zu reden an.

Die erste Person, welche dem St. Aubert ihr Beyleid zu bezeugen kam, war ein gewisser Herr Barreaux, ein harter und dem Anschein nach fühlloser Mann. Ein Geschmack an Botanik, der sie oft bey ihren Wanderungen zwischen den Gebürgen zusammen führte, hatte sie zuerst mit einander bekannt gemacht. Herr Barreaux hatte sich von der Welt, und beynahe von der Gesellschaft zurückgezogen, um in einem angenehmen Schlosse, am Saume der Wälder, nahebei La Vallée zu leben. Auch er hatte sich in seiner Meynung vom Menschengeschlechte betrogen, aber er vergoß nicht Thränen um selbiges, wie St. Aubert; er fühlte mehr Unwillen über ihre Laster, als Mitleid mit ihrer Schwäche.

| St. Aubert wunderte sich beynahe, ihn zu sehn, denn so oft er ihn auch auf sein Schloß eingeladen hatte, war er doch nie gekommen, und jezt trat er auf einmal ohne alle Umstände als ein alter Freund ins Zimmer. Die Ansprüche des Unglücks schienen alle Rauhigkeit und Vorurtheile seines Herzens besiegt zu haben. Der unglückliche St. Aubert war der einzige Gegenstand, der seine Gedanken beschäftigte. Mehr durch sein Wesen als durch Worte

bezeugte er seine Theilnahme an seinen Freunden. Er sprach wenig über den Gegenstand ihres Schmerzes; allein die sorgsame Aufmerksamkeit, die er ihnen widmete; der Ton seiner Stimme und der sanfte Blick, der sie begleitete, kamen aus seinem Herzen und sprachen zu dem ihrigen.

In dieser traurigen Zeit erhielt St. Aubert auch einen Besuch von Madame Cheron, seiner einzigen noch lebenden Schwester, die seit einem Jahre Wittwe war, und jezt auf ihrem Gute, nahe bey Toulouse wohnte. Er hatte nie häufigen Umgang mit ihr gehabt. Sie ließ es nicht an Worten fehlen, ihm ihr Beyleid zu bezeugen; allein die Zauberkraft des Blicks, der zur Seele spricht, der Stimme, die wie Balsam zum Herzen dringt, verstand sie nicht – doch versicherte sie St. Aubert, daß sie aufrichtig mit ihm sympathisire, pries die Tugenden seiner verstorbenen Frau und bot ihm dar, was sie für Trost hielt. Emilie weinte unaufhörlich, während sie sprach. St. | Aubert blieb ruhig, hörte sie stillschweigend an, und lenkte dann die Unterredung auf einen andern Gegenstand.

Beym Abschiede lud sie ihn und ihre Nichte dringend ein, sie bald zu besuchen. »Veränderung des Orts wird Euch zerstreuen«, sagte sie, »und es ist nicht recht, dem Kummer zu viel einzuräumen.« So abgedroschen auch diese Worte waren, erkannte doch St. Aubert ihre Wahrheit; nur fühlte er sich weniger als je geneigt, den Ort zu verlassen, den seine verschwundne Glückseligkeit geheiligt hatte. Die Gegenwart seiner Frau hatte jeden Gegenstand um ihn her geweiht, und jeder neue Tag verstärkte, in eben dem Maße, wie er die Schärfe seines Leidens milderte, den zärtlichen Zauber, der ihn an seine Heimath band.

Allein es gab Aufforderungen, die er nicht ablehnen konnte, und der Besuch, den er seinem Schwager Quesnel machte, gehörte darunter. Eine Sache von Wichtigkeit nöthigte ihn, diesen Besuch nicht länger zu verschieben, und um Emilien aus ihrer Niedergeschlagenheit zu reissen, nahm er sie nach Epourville mit.

Als der Wagen in den Wald fuhr, der an sein väterliches Gebiet gränzte, fielen seine Augen noch einmal auf die thurmigten Spit-

zen des Schlosses. Er seufzte bey dem Gedanken an die Veränderungen, die | sich seit seinem letzten Aufenthalte mit diesem Orte zugetragen hatten, der nunmehr das Eigenthum eines Mannes war, der seinen Werth weder ehrte noch schätzte. Endlich betrat er den Eingang, dessen hohe Bäume ihn so oft entzückten, als er noch Knabe war, und dessen melancholischer Schatten jetzt so ganz mit der Stimmung seiner Seele harmonirte. Jeder Theil des Gebäudes, das sich durch eine gewisse schwerfällige Größe auszeichnete, trat nach und nach zwischen den Bäumen hervor. Sein Auge verweilte lange auf dem breiten Thurme, auf dem gewölbten Thorwege, der in die Vorhöfe führte, auf der Zugbrücke und dem vertrockneten Graben, der das Ganze umzingelte.

Das Geräusch des Wagens brachte einen Haufen Bedienten an das große Thor. Hier stieg St. Aubert aus, und führte Emilien in den gothischen Saal, den jetzt nicht mehr die Waffen und alten Fahnen der Familie schmückten. Sie waren längst aus dem Wege geräumt und das eichne Täfelwerk und die Reifen, welche quer über die Decke hinliefen, waren weiß überstrichen. Auch der große Tisch, der ehemals die obere Ecke des Saales einnahm, an welchem der Herr des Hauses seine Gastfreyheit so gerne zeigen mochte, und wo der Schall fröhlichen Gelächters und der Gesang geselliger Freude so oft ertönten, war fortgeschafft; selbst die Bänke, die ringsum den Saal einfaßten, standen nicht mehr. Die dicken Mauern waren mit klein|lichen Verzierungen behangen und alles was man sah, verrieth den falschen, verderbten Geschmack des gegenwärtigen Besitzers.

St. Aubert folgte einem leichtfüßigen Pariser Bedienten in einen Saal, wo er Herr und Frau von Quesnel fand, die ihn mit steifer Höflichkeit empfiengen und nach einigen wenigen Beyleidskomplimenten ganz zu vergessen schienen, daß sie je eine Schwester hatten.

Emilie fühlte ihre Augen von Thränen schwellen, die bald wieder Unwillen zurücktrieb. St. Aubert, ruhig und besonnen, behielt seine Würde bey, ohne Wichtigkeit zu affektiren, und Quesnel

fühlte sich durch ihre Gegenwart bedrückt, ohne deutlich sagen zu können, warum.

Nach einigen allgemeinen Gesprächen verlangte St. Aubert mit ihm allein zu reden, und Emilie, die bey Frau von Quesnel zurückblieb, hörte bald, daß eine große Gesellschaft zu Mittage aufs Schloß eingeladen war, und mußte erfahren, daß nichts, was geschehen und unwiederbringlich verloren war, die laute Freude der gegenwärtigen Stunde stören konnte.

Quesnels Fühllosigkeit, an diesem Tage eine große Gesellschaft einzuladen, empörte St. Aubert so sehr, daß er unverzüglich wieder nach Hause zurückkehren wollte; allein er erfuhr, daß Madame Cheron eingeladen war, um hier mit ihm zusammen zu kommen; und wenn er Emilien ansah und bedachte, daß die Zeit vielleicht nicht mehr fern war, wo ihres Onkels Feindschaft ihr schaden konnte, beschloß er, ihn nicht durch ein Betragen zu erbittern, welches dieselben Personen, die jetzt so wenig Sinn für Schicklichkeit zeigten, als höchst unschicklich tadeln würden.

Unter den versammelten Gästen befanden sich zwey Italiener; der eine, Namens Montoni, ein weitläufiger Verwandter von Frau von Quesnel, schien ein Mann von ohngefähr vierzig Jahren. Er war ausnehmend schön von Person, allein seine männlichen und ausdrucksvollen Gesichtszüge verriethen eben so viel gebieterischen Stolz als Scharfsinn und schnelle Geisteskraft.

Signor Cavigni, sein Freund, mochte etwan dreissig Jahre alt seyn. An Würde stand er ihm nach, an Scharfsinn schien er ihm gleich, an Gefälligkeit des Betragens aber übertraf er ihn weit.

Emilie erschrack, als sie Madame Cheron ihren Vater mit den Worten bewillkommen hörte: »Lieber Bruder, es thut mir leid, daß du so übel aussiehst; frage doch einen Arzt um Rath.«

| St. Aubert antwortete mit schwermüthigem Lächeln, daß er sich wie gewöhnlich befände, allein Emiliens ängstliche Besorgniß glaubte eine Veränderung in seinen Zügen zu sehn, die sie alles ärgste fürchten ließ.

Emilie würde sich an den neuen Characteren, die sie kennen

lernte, und an der Mannigfaltigkeit der Unterhaltung bey der Tafel, die an Glanz und Pracht alles, was sie noch von der Art gesehen hatte, übertraf, ergötzt haben, wäre ihre Seele weniger bekümmert gewesen. Signor Montoni war erst kürzlich aus Italien zurückgekommen, und sprach von den Unruhen, welche damals dieses Land zerrütteten: er sprach mit Wärme von den Streitigkeiten der Partheyen und beklagte die wahrscheinlichen Folgen dieser Gährung. Sein Freund Cavigni sprach mit gleicher Wärme von den politischen Angelegenheiten seines Landes, pries die Regierungsform und den Wohlstand von Venedig, und rühmte seine entschiednen Vorzüge über alle andern italienischen Staaten. Er wandte sich darauf zu den Frauenzimmern und sprach mit derselben Beredsamkeit von Pariser Moden, von der französischen Oper und französischen Gebräuchen, wobey er nichts einzumischen vergaß, was dem französischen Geschmack so vorzüglich angenehm ist. Diejenigen, denen diese Schmeicheley galt, fühlten sie nicht, wiewohl die Wirkung davon sich in einer demüthigen Aufmerksamkeit zeigte, die seiner Bemerkung nicht entgieng. So oft | er sich von der Zudringlichkeit der andern Damen losmachen konnte, richtete er das Gespräch an Emilien; allein sie verstand nichts von Pariser Moden und Pariser Opern, und ihre Bescheidenheit, Einfachheit und sittsames Betragen stachen sehr gegen die freyen Sitten ihrer Gesellschafterinnen ab.

Nach Tisch schlich sich St. Aubert aus dem Zimmer, um noch einmal den alten Nußbaum zu sehn, den Quesnel umhauen wollte. Als er unter seinem Schatten stand und unter den noch immer reichbelaubten Zweigen emporblickte, und hie und da den blauen Himmel zwischen ihnen zittern sah, drängten sich die Begebenheiten seiner frühern Jahre, die Bilder seiner Freunde, die längst von der Erde verschwunden waren, vor seiner Seele vorüber, und er schien sich ein isolirtes Wesen, das ausser Emilien niemanden mehr hatte, sein Herz zu erwärmen.

Verloren unter den Szenen von Jahren, welche die Phantasie hervorrief, stand er da, bis die Reihe sich mit dem Gemälde seines

sterbenden Weibes schloß – er starrte hinweg, um es wo möglich im Rausche gesellschaftlicher Betäubung zu vergessen.

St. Aubert bestellte seinen Wagen frühzeitig, und Emilie bemerkte, daß er auf dem Rückwege ungewöhnlich still und niedergeschlagen war: doch hielt sie dieß für die Wirkung seines Besuchs nach einem Orte, | der so beredt von vergangenen Zeiten sprach, ohne zu argwöhnen, daß er eine Ursache des Kammers hatte, die er vor ihr verbarg.

Als sie das Schloß betraten, fühlte sie sich niedergeschlagener als je, denn sie vermüßte mehr als je die Gegenwart der theuren Mutter, die sonst ihre Zurückkunft mit zärtlichem Lächeln begrüßte, alles war jetzt still und verlassen.

Allein was Vernunft und Anstrengung nicht vermögen, vermag oft die Zeit. Woche nach Woche verstrich und jede nahm so wie sie vorübergien, etwas von der Bitterkeit des Schmerzes mit sich hinweg, bis er zu der zärtlichen Wehmuth herab schmolz, die dem fühlenden Herzen heilig ist. St. Aubert aber nahm sichtlich an Kräften ab, wiewohl Emilie, die ihn stets umgab, beynahe die letzte war, die es bemerkte. Er hatte sich noch nicht ganz von dem letzten Fieber erholt, und der Stoß, den nachher der Frau von St. Aubert Tod ihm beybrachte, gab seinen Kräften den letzten Rest. Sein Arzt rieth ihm eine Reise zu machen, denn es war sichtlich, daß der Gram seine ohnehin durch die letzte Krankheit angegriffenen Nerven geschwächt hatte, und der Arzt hoffte, daß Abwechslung der Gegenstände sein Gemüth erheitern, und den Nerven ihre verlorne Spannkraft wieder geben würde.

| Emilie beschäftigte sich einige Tage lang mit Zurüstungen zur Reise, während er darauf dachte, seine Ausgaben zu Hause indeß einzuschränken, zu welchem Ende er sich entschloß, seine Domestiken zu verabschieden. Emilie war nicht gewohnt, sich durch Fragen oder Vorstellungen ihres Vaters Willen zu widersetzen, sonst würde sie gefragt haben, warum er nicht einen Bedienten mitnähme, und ihm vorgestellt haben, daß dieß bey seiner schlechten Gesundheit beynahe nothwendig sey. Als sie aber am Abend vor



ihrer Abreise fand, daß er Jakob, Franciska und Marien abdankte, und nur Theresen, die alte Haushälterin behielt, wunderte sie sich sehr und wagte es, ihn um die Ursache zu befragen. – »Um Ausgaben zu sparen«, war seine Antwort; »wir gehn auf eine kostbare Reise.«

Der Arzt hatte ihm die Luft von Languedoc und Provence angerathen, und St. Aubert beschloß, gemächlich längs den Ufern des mittelländischen Meeres nach Provence zu reisen.

Den Abend vor ihrer Abreise eilten sie frühzeitig in ihre Schlafzimmern; allein Emilie hatte noch einige Bücher und andere Dinge zu ordnen, und die Glocke hatte schon zwölf geschlagen, ehe sie fertig war, oder sich erinnerte, daß ihre Zeicheninstrumente, die sie mitnehmen wollte, unten im Saal lagen. Sie mußte, um sie zu hohlen, vor ihres Vaters Zimmer vorbey gehn, und da sie die Thüre halb offen sah, glaubte sie, daß er mit Lesen beschäftigt wäre, denn seit seiner Frauen Tode pflegte er oft von seinem rastlosen Bette aufzustehn, und sich dahin zu begeben, um wieder Fassung zu sammeln. Als sie die Treppe herunter war, sah sie in dies Zimmer, ohne ihn zu erblicken, und konnte, als sie nach dem ihrigen zurückgieng, sich nicht enthalten anzuklopfen und leise hinein zu gehn, um zu sehn, ob er da wäre.

Das Zimmer war dunkel, aber ein Licht schimmerte durch ein Glasfenster über der Thüre eines kleinen Kabinetts. Emilie glaubte, daß ihr Vater in dem Kabinet sey; verwundert ihn noch so spät aufzufinden, fürchtete sie, daß es ihm nicht wohl sey und wollte zu ihm gehn und nach seinem Befinden fragen; um ihn aber nicht durch ihre plötzliche Erscheinung zu einer so ungewöhnlichen Stunde zu erschrecken, stellte sie ihr Licht auf die Treppe und schlich leise ins Kabinet. Sie sah durch die Glasscheiben und erblickte ihn an einem kleinen Tisch, mit Papieren vor ihm ausgebreitet, die er mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme las, oft durch Weinen und lautes Schluchzen unterbrochen. Emilie, die an die Thüre gegangen war, um zu sehn, ob ihr Vater krank sey, wurde nun durch eine Regung von Neugier und Zärtlichkeit zurückge-

halten. Sie konnte seinen Kummer nicht ansehen, ohne ängstlich um den Gegenstand desselben besorgt zu seyn, und blieb stehn, um ihn zu beobachten, indem sie glaubte, daß die | Papiere Briefe von ihrer verstorbenen Mutter seyn müßten. Er kniete nieder, und betete lange mit einem so feyerlichen Blick, als sie noch selten bey ihm gesehn hatte, gemischt mit einem wilden Ausdruck, der mehr Grausen als eine andre Empfindung verrieth.

Als er aufstand lag eine Geisterblässe auf seinem Gesicht. Emilie zog sich schnell zurück, allein er drehte sich wieder nach den Papieren und sie stand abermals still. Er zog ein kleines Futteral hervor, und nahm ein kleines Miniatürgemälde heraus. Die Stralen des Lichts fielen so hell darauf, daß sie es für das Gemälde eines Frauenzimmers, aber nicht für das ihrer Mutter erkannte.

St. Aubert starrte mit ernster Zärtlichkeit das Gemälde an, drückte es an seine Lippen und dann an sein Herz und seufzte mit krampfhafter Gewalt. Emilie konnte kaum glauben was sie wirklich sah. Es war ihr bis jezt unbekannt gewesen, daß er ein andres Gemälde als das ihrer Mutter besäße, und zumal eins, worauf er so hohen Werth zu legen schien, allein nachdem sie es nochmals mit scharfer Aufmerksamkeit betrachtet hatte, sah sie deutlich, daß es von einer andern, ihr unbekanntem Person war.

| Endlich legte St. Aubert das Gemälde wieder in das Gehäuse und Emilie schlich sich leise in ihr Zimmer zurück, um nicht unbescheiden in seinen geheimen Kummer zu dringen.

### **Drittes Kapitel**

St. Aubert wählte statt des geraden Wegs, der sich längs den Pyrenäen hinzog, einen andern, der sich über die Gebürge wand und eine weitere Aussicht und größere Mannigfaltigkeit romantischer Gegenden gewährte. Er machte einen kleinen Umweg, um Abschied von Herrn Barreaux zu nehmen, den er im Walde nahe bey seinem Schlosse botanisiren fand. Als er die Absicht dieses

Besuchs hörte, ließ er eine Bekümmerniß blicken, deren St. Aubert ihn kaum fähig geglaubt hätte. Sie trennten sich mit gegenseitiger Rührung.

Wenn irgend etwas vermögend wäre, mich aus meiner Einsamkeit zu locken, sagte Herr Barreaux, so würde es der Wunsch seyn, Sie auf dieser kleinen Reise zu begleiten. Ich lasse mich nicht gern auf leere Worte ein, und Sie können mir also glauben, wenn ich Sie versichere, daß ich mit Ungeduld ihre Zurückkunft erwarte.

| Die Reisenden setzten ihren Weg fort. Als sie die Anhöhen hinauf klimmten, blickte St. Aubert oft zurück auf sein Schloß unten im Thale: zärtliche Bilder drängten sich an seine Seele; seine melancholische Einbildungskraft gab ihm ein, daß er nicht wieder zurück kehren würde, und wiewohl er diesen beunruhigenden Gedanken zu unterdrücken suchte, senkten sich doch seine Blicke unwillkürlich zurück, bis die weite Entfernung seine kleine Heimath in eine Masse mit der ganzen Landschaft begrub.

Er und Emilie legten einige Meilen in nachdenkendem Stillschweigen zurück. Emilie erwachte zuerst daraus, und ihre junge Phantasie, von der Größe der Gegenstände um sie her gerührt, gab allmählich süßern Eindrücken Raum. Der Weg senkte sich jetzt in einen schmalen Prospect herab, den ungeheure Felsenwände einschlossen, die grau und kahl da standen, wenn nicht hie und da Kräuter ihre Gipfel einfaßten, oder Flecken von magern Gras ihre Klüfte färbten, zwischen welchen oft die wilde Ziege umher flatterte. Endlich wand sich der Weg die hohen Klippen hinauf, und die Landschaft lag in weiter Pracht vor ihnen da.

Emilie konnte ihr Entzücken nicht zurückhalten, als sie über die Fichtenwälder der Gebürge auf die weiten Ebenen hinsah, die mit Wäldern, Städten, blühenden Weinbergen und Wäldchen von Mandeln, Palmen und Oliven bereichert, sich ausstreckten, bis ihre | bunten Farben durch die Ferne in einen harmonischen Hauch zusammenschmolzen, der Erde und Himmel zu vereinigen schien. Durch das Ganze dieser prachtvollen Scene hin floß die majestätische Garonne, die von ihrem Quell zwischen den Pyrenäen herab

fiel und ihre blauen Wellen bis zum biscayischen Meerbusen hinwand.

Die Rauhigkeit des unbesuchten Wegs nöthigte oft die Reisenden aus ihrem kleinen Wagen zu steigen, allein sie fanden sich für diese Unbequemlichkeit reichlich durch die Erhabenheit der Gegenstände, die ihnen ins Auge fielen, belohnt. Während ihr Führer seine Maulesel langsam über die aufgerißne Erde hintrieb, hatten sie Muße zwischen den Einöden umher zu wandeln, und den erhabnen Betrachtungen nachzuhängen, welche das Herz sänftigen, indem sie es erheben und mit der Ueberzeugung eines gegenwärtigen Gottes erfüllen. St. Auberts Genuß hatte noch immer das Gepräge der nachdenkenden Schwermuth, welche jedem Gegenstande eine gelbere Farbe giebt, und einen geheimen Zauber über alles rings um uns aushaucht.

Um nicht zu sehr durch die schlechte Bewirthung in den Gasthöfen zu leiden, hatten sie einen Vorrath von Lebensmitteln mitgenommen, so dass sie an jedem angenehmen Ort in freyer Luft Tafel halten und die Nächte zubringen konnten, wo sie eine gemächliche Hütte fanden. Auch für den Geist hatten sie durch | ein botanisches Werk des Herrn Barreaux und durch verschiedne lateinische und italienische Dichter gesorgt, während Emiliens Pinsel sie in Stand setzte, einige der seltsamen Mischungen von Formen aufzubewahren, die sie auf jedem Schritte bezauberten.

Die Einsamkeit des Weges, auf welchem man nur hie und da einen Bauer seinen Maulesel treiben, oder ein paar Kinder der Gebürgbewohner zwischen den Felsen spielen sah, erhöhten die Wirkung der Scene. Auf St. Aubert machte sie einen solchen Eindruck, daß er beschloß, wenn er einen Weg ausfindig machen könnte, noch weiter zwischen die Gebürge zu dringen, südwärts nach Roussillon einzulenken, und längs der mittelländischen Küste durch einen Theil dieser Provinz nach Languedoc zu gehn.

Bald nach Mittag erreichten sie den Gipfel einer der Klippen, die vom Grün der Palmbäume glänzend, gleich Juweelen die furchtbaren Mauern der Felsen schmücken, und den größern Theil von

Gasconien und einen Theil von Languedoc bestreichen. Hier fanden sie Schatten und das frische Wasser eines Quells, der zwischen dem Rasen unter den Bäumen hinglitt, und von Felsen zu Felsen herabstürzte, bis sein prasselndes Gemurmel sich im Abgrunde verlor, und man nur noch den weissen Schaum zwischen den dunkeln Fichten unten empor sprudeln sah.

| Dieses Plätzchen schien zur Ruhe gemacht und die Reisenden stiegen aus um Mittag zu halten, während die Maulesel ausgeschirrt wurden, um an den saftigen Kräutern zu grasen, welche diesen Gipfel bereicherten.

Es verstrich einige Zeit, ehe St. Aubert und Emilie ihre Aufmerksamkeit von den umliegenden Gegenständen so weit abziehen konnten, ihr kleines Mahl zu verzehren. Im Schatten der Palmen sitzend, machte St. Aubert sie aufmerksam auf den Lauf der Flüsse, auf die Lage großer Städte und die Gränzen von Provinzen, welche mehr seine geographischen Kenntnisse, als das Auge ihn in Stand setzte zu beschreiben. Ohngeachtet dieser Beschäftigung wurde er oft, wenn er ein Weilchen gesprochen hatte, plötzlich still, gedankenvoll und Thränen traten ihm in die Augen. Emilie bemerkte es, und das Gefühl ihres eignen Herzens verrieth ihr die Ursache. Die Gegend vor ihnen hatte einige Aehnlichkeit – wiewohl im vergrößerten Maßstab mit einer Lieblingsgegend der Frau von St. Aubert, die man von der Fischerhütte aus übersah. Beyde machten diese Bemerkung und dachten, wie sehr sie sich an der vorliegenden Landschaft würde gelabt haben, indem sie zugleich wußten, daß ihre Augen sich nie, ach nie mehr auf dieser Welt öffnen sollten. St. Aubert erinnerte sich, wie er das leztemal diesen Ort in ihrer Gesellschaft besuchte, und an die traurigen Vorahnungen, die damals in seiner Seele aufstiegen, | und nun, ach so bald! in Erfüllung gegangen waren. Die Erinnerung überwältigte ihn, und er stand plötzlich von seinem Platze auf, und gieng seitwärts, wo kein Auge seinen Schmerz beobachten konnte.

Als er zurückkam, hatte sein Gesicht die gewohnte Heiterkeit wieder angenommen, er ergrif Emiliens Hand, drückte sie zärtlich

ohne zu sprechen und rief bald darauf ihren Führer, der in einer kleinen Entfernung saß, um ihn wegen eines Wegs zwischen den Gebürgen nach Roussillon zu befragen. Michel antwortete, daß verschiedene Wege dahin führten, allein er wüßte nicht, wie weit sie sich erstreckten, oder ob sie gar zu befahren wären, und St. Aubert, der nicht Willens war, nach Sonnenuntergang zu reisen, fragte ihn, welches Dorf sie bis Abend erreichen könnten. Der Mauleselführer rechnete ihm vor, daß sie auf ihrem jetzigen Wege leicht bis Mateau kommen würden, daß sie aber, wenn sie sich mehr seitwärts nach Roussillon hielten, an ein Dörfchen kämen, welches er vor Dunkelwerden zu erreichen dächte.

St. Aubert beschloß nach einigem Besinnen den leztern Weg zu wählen, und Michel machte sich, nachdem er seine Mahlzeit verzehrt und seine Maulesel geschirrt hatte, wieder auf. Bald aber hielt er still, und St. Aubert sah ihn seine Andacht vor einem Kreutze verrichten, das auf einem Felsen stand, der über ihrem Wege hing. Nach verrichteter Andacht, | ließ er seine Peitsche durch die Lüfte knallen und rasselte trotz des unebnen Wegs und der Schweistropfen seiner armen Maulesel, die er doch kurz vorher so sehr beklagt hatte, am Rande eines Abgrunds hinab, der das Auge schwindeln machte. Emilie erschrack beynahe bis zum Ohnmächtigwerden, und da St. Aubert noch größere Gefahr fürchtete, wenn er den Fuhrmann plötzlich halten ließe, blieb ihm nichts übrig, als ruhig sitzen zu bleiben, und sein Schicksal der Stärke und Behutsamkeit der Maulesel anzuvertrauen, die von letzterer Eigenschaft ein größeres Maß zu besitzen schienen als ihr Herr: denn sie brachten die Reisenden wohlbehalten ins Thal und standen dann am Rande des Flüsßchens, das es durchwässerte, still.

Sie verließen nun die Pracht weiter Aussichten und kamen in ein schmales Thal, das von übereinander gethürmten Felsen eingeschlossen wurde. Die kahle Gegend wurde nur hie und da durch die ausgebreiteten Zweige des Lerchbaums und der Ceder belebt, die ihren Schatten über die Klippe oder quer über den Strom warfen, der durch das Thal rollte. Kein lebendiges Geschöpf ließ sich sehen,

ausser der Gemse, die zwischen den Felsen kletterte, und oft auf so gefährlichen Spitzen hing, daß die Phantasie vor dem Anblick derselben zurückschauerte. Es war eine Scene, die Salvator, hätte er damals gelebt, zu einem Entwurf würde gewählt haben. St. Aubert, durch das romantische der Gegend überrascht, erwartete beynahe | jeden Augenblick Banditen hinter einem Felsen hervorkommen zu sehn und legte die Hand an das Gewehr, das er auf Reisen immer mit sich zu führen pflegte.

So wie sie vorwärts kamen, öffnete sich das Thal: die wilden Züge desselben sänftigten sich allmählich, und gegen Abend befanden sie sich zwischen Bergen, mit Hayde bewachsen, die sich in weiter Aussicht hinstreckten, während man oft die einsame Schäferglocke und die Stimme des Hirten hörte, der seine wandernden Heerden in das nächtliche Lager rief. Seine von Fichten beschattete Hütte war die einzige menschliche Wohnung, die man bis jezt erblickte. Der Grund dieses Thals war mit einem Teppich vom lebhaftesten Grün bedeckt, und in den kleinen hohlen Klüften der Berge unter dem Schatten der Eiche und Wallnus weideten Heerden. Oft auch sah man das Vieh in Haufen am Ufer des Flusses ruhen, oder im kühlen Strome waden und seine Wellen einschlürfen.

Jetzt ging die Sonne hinter dem Thale unter; ihr letztes Licht schimmerte auf dem Wasser und erhöhte das reiche Gelb und Purpur des Hayde- und Pfriemenkrauts, das die Gebürge überzog. St. Aubert fragte Micheln, wie weit das Dörfchen noch entfernt sey, allein er konnte es nicht mit Gewißheit sagen und Emilie fieng an zu fürchten, daß er den Weg verfehlt hätte. Kein menschliches Wesen war hier, das ihnen beystehn oder sie zurecht weisen konnte; sie hatten den | Schäfer und seine Hütte weit zurückgelassen und die Gegend verdunkelte sich so sehr in der Dämmerung, dass das Auge der fernen Aussicht durchs Thal nicht folgen konnte, um eine Hütte oder Dörfchen zu suchen. Ein rother Schimmer am Horizont bezeichnete noch den Westen und half unsern Reisenden noch einigermassen aus. Michel suchte seinen Muth durch Singen aufrecht zu halten; indessen war seine Musik nicht von der

Art, die Schwermuth zu zerstreuen; er sang in einer Art von Lied die scheuslichste Melodie, welche seine gegenwärtigen Zuhörer jemals gehört hatten, und St. Aubert entdeckte endlich, daß es eine Abendhymne an seinen Lieblingsheiligen war.

Sie reisten weiter, versenkt in die nachdenkende Schwermuth, womit Dämmerung und Einsamkeit die Seele erfüllen. Michel hatte sein Lied nunmehr geendigt und man hörte nichts mehr, als das schwerfällige Murmeln des Windes zwischen den Blättern, und sein leichtes Rauschen, wenn er kühl in den Wagen blies. Endlich wurden sie durch den Knall einer Flinte erweckt. St. Aubert ließ den Fuhrmann still halten, und sie horchten auf. Der Schuß wurde nicht wiederhohlt, allein gleich darauf hörten sie ein Rauschen im Gesträuch. St. Aubert zog ein Pistol hervor, und hieß Micheln so schnell als möglich fortfahren. Er hatte noch nicht lange gehorcht, als ein Horn ertönte, das durch die Berge wiederhallte. Er lehnte sich aus dem Kutschenschlage und sah einen jungen Mann, dem eine Kuppel Hunde folgte, aus dem Gebüsch in den Weg springen. Er war in Jägerkleidung. Seine Flinte trug er quer über den Schultern; das Jagdhorn hing am Wehrgehänge und in der Hand hielt er einen Stab, der durch die Art wie er ihn trug, die männliche Grazie seiner Figur vermehrte, und der Schnelligkeit seiner Schritte zu Hülfe kam.

St. Aubert besann sich einen Augenblick und ließ aufs neue halten, um den Fremden zu erwarten und sich bey ihm nach dem Dörfchen, welches sie suchten, zu erkundigen. Der Fremde sagte ihm, daß es nur noch eine halbe Stunde weit wäre, daß er selbst dahin zu gehn dächte und sich ein Vergnügen daraus machen würde, ihnen den Weg zu zeigen. St. Aubert dankte ihm für sein Erbieten, und da er an seinem ritterlichen Ansehn und seiner ofnen Gesichtsbildung Gefallen fand, bat er ihn, sich zu ihnen zu setzen, welches der Fremde mit höflichem Danke ablehnte, indem er erklärte, daß er mit den Maulthieren Schritt halten wollte.

»Allein ich fürchte«, sagte er, »Sie werden sehr unbequem schlafen. Die Bewohner dieser Berge sind ein einfältiges Volk, dem es nicht nur an den Annehmlichkeiten des Lebens, sondern beynahe



an allem, was man an andern Orten für nothwendiges Bedürfnis hält, gebricht.«

| »Ich merke, daß Sie nicht unter diese Einwohner gehören«, sagte St. Aubert.

»Nein, ich bin nur ein Wanderer hier.«

Der Wagen fuhr weiter, und bey der zunehmenden Dunkelheit war es den Reisenden sehr erwünscht, daß sie einen Führer hatten. Auch die häufigen Abgründe, die sich zwischen den Bergen öffneten, würden ihre Verlegenheit vermehrt haben. Emilie sah, als sie einen dieser Abgründe hinauf blickte, in weiter Entfernung etwas gleich einer glänzenden Wolke in der Luft. »Was für ein Licht ist dort?« fragte sie. St. Aubert sah hin und fand, daß es die weisse Spitze eines Berges war, der so hoch über alle andern hervorragte, daß er noch immer die Sonnenstralen zurückwarf, während die untern in tiefem Schatten lagen.

Endlich sahn sie Lichter durch die Dämmerung schimmern, und bald darauf wurden sie einige Hütten im Walde gewahr, oder sahn sie vielmehr wiederstrahlend im Strom, an dessen Rande sie standen und der noch vom Abendlichte glänzte.

Der Fremde kam nun zu ihnen und St. Aubert erfuhr bey weitem Nachfragen, daß weder ein Wirthshaus noch sonst ein öffentliches Haus an diesem Orte wäre. Doch erbot sich ihr Führer, voranzugehn und sich nach einer Hütte zu ihrer Herberge umzusehn. St. Aubert dankte ihm, und sagte, da das Dorf so | nahe wäre, wollte er aussteigen und ihn begleiten. Emilie folgte langsam im Wagen.

Unterwegs fragte St. Aubert seinen Gefährten, ob er viel Glück auf der Jagd gehabt hätte? »Nicht viel«, war die Antwort, »auch bekümmre ich mich nicht sehr darum. Dieß Land gefällt mir, und ich denke einige Wochen in der Gegend umher zu streifen. Meine Hunde nehme ich mehr der Gesellschaft als des Wildes wegen mit. Auch giebt mir diese Kleidung ein gewisses Ansehn und verschafft mir bey den Bewohnern dieser Gegend die Achtung, die sie vielleicht einem einsamen Fremden, der keinen scheinbaren Vorwand hätte, zu ihnen zu kommen, verweigern würden.«

»Ich bewundre ihren Geschmack«, sagte St. Aubert, »und wenn ich ein junger Mann wäre, möchte ich sehr gerne einige Wochen auf Ihre Weise hinbringen, allein ich habe einen andern Plan, als Sie. Ich suche sowohl Gesundheit als Vergnügen.« St. Aubert seufzte und schwieg; gleich darauf aber, als wolle er sich sammeln, fuhr er fort: »Wenn ich einen leidlichen Weg auffinden kann, so denke ich nach Roussillon und längs dem Seeufer nach Languedoc zu gehn. Sie, mein Herr, scheinen mit dem Lande bekannt zu seyn und können mir vielleicht Auskunft hierüber geben.«

Der Fremde erwiderte, es gäbe einen Weg mehr ostwärts, der nach einer Stadt führte, von wo es leicht seyn würde, nach Roussillon zu kommen.

| Sie hatten nunmehr das Dorf erreicht und sahen sich nach einer Hütte um, wo sie die Nacht zubringen könnten. In verschiedenen, welche sie betraten, schienen Unwissenheit, Armuth und Frölichkeit in gleichem Maße zu herrschen, und die Eigenthümer sahen St. Aubert mit einer Mischung von Neugier und Furchtsamkeit an. Nichts einem Bette ähnliches konnte gefunden werden, und er hatte schon aufgehört, darnach zu fragen, als Emilie zu ihnen kam. Sie fand, dass ihr Vater sehr übel aussähe und beklagte, daß er einen Weg gewählt hätte, der so schlecht mit den nothwendigen Bequemlichkeiten für einen kränklichen Mann versehn sey. Andre Hütten, die sie besahen, schienen etwas weniger wüste, als die vorige; sie bestanden aus zwei Zimmern, wenn man diese Löcher so nennen kann, wovon das erste von Mauleseln und Schweinen, das andre von der Familie bewohnt wurde, die gewöhnlich aus sechs oder acht Kindern mit ihren Eltern bestand. Diese ganze Familie schlief auf Betten von Thierhäuten, und getrockneten Blättern, die auf einem feuchten Boden ausgebreitet waren. Hier wurde durch eine Spalte in der Decke das Licht zu und der Rauch hinaus gelassen, und hier war auch der Geruch von Brandtewein, (denn die reisenden Krämer, welche die Pyrenäen durchstreifen, hatten dieß rohe Volk mit dem Gebrauch starker Getränke bekannt gemacht) merklich genug. Emilie wandte sich von diesen Gegenständen ab, und

sah ihren Vater mit ängstlicher Zärtlichkeit an. Der junge Fremde schien es zu bemerken; | er zog St. Aubert bey Seite und bot ihm sein eignes Bette an. »Unter andern Umständen«, sagte er, »würde ich mich schämen, es Ihnen anzubieten, aber in Vergleich mit dem, was wir hier sehn, ist es ein sehr anständiges Lager.«

St. Aubert bezeugte ihm seinen sehr großen Dank für dieses Erbieten, weigerte sich aber es anzunehmen, bis der junge Fremdling durchaus darauf bestand. »Machen Sie mir nicht den Schmerz zu denken«, sagte er, »daß ein Kranker, wie Sie, auf harten Fellen liegt, während ich im Bette schlafe. Zudem, mein Herr, verwundet ihre Weigerung meinen Stolz: ich muß glauben, daß Sie mein Erbieten nicht würdig halten, es anzunehmen. Lassen Sie mich Ihnen den Weg zeigen. Ich zweifle nicht, daß meine Wirthin diese junge Dame ebenfalls aufnehmen kann.«

St. Aubert ließ sich unter dieser Bedingung endlich das Anerbieten gefallen, wiewohl er sich insgeheim wunderte, dass der Fremde so wenig Galanterie bezeugte, lieber für die Ruhe eines kränklichen Mannes als eines liebenswürdigen jungen Mädgens zu sorgen: denn er hatte Emilien nicht einmal das Zimmer angeboten. Allein sie dachte nicht an sich selbst, und ihr beseeltes Lächeln sagte ihm, wie sehr sie sich ihm für den Vorzug, den er ihrem Vater gab, verpflichtet fühlte.

| Der Fremde, der sich Valancourt nannte, gieng voraus, um mit seiner Wirthin zu sprechen; sie kam heraus und führte St. Aubert in eine Hütte, die alle andern, die sie noch gesehn hatten, weit übertraf. Diese gute Frau schien sehr bereit, die Fremden aufzunehmen, die man bald nöthigte, sich der zwey einzigen Betten im ganzen Orte zu bedienen. Eyer und Milch waren alles, was die Hütte darboth; allein St. Aubert hatte für Hungersnoth gesorgt; er lud Valancourt ein, zu bleiben und an ihrer kleinen Mahlzeit Theil zu nehmen, welches dieser sich nicht zweymal sagen ließ. Sie brachten eine Stunde in angenehmer Unterhaltung hin, und St. Aubert fand großen Gefallen an der männlichen Freymüthigkeit, Einfachheit und scharfen Empfänglichkeit für die Größe der Natur,

welche sein neuer Bekannter sehen ließ. Er hatte oft gesagt, daß ohne eine gewisse Einfalt des Herzens dieser Geschmack nie in starkem Grade statt finden könnte.

Ihre Unterhaltung wurde durch ein heftiges Geräusch von aussen unterbrochen, wobey die Stimme des Mauleseltreibers sich vor allen andern hervorthat. Valancourt sprang von seinem Sitze auf, um nach der Ursach zu fragen, allein der Streit dauerte so lange, daß St. Aubert selbst gieng. Er fand Micheln in großem Zank mit der Wirthin, die sich geweigert hatte, seine Maulesel in einem kleinen Zimmer liegen zu lassen, wo er und drey von ihren Söhnen die Nacht zubringen wollten. Der Ort war kläglich genug, allein es war kein anderer vorhanden, wo diese Leutchen schlafen konnten, und mit etwas mehr Delikatesse, als man gewöhnlich unter den Einwohnern dieses wilden Landstrichs findet, bestand sie hartnäckig auf ihrer Weigerung, den unvernünftigen Thieren ein Schlafzimmer mit ihren Kindern einzuräumen. Dieß war für den Mauleseltreiber ein kizlicher Punkt; seine eigne Ehre wurde gekränkt, wenn man seinen Maulthieren nicht die gehörige Achtung bezeigte, und er würde vielleicht mit mehr Geduld Prügel sogar verschmerzt haben. Er erklärte, daß seine Thiere so rechtliche und gute Thiere wären, als irgend welche in der ganzen Provinz, und daß sie ein Recht hätten, gute Behandlung zu fodern, wohin sie auch giengen. »Sie sind so unschuldig als Lämmer«, sagte er, »wenn man ihnen nichts zu Leide thut. Seit meiner ganzen Lebzeit haben sie sich nur ein oder zweymal ungebührlich aufgeführt, und dann hatten sie wohl Ursache dazu. Einmal zwar schlug das eine hinten aus, und brach einem Knaben, der schlafend im Stalle lag, das Bein, allein ich machte es tüchtig herunter und bey dem heiligen Antonius, ich glaube, es verstand mich, denn es hat es nie wieder gethan.«

Er beschloß diese erbauliche Rede mit der Bethuerung, daß seine Maulesel es so gut haben sollten, als er, wohin er auch käme.

Der Streit wurde endlich durch Valancourt beygelegt, der die Wirthin bey Seite zog, und sie bat, | dem Mauleseltreiber und sei-

nen Thieren den streitigen Ort einzugeben; er würde ihren Söhnen das für ihn bestimmte Bette von Fellen überlassen und sich selbst in seinen Mantel wickeln und auf der Bank vor der Thüre der Hütte schlafen. Allein sie hielt es für ihre Pflicht, sich diesem Vorschlag zu widersetzen und fand es ihrer Neigung gemäß, dem Mauleseltreiber seinen Willen nicht zu lassen. Valancourt indes bestand auf seinem Kopfe und der langweilige Handel wurde endlich geschlichtet.

Es war schon spät, als St. Aubert und Emilie sich in ihre Zimmer begaben. Valancourt nahm ebenfalls seinen Posten vor der Thüre in Besitz, den er bey dieser milden Jahreszeit einer engen Kammer und einem Lager von Thierhäuten unendlich vorzog. St. Aubert wunderte sich anfangs, in seinem Schlafzimmer den Homer, Horaz und Petrarch zu finden, allein der Name Valancourt, den er darin geschrieben fand, erklärte ihm, woher sie kämen.

#### Viertes Kapitel

St. Aubert erwachte früh; erquickt durch den Schlaf und begierig weiter zu kommen. Er lud den Fremden ein, mit ihnen zu frühstücken, und da sie wieder vom Wege sprachen, sagte Valancourt, daß er vor einigen Monaten bis Beaujeu, eine Stadt von einiger Bedeutung auf dem Wege nach Roussillon gereist wäre. Er rieth St. Aubert denselben Weg zu nehmen, und dieser entschloß sich auch dazu.

Der Weg von diesem Dörfchen, sagte Valancourt, und der nach Beanjeu scheiden sich ohngefähr anderthalb Meilen von hier; wenn Sie es mir erlauben wollen, werde ich Ihren Fuhrmann so weit zurechte weisen. Ich habe mir doch einmal vorgenommen, umher zu streifen, und Ihre Gesellschaft wird mir diesen Weg vor jedem andern angenehm machen.

St. Aubert nahm sein Erbieten dankbar an, und sie machten sich zusammen auf; der junge Fremde zu Fuß, denn er wollte

St. Auberts Einladung, sich zu ihm in den Wagen zu setzen, nicht annehmen.

Der Weg wand sich längs dem Fuße der Gebürge durch ein Schäferthal, vom schönsten Grün geschmückt und mit Wäldchen von Zwergeichen, Buchen und wilden Feigen bepflanzt, unter deren Zweigen Viehheerden ruhten. Auch die Esche und Thränenweide warfen oft ihr herabhängendes Laub über die steilen Klüfte, wo der dürrtige Boden kaum ihre Wurzeln verbarg, und wo ihre leichten Zweige in jedes Lüftchen flatterten, das von den Bergen wehte.

Die Reisenden stießen oft in dieser frühen Stunde – denn die Sonne hatte sich noch nicht über das Thal erhoben, auf Schäfer, die unermesliche Heerden aus den Hürden trieben, um auf den Hügeln zu grasen. St. Aubert hatte sich so früh aufgemacht, um nicht nur den ersten Sonnenaufgang zu genießen, sondern auch die reine Morgenluft einzuathmen, die über alles stärkend für geschwächte Lebensgeister ist. Vorzüglich war sie es in diesen Regionen, wo eine Fülle von wilden Blumen und aromatischen Kräutern ihren Duft in die Luft hauchten.

Die Morgendämmerung, welche mit ihrem eignen grauen Pinsel die Gegend sanft berührte, verschwand nun, und Emilie belauschte das Fortrücken des Tages, der zuerst auf den Gipfeln der höchsten Kuppen zitterte, dann sie mit glänzendem Lichte färbte, während ihre Seiten und das Thal unten noch in feuchten Nebel gehüllt lagen. Indessen begann das mürrische Grau der östlichen Wolken sich sanft zu röthen, dann stärker zu färben, und endlich von tausend Farben zu glühen, bis das goldne Licht über die ganze Luft strahlte, die tiefern Spitzen der Berge vergöldete, und in langen Stralen über dem Thale und Strome glänzte. Die ganze Natur schien vom Tode ins Leben erwacht zu seyn; St. Auberts Geist war neu erfrischt. Sein Herz war voll: er weinte und seine Gedanken stiegen zum großen Schöpfer empor.

Emilie sehnte sich nach dem Rasen, der so grün und vom Thau perlend da lag, und wünschte die volle Süßigkeit der Freyheit zu schmecken, die der Steinbock, der auf der Spitze der Klippen

umherhüpfte, zu genießen schien; während Valancourt oftmals still stand, um mit seinen Reisegefährten zu sprechen, und mit geselliger Empfindung ihnen die besondern Gegenstände seiner Bewunderung mitzuthemen. St. Aubert freute sich über ihn. »Hier ist die ächte Offenherzigkeit und das Feuer der Jugend«, sagte er zu sich selbst. »Dieser junge Mann ist nie zu Paris gewesen.«

Es that ihm leid, als sie an den Ort kamen, wo die Wege sich trennen, und sein Herz nahm zärtlichern Abschied von ihm, als man sonst nach so kurzer Bekanntschaft zu nehmen pflegt. Valancourt stand lange | neben dem Wagen: er schien mehr als einmal gehen zu wollen, zögerte aber immer und suchte ängstlich Gegenstände des Gesprächs hervor, um sein Zögern zu beschönigen. Endlich nahm er Abschied. St. Aubert bemerkte, daß er beym Weggehen einen ernsten, nachdenkenden Blick auf Emilien heftete, die sich mit einem Gesicht voll furchtsamer, süßer Empfindung gegen ihn neigte, indem der Wagen fortfuhr. Als St. Aubert sich bald nachher aus dem Fenster lehnte, sah er, daß Valancourt am Wege stand, sich mit übereinander geschlagenen Armen auf seinen Stab lehnte und den Wagen mit den Augen verfolgte. Er winkte mit der Hand, und Valancourt, der aus seiner Träumerey zu erwachen schien, erwiderte den Gruß und eilte davon.

Das Land gewann nunmehr eine andere Gestalt, und die Reisenden fanden sich bald zwischen Bergen, die beynahe vom Fuße bis zum Gipfel mit dunkeln Fichtenwäldern bedeckt waren, ausser wo ein Felsen von Granit aus dem Thale emporschoss und sein beschneytes Haupt in den Wolken verlor. Das Flößchen, welches sie bisher begleitet hatte, erweiterte sich nunmehr in einen Fluß, und warf, indem es tief und still dahin rollte, wie in einem Spiegel die Dunkelheit der überhängenden Schatten zurück. Zu Zeiten sah man eine Klippe ihr kühnes Haupt über die Wälder und Dünste emporheben, die mitten herab von den Bergen flossen; und oft stieg ein Pfeiler von senkrech|tem Marmor aus des Wassers Lande auf, über welchen der Lerchbaum, hier abgeschält vom Blitze, dort in reichem Laubwerke prangend, seine gigantischen Arme ausbreitete.

Sie setzten ihren Weg über eine rauhe unbesuchte Straße fort, sahen nur hie und da den einsamen Schäfer mit seinem Hunde das Thal hinab schleichen; hörten nur das Plätschern der Flüsse, welche die Wälder dem Auge verbargen, das dumpfe lange Murmeln des Windes, wenn er über die Fichten wehte, oder die Töne des Adlers und Geyers, die rings um die hervorragenden Klippen schwirrten.

Oft, wenn der Wagen langsam über den unebnen Boden hinfuhr, stieg St. Aubert aus und ergözte sich damit, die seltenen Pflanzen zu untersuchen, die am Wege standen und in diesen Gegenden zu Hause sind, während Emilie, in hohe Begeisterung gewiegt, unter den Schatten hinwandelte, und tiefschweigend dem einsamen Gemurmeln der Wälder zuhorchte.

Viele Meilen weit sah man weder Dorf noch Häuser; des Ziegenhirten oder Jägers Hütte, zwischen den Felsenklüften hingeklebt, war die einzige menschliche Wohnung, welche das Auge erblickte.

Die Reisenden verzehrten wieder ihre Mahlzeit in freyer Luft auf einem anmuthigen Plätzchen im | Thal unter dem breiten Schatten der Cedern und machten sich nun weiter auf den Weg nach Beaujeu.

Der Weg ging nun bergan und wand sich, indem er die Fichtenwälder zurückließ, zwischen Felsenklippen hinauf. Die Abenddämmerung hüllte wieder die Gegend ein, und die Reisenden wußten nicht, wie weit sie noch von Beaujeu seyn möchten. St. Aubert schloß indessen, daß die Entfernung nicht groß mehr seyn könnte und tröstete sich mit der Hoffnung, auf einer mehr besuchten Straße zu reisen, wenn er die Stadt erreicht haben würde, wo er die Nacht zuzubringen dachte. Nur noch undeutlich sah man Wälder und Felsen und mit Hayde bewachsne Berge durch die Dämmerung, aber bald schwanden auch diese unvollständigen Bilder in Nacht. Michel fuhr behutsam weiter, denn er konnte kaum den Weg unterscheiden, doch schienen seine Maulesel, die einen sichern Schritt giengen, mehr Scharfsinn zu besitzen.

Indem sie sich um den Winkel eines Berges drehten, sahen sie in einiger Entfernung ein Licht schimmern, das die Felsen und



den Horizont in weitem Umfang erleuchtete. Es war augenscheinlich ein großes Feuer; allein ob zufällig oder nicht, konnten sie auf keine Weise wissen. St. Aubert vermuthete, daß es von einigen der zahlreichen Banditen angezündet wäre, welche die Pyrenäen überschwemmen, und wurde aufmerksam und ängstlich zu wissen, ob der Weg an diesem Feuer vorüber gieng. Er hatte Gewehr bey sich, das im Nothfall einigen Schutz geben konnte, obgleich nur einen sehr schwachen gegen eine Bande von so verzweifelten Räubern, als gewöhnlich die sind, welche in diesen wilden Regionen umher streifen. Während mancherley Betrachtungen in ihm aufstiegen, hörte er eine Stimme von hinten jauchzen und dem Fuhrmann zurufen. St. Aubert hieß ihn so schnell als möglich fahren; allein entweder Michel oder seine Pferde waren hartnäckig, denn sie wichen nicht von der Stelle. Man unterschied nun den Tritt eines Pferdes; ein Mann ritt an den Wagen, und rief aufs neue dem Fuhrmann still zu halten. St. Aubert, der nicht länger an des Unbekannten Absicht zweifeln konnte, entschloß sich ungerne, ein Pistol zu seiner Vertheidigung abzudrücken. Der Mann schwankte auf dem Pferde; dem Knall der Pistole folgte ein Heulen und man denke sich St. Auberts Schrecken, als er den Augenblick darauf Valancourts schwache Stimme zu hören glaubte. Er ließ sogleich den Mauleseltreiber still halten, und da er den Namen Valancourt aussprach, antwortete ihm eine Stimme, die ihn nicht länger zweifeln ließ. St. Aubert, der sogleich ausstieg und ihm zu Hülfe eilte, fand ihn noch auf dem Pferde sitzen, aber stark bluten, und dem Ansehn nach in großen Schmerzen, wiewohl er sich bemühte, St. Auberts Schrecken durch die Versicherung zu mildern, dass er nicht gefährlich, sondern nur leicht am Arm verwundet sey. St. Aubert und der Fuhrmann halfen ihm vom Pferde, und er setzte sich am Wege nieder, wo St. Aubert ihm den Arm zu verbinden suchte; allein seine Hände zitterten so sehr, daß er es nicht vermochte, und da Michel sich aufgemacht hatte, um das Pferd zu verfolgen, das davon gelaufen war, nachdem es seinen Reuter verloren hatte, so rief er Emilien zu Hülfe. Er erhielt keine Antwort und gieng selbst an den

Wagen, wo er sie ohnmächtig zurückgesunken fand. Zwischen der Angst über diesen Unfall, und der Angst, Valancourt in seinem Blute liegen zu lassen, getheilt, wußte er kaum, was er that. Doch suchte er sie aufzuheben und rief Micheln, Wasser aus dem Flusse zu schöpfen, der am Wege hinfloß: allein Michel war so weit, daß ihn seine Stimme nicht mehr erreichen konnte. Valancourt, der dieß Rufen und auch Emiliens Namen wiederholen hörte, errieth sogleich die Ursache, und eilte ihr zu Hülfe, indem er beynahe seinen eignen Zustand vergaß. Sie lebte eben wieder auf, als er den Wagen erreichte, und als er nun erfuhr, daß Besorgniß um ihn diese Ohnmacht veranlaßt hatte, versicherte er ihr mit einer Stimme, die nicht von Schmerz, sondern von andern Gefühlen bebte, daß seine Wunde nicht von Bedeutung sey. Indem er dieß sagte, drehte St. Aubert sich um, und da er ihn noch immer bluten sah, veränderte sich der Gegenstand seiner Angst aufs neue, und er knüpfte eilends ein paar Schnupftücher zu einer Binde zusammen. Dieß stillte das Blut; allein St. Aubert, der die Folge der Wunde fürchtete, fragte | wiederholt, wie weit sie noch von Beaujeu wären. Als er hörte, daß es noch zwey Meilen entfernt läge, vermehrte sich seine Angst, denn er sah nicht ein, wie Valancourt in seinem jetzigen Zustande die Bewegung des Wagens aushalten würde, zumal da er schon von Blutverlust ganz entkräftet war. Als er die Ursache seiner Angst erwähnte, bat ihn Valancourt, sich um seinetwillen nicht so sehr zu beunruhigen; denn er zweifelte nicht, daß er im Stande seyn würde, sich sehr gut zu halten, wobei er nur sehr obenhin von dem Zufall sprach. Der Mauleseltreiber, der endlich Valancourts Pferd zurückbrachte, half ihm in den Wagen, und da auch Emilie jezt wieder hergestellt war, fuhren sie langsam auf Beaujeu zu.

Als sich St. Aubert von seinem Schrecken über diesen Unfall einigermaßen erholt hatte, bezeugte er seine Verwunderung Valancourt zu sehn, der ihn darauf seine unerwartete Erscheinung erklärte.

»Sie hatten meinen Geschmack an der Geselligkeit neu belebt«, sagte er, »denn nachdem Sie die Hütte verlassen hatten, schien sie

mir in der That eine Einöde. Ich beschloß also, da Vergnügen mein einziger Zweck war, die Scene zu verändern, und wählte diesen Weg, weil ich weiß, daß er durch noch romantischere Gegenden führt, als ich verlassen habe. Ausserdem will ich gerne gestehn«, setzte er nach einem kleinen Besinnen hinzu, »und warum sollte ich es nicht? | daß ich mir einige Hoffnung machte, Sie wieder einzuhohlen.«

»Und ich habe Ihnen einen sehr unerwarteten Lohn für Ihre Höflichkeit gegeben«, sagte St. Aubert, der aufs neue die Uebereilung beklagte, die an diesem Unfall Schuld war, und die Ursache seiner Unruhe erklärte. Allein Valancourt schien einzig besorgt, aus den Gemüthern seiner Freunde jedes unangenehme Gefühl, was ihn selbst betraf, zu verbannen; er bekämpfte seinen Schmerz und bemühte sich, heiter zu seyn. Emilie war indessen still, ausser wann Valancourt das Gespräch besonders an sie richtete, und dann hatte seine Stimme einen gewissen bebenden Ton, der mehr als Worte sprach.

Sie waren nun dem Feuer, das lange in der Ferne durch die Dunkelheit der Nacht auf die Straße hingeglänzt hatte, so nahe, daß sie Gestalten unterscheiden konnten, die sich um die Flamme bewegten. Der Weg wand sich immer näher, und sie nahmen im Thale eine der zahlreichen Zigeunerbanden wahr, die in dieser Zeit vorzüglich die Wildnisse der Pyrenäen durchstreiften und zum Theil vom Plündern der Reisenden lebten. Emilie betrachtete mit einigem Schrecken die wilden Gesichtsbildungen dieses Volks. Das Feuer, welches sie beleuchtete, erhöhte die romantische Wüsteney der Scene, durch den rothen düstern Schimmer, den es auf die Felsen und auf das Laubwerk der Bäume warf, indeß schwarze schwere Massen von Schatten, welche das Auge zu durchdringen fürchtete, im Hintergrunde zurückblieben.

Sie waren eben beschäftigt, sich die Abendmahlzeit zu bereiten; ein großer Topf, den verschiedne Figuren umringten, stand am Feuer. Bey dem Schimmer desselben sah man ein plumpes Zelt, um welches rings umher viel Kinder und Hunde spielten. Das Ganze

machte ein sehr groteskes Gemälde. Die Reisenden sahen deutlich ihre Gefahr. Valancourt war still, allein er legte seine Hand auf eine von St. Auberts Pistolen. St. Aubert zog die andre hervor, und befahl Micheln so schnell als möglich fortzufahren. Indessen kamen sie vorüber, ohne angegriffen zu werden: die Räuber waren vermuthlich auf keinen Angriff bereitet und zu sehr mit ihrer Abendmahlzeit beschäftigt, um für den Augenblick ein andres Interesse zu fühlen.

Nachdem sie etwan anderthalb Meilen im Dunkeln zurückgelegt hatten, kamen sie zu Beaujeu an und fuhren nach dem einzigen Wirthshause im Orte. Es war schlecht genug, wiewohl es alle andern, die sie noch in den Gebürgen gefunden hatten, weit übertraf.

Es wurde sogleich zum Wundarzt geschickt, wenn anders ein Pfuscher, der so gut Pferde als Menschen curirte, und wenigstens eben so geschickt Bärte puzte, als Glieder einsetzte, diesen Namen verdient. Nachdem er Valancourts Arm untersucht und gefunden hatte, dass die Kugel durchs Fleisch gedrunge war, ohne das Bein zu berühren, verband er ihn und verließ ihn mit der feyerlichen Vorschrift, sich ruhig zu halten, welcher zu gehorsamen der Patient sich nicht sehr geneigt fühlte. Die Süßigkeit der Befreyung von Schmerz folgte jezt auf die vorige Pein, denn die Schmerzlosigkeit kann auch zu einem bestimmten Gefühl werden, wenn sie dem Schmerz entgegen gesetzt wird. Da seine Lebensgeister nunmehr wieder neu gestärkt waren, wünschte er an St. Auberts und Emilie's Gespräch Theil zu nehmen, die sich nunmehr, von so manchen ängstlichen Besorgnissen befreyt, ungewöhnlich heiter fühlten. So spät es auch war, sah St. Aubert sich doch genöthigt, mit dem Wirth auszugehen, um etwas zum Abendessen einzukaufen, und Emilie, die sich indeß so lange als möglich unter dem Vorwande, nach ihrer Bewirthung, die sie im Ganzen besser fand, als sie erwartet hatte, zu sehn, entfernt hatte, sah sich endlich genöthigt, zurückzukommen und mit Valancourt allein zu bleiben. Sie sprachen von den Gegenständen, vor denen sie vorübergekommen waren; von der

Naturgeschichte des Landes, von Poesie und von St. Aubert; eine Materie, wovon Emilie stets mit besonderm Vergnügen sprach und sprechen hörte.

| Sie brachten einen angenehmen Abend zusammen hin; allein da St. Aubert von der Reise müde war, und Valancourt aufs neue Schmerz zu fühlen schien, trennten sie sich bald nach der Mahlzeit.

Frühmorgens fand St. Aubert, daß Valancourt eine schlaflose Nacht gehabt hatte; er schien ein Fieber zu haben, und sehr an seiner Wunde zu leiden. Der Wundarzt rieth ihm, ruhig zu Beaujeu zu bleiben, ein Rath, der zu vernünftig war, um nicht befolgt zu werden. St. Aubert hatte indessen keine günstige Meynung von diesem Arzt, und wünschte Valancourt bessern Händen zu übergeben. Als er aber bey weitem Nachfragen hörte, daß innerhalb verschiedner Meilen keine Stadt zu finden sey, wo er bessern Rath antreffen würde, veränderte er seinen Reiseplan und beschloß, die Genesung Valancourts abzuwarten, der mit mehr Höflichkeit als Aufrichtigkeit viele Einwendungen gegen diesen Aufschub machte. Der Vorschrift seines Wundarztes getreu wollte Valancourt diesen Tag das Haus nicht verlassen, allein St. Aubert und Emilie übersahen mit Entzücken die umliegende Gegend am Fuße der Pyrenäischen Alpen, die zum Theil in abgerißnen Klüften aufstiegen, zum Theil in Wälder von Cedern, Fichten und Cypressen anschwollen, die sich beynahe bis zu ihren höchsten Gipfeln hinauf zogen. Das heitre Grün der Buche und Esche schimmerte oft gleich einem Lichtstral unter dem dunkeln Grün des Waldes hervor, und oft schickte ein Strom | seine schäumenden Fluten hochsprudelnd zwischen den Wellen empor.

Valancourts Krankheit hielt die Reisenden verschiedne Tage zu Beaujeu zurück und St. Aubert hatte oft genug in dieser Zeit Gelegenheit, seines jungen Freundes Character, seine Talente und den philosophischen Scharfsinn, der ihm so ganz eigen war, zu beobachten. Er sah einen ofnen, edeln Character, voll Feuer, hoch empfänglich für alles was gros und schön ist, aber ungestüm, wild und oft romantisch. Valancourt hatte wenig von der Welt gesehn. Seine

Begriffe waren klar und seine Gefühle richtig; und er äusserte mit gleichem Feuer seinen Unwillen über eine unwürdige, oder seine Bewundrung einer großmüthigen Handlung. St. Aubert lächelte oftmals über seine Hitze, verwieß sie ihm aber selten, und sagte oft zu sich selbst: »dieser junge Mann ist nie zu Paris gewesen.«

Oft folgte ein Seufzer diesem stillen Ausruf. Er beschloß, Valancourt nicht eher zu verlassen, bis er vollkommen wieder hergestellt wäre, und da er sich nun gut genug befand, um zu reisen, wiewohl er noch nicht im Stande war, sein Pferd zu führen, lud St. Aubert ihm ein, einige Tage mit ihnen im Wagen zu fahren. Er war um so bereitwilliger, ihm dies Erbieten zu thun, da er erfahren hatte, daß Valancourt von einer Familie dieses Namens in Gasconien | abstammte, die er vormals kannte. Dieser nahm das Anerbieten mit großem Vergnügen an, und sie machten sich wieder durch die romantischen Wildnisse, die nach Roussillon führten, auf den Weg. Sie reisten gemächlich, machten oft Stillstand, wenn sie an eine ungewöhnlich schöne Gegend kamen, und stiegen oft aus, um eine Anhöhe, die ihre Maulesel nicht erreichen konnten, zu ersteigen, um da die Aussicht in voller Pracht zu genießen: oft wandelten sie über Hügel mit Lavendel, wilden Thymian, Wacholder und Tamarisk bedeckt; und unter den Schatten von Wäldern, zwischen deren Oefnungen sie die lange Bergkette hinunter sahn; eine Aussicht, die an Pracht alles übertraf, was Emilie sich je geträumt hatte.

St. Aubert ergötzte sich zu Zeiten mit botanisiren, indeß Valancourt und Emilie weiter fortwandelten: er machte sie aufmerksam auf die Gegenstände, die ihn vorzüglich rührten, und recitirte schöne Stellen aus den lateinischen und italienischen Dichtern, die er sie hatte bewundern hören. In den Zwischenräumen des Gesprächs, wo er sich nicht beobachtet glaubte, heftete er oft seine Augen nachdenkend auf ihr Gesicht, das so beseelt den Geschmack und die Stärke ihres Gefühls ausdrückte, und wann er dann wieder sprach, lag eine besondre Zärtlichkeit in dem Ton seiner Stimme, die jeden Versuch, seine Empfindungen zu verbergen, vereitelte. Diese stillen Zwischenräume wurden immer häufiger, bis nur noch

Emilie das Bestreben verrieth, | sie zu unterbrechen. Sie, die bisher so zurückhaltend gewesen war, sprach nun immer wieder und wieder von den Wäldern und Thälern und Bergen, um nur ein gefährliches sympathisches Stillschweigen zu vermeiden.

Von Beaujeu aus gieng der Weg immer aufwärts und führte die Reisenden in die höhern Regionen der Luft, wo unermeßliche Eisberge ihre gefrorenen Schauer zeigten, und ewiger Schnee die Spitzen der Berge bleichte. Oft standen sie still um diese ungeheuren Gegenstände zu betrachten, und auf einer wilden Klippe sitzend, wo nur einzeln ein Lerchbaum hervortrat, sahen sie über dunkle Fichtenwälder und Klüfte, die noch nie ein menschlicher Fuß betreten hatte, hinweg in Abgründe, die so tief waren, daß man kaum das Rauschen des sprudelnden Stroms hörte, den man auf dem Grunde schäumen sah. Ueber diese Klippen hinweg erhoben sich andre von ungeheurer Größe und phantastischer Gestalt, deren einige sich zu Pyramiden aufthürmten, während andre in ungeheuren Granitmassen sich weit über ihren Fuß hinneigten, und in ihren gebrochenen Hölen oftmals eine Ladung von Schnee beherbergten, die bey jedem Zittern der Luft das Thal zu zerstören drohte. Ringsum an jeder Seite, so weit das Auge dringen konnte, sah man nur große Formen; die lange Reihe der Bergspitzen, mit ätherischem Blau gefärbt, oder weiß von Schnee; Eisthäler und Wälder von dunkeln Fichten. Die Heiterkeit und | Klarheit der Luft in diesen Regionen war den Reisenden vorzüglich angenehm; sie schien ihnen einen feinern Lebenssaft einzuhauchen und goß unbeschreibliches Wohlbehagen über ihre Seelen aus. Sie hatten keine Worte, die erhabnen Empfindungen, die sie fühlten, auszudrücken. Eine gewisse Feyerlichkeit bezeichnete St. Auberts ganzes Wesen. Thränen traten ihm oft in die Augen und oft wandte er sich von seinen Gefährten ab. Valancourt sprach nur selten, um Emilien auf einige Gegenstände aufmerksam zu machen. Der dünne Luftkreis, der jeden Gegenstand so deutlich dem Auge zuließ, überraschte und hintergieng sie. Sie konnte kaum glauben, daß Gegenstände, die so nahe schienen, in der That so ferne waren. Die tiefe Stille

dieser Einöden wurde nur zu Zeiten durch das Geschrey der Raubvögel, die sich rings um eine Klippe unten lagerten, oder durch den Ruf des Adlers, der hoch in den Lüften schwebte, unterbrochen, wenn nicht die Reisenden dem dumpfen Donner zuhörten, der oft zu ihren Füßen grunzte, während über ihnen das tiefe Blau des Himmels auch nicht durch das kleinste Wölkchen verdunkelt ward. Halb die Berge herab sah man oft große Wogen von Dünsten rollen, die bald das Land unten in Nebel hüllten, bald sich aufthaten, und seine Schönheiten dem Auge eröffneten. Emilie bemerkte mit Entzücken das erhabene Schauspiel der Wolken, wie sie an Gestalt und Farbe wechselten, und ihre verschiedne Würkung auf die untere Welt, deren Züge, zum Theil verschleyert, stets neue, erhabne Formen annahmen.

| Nachdem sie diese Regionen viele Meilen weit durchkreuzt hatten, senkten sie sich nach Roussillon herab, und sahen nun wieder sanftere Schönheiten vor sich. Doch konnten sie nicht ohne Wehmuth auf die erhabnen Gegenstände, die sie verlassen hatten, zurückblicken, wiewohl das Auge, durch die Anstrengung ermüdet, gern auf dem Grün der Wälder und Wiesen ruhte, die jezt unten am Rande des Flusses hiengen, oder sich herabsenkte auf die niedrigen von Cedern beschatteten Hütten, auf die Gruppen der spielenden Bergkinder und auf die Blumenwinkel zwischen den Hügeln.

So wie sie herabkamen, sahen sie in einiger Entfernung zur rechten einen der großen Pässe von den Pyrenäen nach Spanien, wo die hohen Zinnen und Thürme im Glanze der untergehenden Sonne spielten; gelbe Spitzen der Wälder färbten die Klippen unten, während hoch empor die beschneyten Spitzen der Berge strebten, die noch immer einen Rosenschimmer wiederstrahlten.

St. Aubert sah sich nach der kleinen Stadt um, wohin man ihn von Beaujeu aus gewiesen hatte, und wo er die Nacht hinzubringen dachte: allein es ließ sich noch keine menschliche Wohnung sehen. Aus der Entfernung konnte weder er, noch Valancourt urtheilen, da der letzte noch nie so weit durch diese Bergkette vorgedrungen war. Doch sahen sie einen Weg vor | sich und zweifelten nicht, daß



es der rechte seyn müßte, denn seit sie Beaujeu verlassen hatten, waren ihnen noch keine verschiedenen Wege aufgestoßen, die sie hätten irre führen oder unschlüssig machen können.

Die Sonne warf nun ihre letzten Strahlen von sich und St. Aubertieß den Mauleseltreiber so schnell als möglich eilen. Er fühlte sich wirklich nach einem Tage, wo er so viel Beschwerde gehabt hatte, an Leib und Seele ungewöhnlich ermattet und sehnte sich nach Ruhe. Sie wurde nicht befördert, als er einen zahlreichen Zug von Menschen, Pferden und bepackten Mauleseln wahrnahm, die einen hohen Berg ihnen gegen über, herab kamen, und von Zeit zu Zeit zwischen den Wäldern erschienen und wieder verschwanden, so daß ihre Zahl sich nicht bestimmen ließ. Etwas glänzendes, das sie für Waffen hielten, schimmerte in den untergehenden Sonnenstrahlen, und sie konnten an dem Vortrupp die kriegerische Tracht unterscheiden. So wie sich der erste Haufe ins Thal wand, drang der Rückzug aus den Wäldern hervor und ließ sie eine große Anzahl bewaffneter Krieger sehen. St. Auberts Furcht verschwand nunmehr; er zweifelte nicht, daß der Zug vor ihm aus Schleichhändlern bestände, die wahrscheinlich beym Transport verbotener Waaren über die Pyrenäen einem Haufen Soldaten in die Hände gefallen und besiegt worden waren.

| Die Reisenden hatten nunmehr so lange zwischen den erhabnen Scenen dieser Gebürge verweilt, daß sie sich in ihrer Berechnung, noch vor Sonnenuntergang Montigny erreichen zu können, gänzlich betrogen fanden. Als sie sich aber das Thal hinab wanden, sahen sie auf einer plumpen Brücke, die über eine Tiefe angelegt, zwey hohe Felsen vereinigte, eine Gruppe von Bergkindern, die sich damit ergötzten, Steine in den Fluß zu werfen, und zu belauschen, wie der weisse Schaum in die Luft sprang und das Echo der Berge den Schall des Plätschers verlängerte. Unter der Brücke hin hatte man eine perspektivische Aussicht auf das Thal, in welches der Wasserfall von den Felsen herabstürzte, und auf eine von Fichten beschattete Hütte, die auf einer Klippe stand. Wie es schien, waren sie nicht weit von einer kleinen Stadt entfernt. St. Aubert ließ den

Mauleseltreiber still halten und rief die Kinder an, um zu fragen, ob sie nahe bey Montigny wären; allein die Entfernung und das Murmeln der Wellen ließ seine Stimme nicht aufkommen, und die Klippen, welche an die Brücke gränzten, waren so furchtbar hoch und steil, daß es für jemanden, der nicht daran gewöhnt war, beynahe unmöglich gewesen seyn würde, sie zu ersteigen. St. Aubert hielt es deswegen für besser, keinen Augenblick länger mit Zögern zu verderben; sie fuhren noch lange nachdem die Dämmerung bereits den Weg verfinstert hatte, der so uneben war, daß sie sämmtlich ausstiegen, weil sie es für sichrer hielten zu Fuß zugehen, als sich dem | Wagen anzuvertrauen. Der Mond gieng eben auf, allein sein Licht war noch zu schwach, ihnen zu leuchten. Während sie behutsam fortschlichen, hörten sie die Vesperglocke eines Klosters. Die Dämmerung ließ ihnen nicht zu, die Form eines Gebäudes zu unterscheiden, allein die Töne schienen aus einem Walde zu kommen, der einer Anhöhe zur Rechten überhieng. Valancourt schlug vor, sich auf den Weg zu machen, um dies Kloster aufzusuchen. »Wenn sie uns kein Nachtquartier geben wollen«, sagte er, »so werden sie uns doch gewiß Nachricht geben, wie weit wir noch von Montigny sind, und uns dahin führen können.« Er wollte voraus eilen, ohne St. Auberts Antwort zu erwarten, als dieser ihn aufhielt. »Ich bin sehr müde«, sagte St. Aubert, »und verlange nach nichts so sehr, als nach Ruhe. Wir wollen alle nach dem Kloster gehn. Ihr gutes Ansehn würde unsre Versicherung, daß wir Ruhe und Erholung bedürfen, Lügen strafen, allein wenn man mein und Emiliens mattes Gesicht sieht, wird man uns nicht leicht eine Ruhestätte verweigern.«

Mit diesen Worten ergrif er Emiliens Arm und befahl Micheln mit dem Wagen zu warten; sie machten sich auf den Weg die Anhöhe hinauf, nach dem Walde zu, von der Glocke des Klosters geleitet. St. Auberts Schritte waren schwach und Valancourt musste ihm den Arm geben. Der Mond warf nun einen schwachen Schimmer auf ihren Weg, und setzte sie bald | nachher in Stand, einige Thürme, die über den Spitzen der Wälder aufstiegen, zu unterscheiden. Sie

folgten immer dem Geläute der Glocke und betraten den Schatten dieser Wälder, nur von den Mondstrahlen erleuchtet, die zwischen den Blättern hinglitten und einen zitternden, unsichern Schimmer auf den tief liegenden Fußpfad warfen. Die Dunkelheit und Stille, die nur durch den dumpfen Laut der Glocke unterbrochen wurde, erregte bey Emilien eine Bangigkeit, welche nur durch Valancourts Stimme und Unterhaltung einigermaßen gemildert wurde. Als sie eine Weile bergan gestiegen waren, klagte St. Aubert über Müdigkeit, und sie standen still, um auf einem kleinen grünen Hügel auszuruhen, wo die Bäume sich öffneten, und das Mondlicht zuließen. Er setzte sich auf dem Rasen zwischen Emilien und Valancourt nieder. Die Glocke läutete nicht mehr, und kein Laut unterbrach die tiefe Ruhe; das dumpfe Murmeln einiger fernen Ströme diente vielmehr, das Schauerliche der Stille zu erhöhen, als zu unterbrechen.

Vor ihnen lag das Thal ausgebreitet, das sie eben verlassen hatten. Seine Felsen und Wälder zur Linken, durch die Strahlen versilbert, machten einen Contrast mit dem tiefen Schatten, der die gegen über liegenden Klippen einhüllte; ihre eingefaßten Spitzen waren nur schwach in Licht getaucht, während die ferne Aussicht des Thals sich in gelben Nebel des Mondlichts verlor. Die Wanderer saßen eine Zeitlang in süßes Wohlbehagen gewiegt, schweigend da.

| »Solche Scenen«, sagte Valancourt endlich, »sänftigen das Herz, gleich den Noten einer süßen Musik und hauchen die süße Schwermuth ein, welche niemand, der einmal sie gefühlt hat, für die lebhaftesten Freuden hingeben würde. Sie erwecken unsre edelsten und reinsten Empfindungen, und machen uns zu Wohlwollen, Mitleid und Freundschaft geneigt. In einer solchen Stunde fühlt unser Herz doppelt für Gegenstände, die uns theuer sind.« Seine Stimme bebte und er hielt inne.

St. Aubert schwieg. Emilie fühlte eine warme Thräne auf die Hand fallen, die er in der seinigen hielt: sie kannte den Gegenstand seiner Gedanken; auch die ihrigen waren von der Erinnerung an ihre Mutter erfüllt. Er schien mit Gewalt sich aufzuraffen. »Ja«, sagte er mit einem halb unterdrückten Seufzer: »die Erinnerung an die,

welche wir liebten, an Zeiten, die auf immer dahin sind, schleicht sich in einer solchen Stunde vor die Seele gleich der Melodie einer fernen Musik in der Stille der Nacht – so zart und harmonisch, als diese Landschaft, die im falben Mondenlichte schlummert.« Er hielt einen Augenblick inne und fuhr dann fort: »Ich habe mir immer eingebildet, daß ich in einer solchen Stunde, schärfer und heller dächte, und das Herz, das sich nicht diesem sanften Eindrucke öffnete, müßte in hohem Grade fühllos seyn. Allein es giebt solche Menschen!«

| Valancourt seufzte.

»Giebt es deren wirklich viele?« sagte Emilie.

»Noch wenig Jahre, meine Emilie«, erwiderte St. Aubert, »und du wirst bey der Erinnerung an diese Frage lächeln, wenn du nicht weinst. Aber komm, ich fühle mich etwas gestärkt; wir wollen weiter gehn.«

Nachdem sie die Wälder zurückgelegt hatten, sahen sie auf einem rasigten Hügel über ihnen das Kloster vor sich liegen. Eine hohe Mauer, die es umgab, führte sie zu einem alten Thore, an welches sie anklopften. Der arme Mönch, der es öffnete, führte sie in ein kleines Nebenzimmer, wo er sie zu warten bat, indeß er den Prior von ihrem Gesuch benachrichtigte. In dieser Zwischenzeit kamen verschiedene Mönche herein um nach ihnen zu sehen; endlich kam der erste Bruder zurück, und führte sie in ein Zimmer, wo sie den Prior in einem Lehnstuhl mit einem großen, schwarz gebundenen Folianten auf einem Pulte vor sich sitzen sahn. Er empfing sie höflich, ohne jedoch aufzustehn, und nachdem er einige wenige Fragen an sie gethan hatte, erkundigte er sich nach ihrem Anliegen. Nach einem kurzen Gespräch, das von seiner Seite steif und feyerlich war, verfügten sie sich in das Zimmer, wo sie zu Abend essen sollten, während Valancourt, den | einer von den Mönchen sich zu begleiten höflich erbot, sich aufmachte, um Micheln und seine Maulesel zu suchen. Er hatte noch kaum die Hälfte des Berges zurückgelegt, als er schon die Stimme des Mauleseltreibers weit und breit erschallen hörte. Oft rief er St. Auberts und dann wieder

Valancourts Namen; nachdem dieser ihn endlich von seiner Furcht für sich und seine Thiere geheilt, daß er sie und ihn in einer Hütte am Rande des Waldes untergebracht hatte, kehrte er zurück, um mit seinen Freunden eine so mäßige Mahlzeit zu halten, als die Mönche ihnen vorzusetzen für gut fanden. St. Aubert befand sich zu übel, um Theil daran zu nehmen; Emilie vergaß in ihrer Angst um ihren Vater sich selbst; und Valancourt, still und nachdenkend, doch nie bis zur Unaufmerksamkeit gegen sie, gab sich alle Mühe, St. Aubert zu bedienen und zu erleichtern. Dieser bemerkte oft, während seine Tochter ihn zum Essen nöthigte, oder das Kissen, welches sie ihm in den Lehnstuhl gelegt hatte, zurechte zog, dass Valancourt einen Blick nachdenkender Zärtlichkeit auf sie heftete, dessen Sinn er nicht ungern verstand.

Sie trennten sich früh und begaben sich in ihre Zimmer. Eine Nonne des Klosters führte Emilien in das ihrige, allein sie war froh, sie fortschicken zu können, denn ihr Herz war schwer belastet und ihre Aufmerksamkeit so abgezogen, daß es ihr lästig war, | mit einem Fremden zu sprechen. Sie glaubte, dass ihr Vater sich täglich verschlimmerte, und schrieb seine gegenwärtige Ermattung mehr dem schwachen Zustande seines Körpers, als der Beschwerde der Reise zu. Ein Heer von finstern Ideen drängte sich vor ihre Seele, bis sie in Schlaf sank.

Ohngefähr zwey Stunden nachher wurde sie durch das Geläute einer Glocke erweckt und hörte dann schnelle Schritte über den Gang gehn, der an ihr Zimmer stieß. Sie war der Sitten des Klosters so wenig gewohnt, daß sie darüber erschreck; ihre stets für ihren Vater rege Furcht gab ihr ein, daß er sehr krank sey und sie stand eilends auf, um zu ihm zu gehn. Nachdem sie ein wenig gewartet hatte, um die Personen im Gange vorübergehn zu lassen, öffnete sie die Thüre: indeß sammelten sich ihre Gedanken aus der Verwirrung des Schlafs, und sie vernahm, daß die Glocke der Ruf der Mönche zum Gebet wäre. Das Läuten hatte nun aufgehört, und da alles wieder still war, enthielt sie sich, in St. Auberts Zimmer zu gehn. Ihre Seele war nicht zum Schlafe gestimmt, und das Mond-

licht, das in ihre Kammer fiel, lud sie ein, das Fenster zu öffnen und auf die Gegend hinaus zu sehn.

Es war eine schöne, stille Nacht; kein Wölkchen verdunkelte den Himmel und kaum zitterte ein Blatt | von den Wäldern in der Luft. Indem sie so da lag, stieg die mitternächtliche Hymne der Mönche sanft von einer Kapelle auf einem der tiefern Berge auf; eine heilige Melodie, die durch das Schweigen der Nacht zum Himmel aufzusteigen schien und ihre Gedanken mit sich empor hob. Ihre Seele erwachte aus der Betrachtung seiner Werke zur Anbetung Gottes in seiner Güte und Macht. Wohin sie ihren Blick wandte, auf die schlummernde Erde, auf den weiten Luftraum, glänzend von Wolken über den Gesichtskreis menschlicher Gedanken erhaben, erschien ihr die Erhabenheit Gottes und die Majestät seiner Gegenwart. Ihre Augen füllten sich mit Thränen ehrfurchtsvoller Liebe und Bewundrung, und sie fühlte die reine Andacht, welche über alle Verschiedenheiten menschlicher Systeme erhaben, die Seele über diese Welt hinaus trägt und sie zu einer edlern Natur empor zu heben scheint; eine Andacht, die man vielleicht nur empfinden kann, wenn die Seele, auf einem Augenblick von der Niedrigkeit irdischer Gedanken befreit, hinauf strebt, um seine Macht in der Erhabenheit seiner Werke, und seine Güte in der Unendlichkeit seines Seegens zu betrachten.

Bald darauf versank der mittelnächtliche Gesang in Schweigen; allein Emilie verweilte am Fenster, und sah, wie der Mond untergieng und das | Thal in tiefen Schatten sank. Gern wäre sie noch länger in dieser Stimmung geblieben, endlich aber zog sie sich auf ihre Matratze zurück und sank in ruhigen Schlummer.

## **Fünftes Kapitel**

St. Aubert, der sich durch den ruhigen Schlaf einer Nacht hinlänglich wieder gestärkt fühlte, um seine Reise fortzusetzen, machte sich früh Morgens mit Valancourt und Emilien nach Roussillon

auf den Weg, das er noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen hoffte. Die Gegenden, durch welche sie nun kamen, waren so wild und romantisch, als sie noch keine gesehn hatten, nur mit dem Unterschied, daß hie und da eine Schönheit die Landschaft sanfter schmolz. Kleine Waldhölen, mit glänzenden Grün und Blumen bedeckt, erschienen zwischen den Bergen, oder ein ländliches Thal öffnete seinen grasigten Busen im Schatten der Klippen, während Schaaf und Heerden längs dem Ufer eines Flusses weideten, der es mit ewigem Grün erfrischte. St. Aubert konnte nicht bereuen, diesen beschwerlichen Weg gewählt zu haben, wiewohl er sich auch diesen Tag oftmals genöthigt sah, auszusteigen, längs dem rauhen Abgrund zu gehn und die steilen mit Kiesel bedeckten Berge hinan zu klettern. Die wundervolle Erhabenheit und Abwechslung der Aussichten belohnte ihn für alle Beschwerde, und die Begeistrung, womit seine jungen Gefährten sie betrachteten, erhöhte seine eigne und erweckte eine Erinnerung an alle die süßen Gefühle seiner frühen Tage, wo der erhabne Reiz der Natur sich zuerst ihm enthüllte. Er fand großes Vergnügen, mit Valancourt zu sprechen und seinen scharfsinnigen Bemerkungen zuzuhören. Sein Feuer und die Einfachheit seiner Sitten machten ihn zu einer charakteristischen Figur in den Szenen um sie her und St. Aubert entdeckte in seinen Gesinnungen die Richtigkeit und Würde einer erhabnen Seele, die noch durch keinen Umgang mit der Welt verderbt war. Er fand, daß seine Begriffe mehr aus ihm selbst gebildet, als von andern angenommen waren; sie waren mehr das Resultat von Nachdenken als von Gelehrsamkeit. Von der Welt schien er nichts zu wissen; denn er dachte gut vom ganzen Menschengeschlecht und diese Meinung schöpfte er aus dem wiederstrahlenden Bilde seines eignen Herzens.

St. Aubert blickte oft, wenn er zu Fuße gieng, um die wilden Pflanzen auf seinem Wege aufzusuchen, mit Vergnügen auf Emilien und Valancourt, die mit einander vorausgiengen. Er machte mit einem Gesicht voll beseelter Freude sie aufmerksam auf die umliegenden Gegenstände, und sie hörte ihm zu und sah ihn mit einem Blick voll zärtlichen Ernstes an, die die erhabne Regung ihrer

Seele verrieth. Sie glichen zwey | Liebenden, die sich nie über die Grenze der Gebürge, worinn sie gebohren waren, hinausgewagt hatten, die ihre Lage von den Frivolitäten des gemeinen Lebens ausschloß, deren Begriffe einfach und groß waren, wie die Landschaften zwischen welchen sie wandelten, und die kein anderes Glück kannten, als die Vereinigung reiner und zärtlicher Herzen. St. Aubert lächelte und seufzte bey dem romantischen Gemälde von Glückseligkeit, das seine Phantasie zeichnete, und seufzte wiederum bey dem Gedanken, daß Natur und Einfalt der Welt so wenig bekannt waren, daß sie ihre Freuden für romanhaft hielt.

Die Welt, sagte er, indem er diese Reihe von Gedanken fortsetzte, verspottet eine Leidenschaft, die sie selten fühlt; ihre Auftritte, die Gegenstände ihres Bestrebens, zerstreuen die Seele, entwürdigten den Geschmack und verderben das Herz, in welchem keine Liebe mehr wohnen kann, wenn es die sanfte Würde der Unschuld verlohren hat. Tugend und Geschmack sind beynahe eins: denn Tugend ist nicht viel mehr als thätiger Geschmack, und die zartesten Regungen von beyden vereinigen sich in wahrer Liebe. Wie sollen wir also in großen Städten, wo Selbstsucht, Zerstreuung und Falschheit die Stelle der Zärtlichkeit, Einfalt und Wahrheit vertreten, noch Liebe suchen?

Es war beynahe Mittag, als die Reisenden auf einem steilen und gefährlichen Wege ausstiegen, um | spazieren zu gehn. Der Weg wand sich einen Hügel hinauf, der mit Waldung bekleidet war, und statt dem Wagen zu folgen, machten sie sich in den erfrischenden Schatten. Eine thauigte Kühle war durch die Luft verbreitet und vereinte sich mit dem glänzenden Grün des Rasens, der unter den Bäumen hervorsproßte, mit dem Wohlgeruch der Blumen, mit dem balsamischen Duft des Thymians und Lavendels, die den Boden bereicherten, und mit der Größe der Fichten, Buchen und Wallnüsse, die ihn überschatteten, diesen Aufenthalt entzückend zu machen. Oft verschloß das dicke Laubwerk alle Aussicht auf das Land, oft wieder ließ es einen kleinen Blick auf die ferne Gegend zu, die der Einbildungskraft Winke gab, sich interessantere, reizendere



Landschaften zu malen, als sich bisher noch dem Auge gezeigt hatten. Die Wanderer zögerten oft, um diesen Träumereyen der Phantasie nachzuhängen.

Der stummen Pausen, die oft schon Valancourts und Emiliens Gespräche unterbrochen hatten, fanden sich heute mehr als je. Valancourt fiel oft plötzlich aus der beseeltesten Lebhaftigkeit in tiefes Nachsinnen und oft lag eine ungekünstelte Schwermuth in seinem Lächeln, welche Emiliens Herz nicht misverstehn konnte, da es bey dem Gefühl, das sie verrieth, so nahe interessirt war.

St. Aubert fühlte sich erquickt durch die frischen Schatten, und sie schlichen unter ihnen hin, indem | sie ihrer Meinung nach, so nahe als möglich der Leitung des Wegs folgten, bis sie gewahr wurden, dass sie ihn gänzlich verloren hatten. Sie hatten sich immer, durch die schöne Gegend gelockt, an der Seite des Berges gehalten, während der Weg jenseits der obern Klippen hinlief. Valancourt rief laut Micheln zu, hörte aber keine Stimme als seine eigne von den Felsen wiederhallen, und seine wiederholten Versuche, den Weg wieder zu gewinnen, blieben gleich fruchtlos. In dieser Verlegenheit entdeckten sie eine ferne Schäferhütte zwischen den Bäumen, und Valancourt sprang zuerst darauf hin, um Beystand zu suchen. Als er sie erreichte, sah er nur zwey kleine Kinder auf dem Rasen vor der Thüre spielen. Er sah in die Hütte, erblickte aber niemand, und der älteste Knabe sagte ihm, daß ihr Vater bey der Heerde und ihre Mutter ins Thal herunter gegangen wäre, aber gleich zurückkommen würde. Indem er da stand, und überlegte, was weiter zu thun sey, hörte er Michels Stimme mannhaft brüllend zwischen den Klippen über ihm ertönen, bis die Echos wiederhallten. Valancourt beantwortete sogleich den Ruf und suchte sich durch das Dickigt einen Weg zu machen, indem er der Leitung des Schalls folgte. Nach vielem Stolpern über Gesträuch und Abgründe erreichte er Micheln, und brachte ihn endlich dahin, still zu schweigen und ihn anzuhören. Die Straße lag weit ab von dem Orte, wo St. Aubert und Emilie sich befanden; der Wagen konnte nicht gut zum Eingange des Waldes zurück|kehren, und da es sehr beschwerlich

für St. Aubert gewesen seyn würde, den langen steilen Pfad nach dem Ort, wo er jezt stand, hinauf zu klimmen, so bemühte sich Valancourt, einen bequemern Aufgang durch den Weg, den er selbst gekommen war, zu finden.

Indessen näherten sich St. Aubert und Emilie der Hütte, und ruhten auf einer ländlichen zwischen zwey Fichten befestigten Bank, bis Valancourt, dessen Schritte sie beobachteten, zurückkommen würde.

Das älteste der Kinder ließ von seinem Spiel ab und stand still, um die Fremden zu betrachten, während das jüngere sein kleines Kugelspiel fortsetzte und seinen Bruder mit zu spielen quälte. St. Aubert betrachtete mit Vergnügen das Gemälde kindischer Einfalt, bis es die Erinnerung an seine eignen Knaben, die er ohngefähr in gleichem Alter verloren hatte, und an ihre verewigte Mutter in seine Seele zurückbrachte. Er sank in einen Tiefsinn, wovon ihn Emilie sogleich, durch eine der einfachen, lebhaften Arien, die er so gern hörte, und die sie mit so bezaubernder Anmuth vorzutragen wußte, zu zerstreuen suchte. St. Aubert lächelte durch seine Thränen sie an, drückte zärtlich ihre Hand und suchte die schwermüthigen Bilder von seiner Seele zu verscheuchen.

Valancourt kam heran während sie sang, und ungeneigt sie zu unterbrechen blieb er in einiger Entfernung stehn und horchte ihr zu. Als sie geendigt hatte, trat er zu ihnen und sagte, er hätte sowohl Micheln als einen Weg gefunden, durch welchen er sie den Berg hinauf zum Wagen zu führen hoffte. Er zeigte ihnen die waldigten Höhen über ihnen, die St. Aubert mit ängstlichem Auge betrachtete. Er fühlte sich bereits müde von Spaziergehen und fürchtete sich, so hoch hinan zu klettern. Doch glaubte er, würde es weniger beschwerlich seyn, als die lange unebene Straße zu gehn, und beschloß es zu versuchen; allein Emilie, die stets für seine Gemächlichkeit besorgt war, schlug ihm vor, auszuruhen und Mittag zu halten, ehe sie weiter giengen. Der Vorschlag wurde angenommen, und Valancourt gieng sogleich an den Wagen, um Lebensmittel zu holen.

Bey seiner Zurückkunft schlug er vor, ein wenig höher bergauf zu gehen, wo die Wälder sich in eine größere und ausgedehntere Aussicht öffneten, und sie wollten sich eben dahin begeben, als sie ein junges Weib zu den Kindern gehn, sie lieblosen und über ihnen weinen sahn.

Durch den Kummer dieser Frau gerührt, standen sie still um sie zu beobachten. Sie nahm das jüngste Kind in ihre Arme, sobald sie aber die Fremden gewahr ward, trocknete sie schnell ihre Thränen, und eilte nach der Hütte. St. Aubert rief sie an, um nach der Ursache ihres Kummers zu fragen, und erfuhr, | daß ihr Mann, der ein Schaafhirte war, und die Sommermonathe hier zubrachte, um die Heerden auf diesen Bergen zu hüten, in der vergangnen Nacht seine ganze kleine Habe verloren hatte. Eine Bande Zigeuner, die seit einiger Zeit in der Nachbarschaft umherstreiften, hatte verschiedene von seines Herren Schaafen weggetrieben. »Jakob«, setzte die Frau hinzu, »hatte sich ein bischen Geld gespart und ein paar Schaafe dafür gekauft, und nun muß er sie alle seinem Herrn für die gestohlnen hingeben. Ja, was noch schlimmer ist, wenn sein Herr es erfährt, wird er ihm nicht länger die Heerde anvertrauen: denn er ist ein harter Mann – und was wird dann aus unsern Kindern werden!«

Das unschuldige Gesicht dieser Frau und das Einfache ihrer Erzählung machte St. Aubert geneigt ihr zu glauben; und Valancourt, überzeugt, daß sie die Wahrheit sagte, fragte hitzig, was die gestohlnen Schaafe werth wären? – Als sie es ihm sagte, wandte er sich niedergeschlagen zur Seite. St. Aubert steckte ihr etwas Geld in die Hand; auch Emilie gab aus ihrer kleinen Börse, und so giengen sie nach dem Berge hin; aber Valancourt blieb zurück und sprach mit des Schäfers Frau, die jetzt vor Dankbarkeit und Ueberraschung weinte. Er fragte, wie viel Geld ihr noch fehlte, um die gestohlnen Schaafe zu bezahlen, und fand, daß es beynahe so viel war, als der ganze kleine Vorrath, den er bey sich hatte, betrug. Er | fühlte sich verlegen und bekümmert. Diese kleine Summe also, sagte er zu sich selbst, würde hinreichen, diese arme Familie ganz glücklich zu machen! – Aber

was soll aus mir werden? Wie soll ich mit dem wenigen Gelde, das mir noch übrig bleiben wird, nach Hause kommen? Er stand einen Augenblick still; es that ihm weh, sich die Befriedigung zu versagen, eine Familie vom Verderben zur Glückseligkeit zu führen, und doch überlegte er zugleich, daß es ihm unmöglich seyn würde, seine Reise mit dem kleinen Ueberrest fortzusetzen.

Während er sich in dieser Verlegenheit befand, erschien der Schäfer selbst. Seine Kinder sprangen ihm entgegen; er nahm das eine auf den Arm und kam mit zögerndem Schritte mit dem andern herbey, das sich an seinem Rock hielt. Sein trauriges Ansehn bestimmte Valancourt auf einmal; er warf ihm alles Geld was er hatte, einige wenige Louisd'or ausgenommen, hin, und eilte St. Aubert und Emilien nach, die langsam den Berg hinauf giengen. Valancourt hatte noch selten sein Herz so leicht gefühlt, als in diesem Augenblick; seine fröhlichen Lebensgeister hüpfen vor Freude; jeder Gegenstand um ihn her schien ihm anziehender oder schöner als zuvor. St. Aubert bemerkte die ungewöhnliche Lebhaftigkeit seines Gesichts. »Was hat Sie denn in so freudige Stimmung gesetzt?«, fragte er. »O was für ein herrlicher Tag«, erwiderte Valancourt, »wie hell glänzt die Sonne! wie rein ist die Luft, wie bezaubernd die Gegend!«

| »Es ist in der That bezaubernd«, erwiderte St. Aubert, den frühe Erfahrung mit der Natur von Valancourts gegenwärtigen Gefühlen bekannt gemacht hatte. »Wie traurig, daß die Reichen, die solchen Sonnenschein hervorbringen können, ihre Tage in ewiger Dunkelheit, im kalten Schatten des Eigennutzes hinbringen! Möge Ihnen, mein junger Freund, die Sonne stets so heiter scheinen, als in diesem Augenblick! möge Ihr eignes Betragen stets den Sonnenschein des Wohlwollens und der Vernunft über sie verbreiten.«

Valancourt, der sich durch dieses Lob hoch geschmeichelt fühlte, konnte es nur durch ein dankbares Lächeln erwidern.

Sie wanden sich unter den Wäldern zwischen den grasigten Hügeln fort, und als sie den schattigten Wipfel erreichten, den

er ihnen ausersehn hatte, brach die ganze Gesellschaft in einen Ausruf aus. Hinter dem Flecke, wo sie standen, erhob sich der Felsen senkrecht in eine massive Mauer von ansehnlicher Höhe, und dehnte sich dann in überhangende Spalten aus. Im schönen Abstich mit ihrem bleichen Grau prangten die glänzenden Farben der Pflanzen und wilden Blumen, die in ihren aufgerißnen Seiten wuchsen und durch das Dunkel der Fichten und Cedern, die über ihnen wehten, sanft beschattet wurden. Die Stufen unten, über welche das Auge schnell ins Thal glitt, | waren mit Dickigt von Alpengesträuchen bezäunet, und tiefer noch erschienen die dicht belaubten Spitzen der Wallnuswälder, die ihren Fuß bekleideten; unter ihnen that sich die Schäferhütte, welche die Reisenden verlassen hatten, mit ihrem bläulichen Dampf hoch in die Luft kräuselnd hervor. An jeder Seite ragten die majestätischen Häupter der Pyrenäen. Einige zeigten zitternde Marmorspitzen, deren Ansehn sich jeden Augenblick veränderte, so wie die abwechselnden Lichtstrahlen auf ihre Oberfläche fielen; andere noch höhere zeigten nur Schneepunkte, während ihre niedrigern Schichten fast einförmig mit Wäldern von Fichten, Lerchbäumen und Eichen besetzt waren, die sich das Thal hinabstreckten. Dies war eines von den engen Thälern, die sich von den Pyrenäen in das Gebiet von Roussillon öffnen, und deren grüne Weiden und angebaute Schönheiten einen scharf bezeichnenden, wunderbaren Contrast mit der romantischen Größe rings umher bilden. Durch eine perspektivische Aussicht zwischen Gebürgen sah man die Tiefen von Roussillon, mit dem blauen Nebel der Entfernung gefärbt, wie sie mit den Gewässern des mittelländischen Meeres zusammenschmolzen. Auf einem Vorgebürge, welches die Gränze des Ufers bezeichnete, stand ein einsamer Wachtthurm, über welchen die Seevögel ihre Kreise zogen. Weiter hinauf schlich hie und da ein Seegel, weiß vom Sonnenstrahle, dessen Fortrücken man wahrnahm, so wie es sich dem Leuchthurm näherte. Zu Zeiten sah man auch ein so fernes Seegel, daß es nur die Schei|dungslinie zwischen Himmel und Wasser zu bezeichnen schien.

An der andern Seite des Thales, unmittelbar an dem Orte, wo die Reisenden ruhten, gegen über, öffnete sich ein felsigter Paß gegen Gasconien. Hier sah man keine Spur von Anbau. Die Granitfelsen, welche den Hohlweg einfaßten, stiegen jäh vom Fuße abgerissen auf und streckten ihre kahlen Spitzen in die Wolken, von keinem Walde belebt, nicht einmal durch eine Jägerhütte erheitert. Zuweilen warf wohl ein gigantischer Lerchbaum seinen langen Schatten über den Abgrund und hie und da streckte wohl ein Fels von seiner Spitze ein Kreuz empor, um den Wanderer das Schicksal desjenigen kund zu thun, der sich vor ihm dahin gewagt hatte. Dieser Ort schien der ächte Aufenthalt der Banditen, und Emilie erwartete beynahe, als sie darauf hinblickte, sie aus irgend einer Höhle hervorbrechen zu sehn, um Beute zu suchen. Bald darauf schreckte sie ein neuer gehässiger Gegenstand: – ein Galgen stand auf einer Felsenspitze nahe beym Eingange des Passes, und unmittelbar über einem der Kreutze, das sie vorhin bemerkt hatte. Diese Hieroglyphen erzählten eine plane, schreckhafte Geschichte. Sie enthielt sich, St. Aubert aufmerksam darauf zu machen; allein es warf einen Schatten über ihre Fröhlichkeit und machte, daß sie sich ängstlich weiter wünschte, um noch vor einbrechender Nacht Roussillon zu erreichen. Es war indessen nothwendig, daß St. Aubert einige Erfrischung zu sich nahm; sie setzten sich auf den kurzen, dünnen Rasen und öffneten ihr Körbchen, während der Zephyr ihnen Kühlung zuhauchte, und unter ihren Füßen der murmelnde Wasserfall schäumte.

St. Aubert fühlte sich durch die Ruhe und durch die heitre Luft dieses Hügels gestärkt, und Valancourt war so bezaubert von allem rings umher, und von der Unterhaltung seiner Gesellschaft, daß er vergessen zu haben schien, daß er noch weiter zu gehn hätte. Nachdem sie ihre einfache Mahlzeit geendigt hatten, schenckten sie der Gegend noch einen langen Abschiedsblick, und machten sich von neuem auf. St. Aubert freute sich, als er den Wagen erreichte; Emilie setzte sich zu ihm; allein Valancourt, der noch eine weitere Aussicht, als der enge Wagen ihm zuließ, auf dies zaubrische Land

zu genießen wünschte, machte seine Hunde los und sprang noch einmal mit ihnen am Saume des Weges hin. Oft verließ er ihn, um Spitzen zu erklettern, die noch eine weitere Aussicht versprachen, da der langsame Schritt der Maulesel ihm vergönnte, seine Reisegefährten mit Muße einzuholen. So oft sich eine ungewöhnlich prächtige Scene eröffnete, eilte er, St. Aubert Nachricht davon zu geben, und dieser, wenn er auch zu müde war, um selbst zu gehn, ließ oft den Wagen warten, während Emilie den nahen Hügel erstieg.

| Es war Abend, als sie die niedrigern Alpen herabfuhren, die Roussillon einfassen und eine prachtvolle Ringmauer um diese reizende Gegend bilden, die sie nur nach Osten dem mittelländischen Meere offen lassen. Der heitre Anstrich der Bebauung verschönerte noch einmal die Gegend; denn die Gefilde waren mit den reichsten Farben geschmückt, welche ein üppiger Himmelsstrich und ein fleissiges Volk ins Leben rufen kann. Wäldchen von Orangen und Limonen durchhauchten die Luft; ihre reichen Früchte glühten unter dem Laube, während zu den Thälern sich sanft herabsenkend die Weinberge ihre Schätze ausbreiteten. Jenseits dieser streckten sich Wälder und Wiesen, mit untermischten Städten und Dörfern gegen die See, auf deren glänzende Spiegelfläche manches entfernte Seegel schimmerte, während der Purpurschimmer des Abends die ganze Scene einhüllte. Diese Landschaft mit den sie umringenden Alpen stellte in der That ein vollkommnes Gemälde des lieblichen und erhabnen »*der Schönheit im Schooße des Schreckens schlummernd*« dar.

Nachdem sie die Thäler erreicht hatten, fuhren sie zwischen Hecken von blühenden Myrthen und Granaten hin nach der Stadt Arlos, wo sie die Nacht zu ruhen dachten. Sie fanden eine einfache aber saubre Bewirthung, und würden nach den Genüssen und Beschwerden des Tags einen angenehmen Abend zugebracht haben, wenn nicht die herannahende Trennung einen | Schatten auf ihre Freude geworfen hätte. St. Aubert hatte die Absicht, mit frühen Morgen sich zum Ufer des mittelländischen Meeres zu

wenden und längs demselben in die Provinz Languedoc zu gehn; und da Valancourt nunmehr beynahe völlig wieder hergestellt war, und keinen Vorwand mehr hatte, noch länger bey seinen neuen Freunden zu verweilen, entschloß er sich, sie hier zu verlassen. St. Aubert, der ihn liebgewonnen hatte, lud ihn ein, sie noch weiter zu begleiten; weil er aber die Einladung nicht wiederholte, so hatte Valancourt Entschlossenheit genug, der Versuchung zu widerstehn, um sich der Freundschaft nicht unwürdig zu zeigen. Am folgenden Morgen also sollten sie scheiden; St. Aubert, um seinen Weg nach Languedoc fortzusetzen, und Valancourt, um auf seinem Heimwege neue Schönheiten zwischen den Gebürgen aufzuspüren. Oft saß er an diesem Abende still und nachdenkend da. St. Auberts Betragen gegen ihn war zärtlich aber ernsthaft, und Emilie war still, so viel Mühe sie sich auch gab, heiter zu scheinen. Nach einem der schwermüthigsten Abende, die sie noch zusammen hingebracht hatten, trennten sie sich für die Nacht.

## Sechstes Kapitel

Des Morgens frühstückte Valancourt mit St. Aubert und Emilien; alle drey schienen wenig erfrischt durch den Schlaf. Die Mattigkeit der Krankheit lag noch immer auf St. Aubert und Emiliens Besorgnisse sagten ihr, daß seine Unpäßlichkeit mit schnellen Schritten zunähme. Sie hieng mit ängstlicher Zärtlichkeit an seinen Blicken und die ihrigen gaben immer getreu den Ausdruck derselben zurück.

Im Anfange ihrer Bekanntschaft hatte Valancourt ihnen seinen Namen und Familie gesagt: St. Aubert kannte beyde: denn die Familiengüter, welche jetzt Valancourts älterer Bruder besaß, lagen nicht weit von La Vallée und er hatte ihn oft bey Besuchen in der Nachbarschaft getroffen. Diese Bekanntschaft machte St. Aubert noch mehr geneigt, seinen jetzigen Gefährten aufzunehmen; denn wenn auch seine Gesichtsbildung und Betragen ihm St. Auberts



Bekanntschaft gewonnen hatten, so würde er doch beyde nicht für | hinlänglich gehalten haben, ihn bey seiner Tochter einzuführen.

Das Frühstück wurde beynahe eben so stillschweigend verzehrt, als das Abendessen den Tag zuvor; allein ihre Betrachtungen wurden bald durch das Rasseln der Wagenräder unterbrochen, die St. Aubert und Emilien hinwegführen sollten. Valancourt sprang von seinem Stuhle auf und gieng ans Fenster; es war in der That der Wagen und ohne zu sprechen kehrte er wieder zu seinem Stuhl zurück. Der Augenblick des Schreckens war nun gekommen! St. Aubert sagte zu seinem jungen Freund: er hoffte, daß er nicht durch La Vallée gehn würde, ohne ihm einen Besuch zu schenken; und Valancourt, der ihm freudig dankte, versicherte ihn, er würde es gewiß nie. Er sah bey diesen Worten Emilien furchtsam an, die sich bemühte, den Ernst ihrer Züge hinweg zu lächeln. Sie brachten einige Minuten in interessantem Gespräch hin, und dann gieng St. Aubert nach dem Wagen, wohin Emilie und Valancourt ihm stillschweigend folgten. Dieser zögerte noch verschiedne Minuten am Kutschenschlage, nachdem sie sich schon gesetzt hatten, und keiner schien Muth genug zu haben, um Lebewohl zu sagen. Endlich sprach St. Aubert das traurige Wort aus; Emilie trug es zu Valancourt hinüber, er erwiderte es mit niedergeschlagenem Gesicht und der Wagen rollte davon.

| Die Reisenden blieben eine Zeitlang in einem Zustande stillen Tiefsinns, der sein Süßes hat. St. Aubert unterbrach ihn durch die Bemerkung: »dieser junge Mann verspricht sehr viel; ich wüßte seit vielen Jahren nicht, daß mir jemand nach so kurzer Bekanntschaft so gut gefallen hätte. Er ruft mir die Tage meiner Jugend ins Gedächtniß zurück, wo jeder Gegenstand neu und entzückend war.« St. Aubert seufzte, und versank wieder in Tiefsinn, und als Emilie den Weg den sie gekommen waren, zurücksah, erblickte sie Valancourt vor der Thüre des kleinen Wirthshauses, wo er sie mit den Augen verfolgte. Er ward sie gewahr, und winkte mit der Hand; sie erwiderte den Abschiedsgruß bis die Krümmung des Weges ihn ihren Augen entzog.

»Ich erinnre mich, als ich in seinem Alter war«, sagte St. Aubert, »daß ich genau so fühlte und dachte als er. Damals that die Welt sich vor mir auf – jezt verschließt sie sich mir.«

»Mein liebster Vater, machen Sie sich doch nicht so trübe Gedanken«, sagte Emilie mit zitternder Stimme. »Ich hoffe, um ihrent, um meinetwillen, dass sie noch viele, viele Jahre zu leben haben.«

»Ach meine Emilie«, erwiderte St. Aubert, »um deinetwillen? – Nun, ich hoffe, es mag so seyn.« Er trocknete sich eine Thräne ab, die seine Wange | hinabrollte, brachte seine Züge in ein Lächeln, und sagte mit erheiterter Stimme: »Es liegt ein ganz eigner Zauber in dem Feuer und der Offenheit der Jugend die einem alten Manne besonders wohl gefällt, wann seine Gefühle noch nicht ganz durch die Welt abgestumpft sind. Es erheitert und erquickt wie der Anblick des Frühlings den Kranken; seine Seele saugt etwas von dem Geist der Jahreszeit in sich, und seine Augen werden von einem vorübergehenden Sonnenscheine erhellt. Valancourt war dieser Frühling für mich!«

Emilie, die zärtlich ihres Vaters Hand drückte, hatte noch nie mit so viel Wohlbehagen ein Lob von ihm angehört – selbst nicht, wenn er es an sie selbst richtete.

Sie reiseten zwischen Weinbergen, Wiesen und Wäldern weiter, entzückt über die romantische Schönheit der Landschaft, die von einer Seite durch die erhabnen Pyrenäen, von der andern durch den Ozean begrenzt wurde, und bald nach Mittag erreichten sie die Stadt Collioure am mittelländischen Meere. Hier hielten sie Mittag und ruhten bis zur Abendkühle, wo sie ihren Weg längs den Ufern fortsetzten – längs diesen bezauberten Ufern, die sich nach Languedoc hinstrecken. Emilie staunte mit Begeistrung auf die weite See, deren Spiegelfläche sich veränderte, so wie Licht und Schatten darauf fielen, und auf ihre waldigten Ufer, in herbstliche Farben getaucht.

| St. Aubert verlangte sehr, Perpignan zu erreichen, wo er Briefe von Herrn Quesnel erwartete; die Erwartung dieser Briefe hatte ihn aus Collioure getrieben, so sehr auch sein erschöpfter Körper der

Ruhe bedurft hätte. Nachdem er einige Meilen gereist war, fiel er in Schlaf, und Emilie, die einige Bücher in den Wagen gelegt hatte, als sie La Vallée verließen, hatte nunmehr Zeit darin zu blättern. Sie wählte eines, worin Valancourt den Tag zuvor gelesen hatte, und hoffte auf das Vergnügen, Züge wieder zu lesen, auf welchen die Augen eines geliebten Freundes so kürzlich geruht hatten; oder bey Stellen zu verweilen, die er bewundert hatte, sie in der Sprache seines eignen Herzens zu ihr reden zu lassen und ihn selbst in ihre Gegenwart zurückzubringen. Sie konnte das Buch nirgends finden, sah aber statt dessen einen Band von Petrarchs Gedichten, der Valancourt zugehörte, in welchem sein Name geschrieben stand, und woraus er ihr oft mit allem pathetischen Ausdruck, der die Gefühle des Verfassers bezeichnet hatte, Stellen vorlas. Sie war unschlüssig, ob sie glauben sollte, was jede andere wahrscheinlich genug gefunden haben würde, daß er absichtlich dieses Buch an die Stelle des vermißten zurückgelassen, und daß Liebe den Tausch gemacht hätte; als sie es aber mit ungeduldigem Verlangen öffnete, und die Züge seiner Bleifeder unter den verschiednen Stellen, die er laut gelesen hatte, und unter noch andern bemerkte, die mehr seine Zärtlichkeit ausdrückten, als er seiner Stimme anzuvertrauen gewagt hatte, kam endlich die Ueberzeugung in ihre Seele. Einige Augenblicke war sie sich nur bewußt, daß sie geliebt würde; dann aber drang die Erinnerung an den oft wechselnden Ton seiner Stimme, an seinen gesenkten Blick, wenn er diese Sonnette wiederholt hatte, und an die Seele, die aus dem Ausdruck seines Gesichts sprach, in ihr Gedächtniß, und sie weinte über dem Andenken an seine Zärtlichkeit.

Bald nach Sonnenuntergang erreichten sie Perpignan, wo St. Aubert, wie er erwartet hatte, Briefe von Herrn Quesnel fand, deren Inhalt ihn so sichtlich und schmerzhaft angriff, daß Emilie in Unruhe gerieth und so sehr es ihre Delikatesse zulassen wollte, in ihn drang, ihr die Ursache seines Kammers zu entdecken: allein er antwortete nur durch Thränen und fieng sogleich von andern Gegenständen zu reden an. Emilie enthielt sich zwar, des einen

zu erwähnen, der ihr am meisten am Herzen lag, war aber sehr niedergeschlagen über ihres Vaters Benehmen und brachte eine Nacht in schlafloser Unruhe hin.

Früh Morgens setzten sie ihre Reise längs der Küste nach Leucate, einer andern Stadt am mittelländischen Meere an den Gränzen von Languedoc und Roussillon fort. Unterwegs erneuerte Emilie das Gespräch vom vorhergehenden Abend, und schien so tief gerührt von St. Auberts Stillschweigen und Niedergeschlagenheit, daß er von seiner Zurückhaltung nachließ. »Ich wollte nicht gern, meine liebe Emilie«, | sagte er, »einen Schatten auf die Freude werfen, die du aus den umliegenden Gegenständen schöpfest, und war deswegen Willens, dir für jezt einige Dinge zu verheelen, die du aber über kurz oder lang doch erfahren mußt. Allein deine ängstliche Bekümmerniß hat meinen Vorsatz vereitelt; du leidest dadurch vielleicht eben so sehr, als du leiden wirst, wenn du die Wirklichkeit selbst erfährst. Herrn Quesnels Besuch war für mich sehr unglücklich; er kam, um mir einen Theil der Nachrichten zu sagen, die er jezt bestätigt hat. Vielleicht hast du mich eines gewissen Herrn Motteville aus Paris erwähnen hören; allein du wusstest nicht, daß der größte Theil meines persönlichen Eigenthums in den Händen dieses Mannes war. Ich setzte großes Vertrauen in ihm, und bin noch geneigt zu glauben, daß er meiner Achtung nicht ganz unwürdig ist. Viele Umstände mußten zusammentreffen, ihn zu Grunde zu richten, und – ich bin es mit ihm.«

Er hielt inne, um seine Bewegung zu verbergen.

»Die Briefe, die ich so eben von Herrn Quesnel erhalten habe«, fuhr er fort, indem er kämpfte um mit Festigkeit zu sprechen, »enthielten noch andre von Motteville, die alles was ich fürchtete, bestätigten.«

»Müssen wir denn La Vallée verlassen«, sagte Emilie nach einer langen Pause.

| »Das ist noch ungewiß«, versetzte St. Aubert. »Es wird davon abhängen, wie Motteville sich mit seinen Gläubigern vergleichen wird. Du weißt, mein Einkommen war niemals groß, und nun wird

es in der That sehr geringe werden. Um dich, Emilie, nur um dich mein Kind, bin ich am meisten bekümmert.«

Bey den letzten Worten gebrach ihm die Stimme. Emilie lächelte ihn zärtlich durch ihre Thränen an, und bemühte sich, ihre Bewegung zu unterdrücken. »Mein theuerster Vater«, sagte sie, »grämen Sie sich nicht um mich, oder um Sie selbst, wir können doch noch glücklich seyn – wenn La Vallée uns bleibt, müssen wir glücklich seyn. Wir wollen nur eine Person zur Aufwartung behalten, und Sie sollen die Veränderung in unserm Einkommen kaum gewahr werden. Trösten Sie sich, mein theurer Vater. Wir werden den Mangel der Entbehrlichkeiten nicht fühlen, die andre so hoch schätzen, weil wir nie Geschmack daran fanden, und die Armuth kann uns mancher Tröstungen nicht berauben. Sie kann uns die Liebe nicht rauben, die wir für einander fühlen, und uns eben so wenig in unsrer eignen Meinung, als in der Meinung andrer, woran uns etwas liegt, herabsetzen.«

St. Aubert verbarg sein Gesicht in seinem Schnupftuch und war ausser Stande zu sprechen; Emilie aber fuhr fort, ihrem Vater die Wahrheiten ans Herz zu legen, welche er selbst ihrer Seele eingepägt hatte.

| »Ausserdem, mein bester Vater«, sagte sie, »kann die Armuth uns keine geistigen Freuden rauben. Sie kann Ihnen den Trost nicht rauben, mir ein Beyspiel von Seelenstärke und Wohlwollen zu geben, noch mir die Freude, einen geliebten Vater zu trösten. Sie kann unsern Geschmack am Großen und Schönen nicht tödten, oder uns die Mittel verweigern, ihm nachzuhängen: denn die Scenen der Natur, diese erhabnen Schauspiele, die allen künstlichen Luxus so weit übertreffen, liegen offen da, sowohl zum Genuß des Armen als des Reichen. Ueber was haben wir also zu klagen, so lange es uns noch nicht am Nothwendigen gebricht? Vergnügungen, die der Reichthum erkaufen kann, werden noch immer in unsrer Gewalt seyn. Wir behalten also die erhabnen Freuden der Natur bey, und verlieren nur die nichtswürdigen der Kunst.«

St. Aubert konnte nicht antworten; er drückte Emilien an seine Brust; ihre Thränen flossen zusammen, aber es waren nicht Thränen des Kammers. Nach dieser Sprache des Herzens würde jede andre zu schwach gewesen seyn, und sie blieben eine Weile stumm. Dann aber sprach St. Aubert wie zuvor; denn wenn seine Seele ihre natürliche Ruhe nicht wieder gewonnen hatte, nahm sie doch wenigstens den Schein derselben an.

Sie erreichten früh am Tage die romantische Stadt Leucate; weil aber St. Aubert müde war, beschlossen sie, die Nacht daselbst zuzubringen. Doch machte er sich Abends mit seiner Tochter auf, um die umliegende Gegend zu besehen, die eine Aussicht auf den See Leucate, auf das mittelländische Meer, auf einen Theil von Roussillon und auf einen großen Theil der reichen Provinz Languedoc gewährt, die jezt vom gereiften Weine glühte, den die Bauern zu sammeln beschäftigt waren. St. Aubert und Emilie sahn die geschäftigen Gruppen, hörten den fröhlichen Gesang, der auf den Lüftchen schwebte und genossen mit sichtlicher Freude ihre nächste Tagesreise über dies fröhliche Gebiet voraus. Doch wollte er gerne noch länger am Seeufer verweilen; zum Theil war es sein Wunsch, unmittelbar nach Hause zurückzureisen, allein der Wunsch, das Vergnügen, welches die Reise seiner Tochter gewährte, zu verlängern, und die Wirkung der Seeluft auf seinen Körper zu versuchen, hielt ihn zurück.

Am folgenden Tage also traten sie ihre Reise durch Languedoc wieder an, und wanden sich am Ufer des mittelländischen Meeres hin; die Pyrenäen bildeten noch immer den prächtigen Hintergrund ihrer Aussichten, während zur Rechten der Ozean lag und zur Linken weit ausgedehnte Ebenen in den blauen Horizont verschmolzen. St. Aubert war vergnügt und sprach viel mit Emilien; doch war oft seine Heiterkeit erkünstelt, und oft schlich sich ein Schatten von Schwermuth auf sein Gesicht und verrieth sein innres Gefühl. Doch vertrieb Emiliens Lächeln bald dieses | Wölkchen. Zwar lächelte sie mit wundem Herzen: denn sie sah, daß sein Unglück an seiner Seele und an seinem geschwächten Körper nagte.

Es war Abend, als sie ein kleines Dorf von Ober-Languedoc erreichten, wo sie die Nacht hinzubringen dachten: allein sie konnten keine Betten im Orte bekommen, weil hier auch gerade die Zeit der Weinlese war, und sahen sich genöthigt, bis zur nächsten Post zu fahren. Krankheit und Beschwerde hatten St. Aubert aufs neue so sehr angegriffen, daß er die Ruhe bedurfte, und der Abend war schon weit vorgerückt; allein gegen die Nothwendigkeit war nichts zu machen, und er mußte Micheln weiter fahren heissen.

Die reichen Ebenen von Languedoc, welche alle Pracht der Weinlese in der Freude französischer Festlichkeiten darstellten, erweckten St. Aubert nicht länger zur Freude; sein Zustand machte einen traurigen Abstand gegen die Fröhlichkeit und jugendliche Schönheit, die ihn rings umgab. Wenn seine matten Augen über die Scene hinblickten, so dachte er, daß sie bald vielleicht auf immer für diese Welt geschlossen seyn würden. Diese fernen und erhabenen Gebürge, sagte er heimlich, wenn er die Kette der Pyrenäen anstaunte, die sich nach Westen hin erstreckten, diese reichen Ebenen, dies blaue Gewölbe, das heitre Licht des Tags werden bald vor meinen Augen verschlossen seyn. Das | Lied des Landmanns, die erfreuliche Stimme des Menschen werden mir nicht länger ertönen.

Emiliens scharfsehende Blicke schienen zu lesen, was in der Seele ihres Vaters vorgieng; sie heftete sie mit einem Ausdruck so zärtlichen Mitleids auf sein Gesicht, daß er alle andern Gegenstände des Bedauerns vergaß, und nur dem Gedanken nachhieng, daß er seine Tochter ohne Schutz zurücklassen mußte. Diese Betrachtung verwandelte sein Bedauern in Schmerz: er seufzte tief und schwieg; aber sie schien den Seufzer zu verstehen, denn sie drückte zärtlich seine Hand und wandte sich ans Fenster, um ihre Thränen zu verbergen. Die Sonne warf nun ihren letzten, falben Schimmer auf die Wellen des mittelländischen Meeres und die Dämmerung überzog schnell die Gegend, bis nur ein dunkler Strahl noch am westlichen Horizont erschien und den Punkt bezeichnete, wo die Sonne im Nebel eines Herbstabends untergegangen war. Ein kühles

Lüftchen wehte jezt vom Ufer und Emilie ließ das Fenster herunter: allein die Luft, welche den Gesunden erfrischte, war dem Kranken empfindlich und St. Aubert bat sie, das Fenster wieder aufzuziehen. Seine zunehmende Unpäslichkeit ließ ihn jezt mehr als je das Ende der Reise wünschen, und er hielt den Mauleseltreiber an, um zu fragen, wie weit sie noch bis zur nächsten Station hätten. Neun Meilen, antwortete dieser. »Ich fühle mich ausser Stande, weiter zu gehn«, sagte St. Aubert; »frage doch nach, ob kein | Haus auf dem Wege ist, wo wir die Nacht zubringen könnten?« Er fiel in den Wagen zurück und Michel rollte in vollem Gallopp davon, bis St. Aubert fast ohnmächtig ihm zurief, daß er still halten sollte. Emilie sah ängstlich zum Fenster hinaus und ward einen Bauer gewahr, der in einer kleinen Entfernung die Straße herauf kam. Sie erwarteten ihn und fragten, ob wohl ein Haus in der Nähe wäre, um Reisende zu beherbergen. Er wüßte von keinem, war die Antwort. »Zwar liegt ein Schloß zur Rechten im Walde; allein ich glaube, es wird niemand da aufgenommen; auch kann ich Ihnen den Weg nicht zeigen, denn ich bin selbst beynahe fremd hier.«

St. Aubert wollte ihn noch verschiednes wegen des Schlosses fragen, allein er machte sich schnell aus dem Staube und es blieb ihnen nichts übrig, als langsam nach dem Walde hinzufahren. Jeder Augenblick vertiefte die Dämmerung und machte es schwieriger, den Weg zu finden. Bald nachher kam ein andrer Bauer herbey: »Wo ist der Weg nach dem Schlosse im Walde?« rief Michel ihm zu.

»Nach dem Schlosse im Walde!« rief der Bauer. »Meinet ihr jenes dort mit dem Thurm.«

»Ich weiß den Henker von euerm Thurm«, sagte Michel: »ich meine das weiße Gebäude dort, das wir in einiger Entfernung zwischen den Bäumen sehn.«

| »Ja, das ist der Thurm, aber wer seyd ihr, dass ihr dahin geht«, fragte der Mann mit Verwunderung.

St. Aubert, dem diese seltsame Frage und der sonderbare Ton, womit sie gethan wurde, auffiel, sah zum Fenster heraus.



»Wir sind Reisende«, sagte er, »die ein bequemes Haus für die Nacht suchen! ist wohl eines hier in der Nähe?«

»Nein, mein Herr, es wäre denn, daß Sie ihr Glück dort versuchen wollten«; erwiderte der Bauer, und zeigte auf den Wald; »allein ich wollte Ihnen nicht rathen, dahin zu gehn.«

»Wem gehört denn das Schloß?«

»Ich kann es wahrhaftig nicht sagen.«

»Wie, es ist also unbewohnt?«

»Nicht doch, der Verwalter und die Haushälterin werden wohl darin seyn.«

Auf diese Nachricht entschloß sich St. Aubert, nach dem Schlosse zu fahren, und es auf die Gefahr zu wagen, vielleicht abgewiesen zu werden. Er bat also den Bauer, Micheln den Weg zu zeigen, und versprach ihm ein Trinkgeld für seine Mühe. Der Mann schwieg einen Augenblick und sagte dann: er gieng | jezt in andern Geschäften; allein der Weg wäre nicht zu verfehlen, wenn sie eine Allee zur Rechten, auf die er zeigte, hinauf führen. St. Aubert wollte noch etwas sagen, allein der Bauer wünschte ihm einen guten Abend und gieng weiter.

Der Wagen fuhr nun langsam die Allee, welche von einem Thore geschlossen wurde, hinauf, und nachdem Michel abgestiegen war, um es zu öffnen, traten sie zwischen Reihen von alten Fichten und Wallnüssen, deren verflochtene Zweige ein hohes Gewölbe über ihnen bildeten. Die tiefe Stille, welche in dieser Allee herrschte, ihr trauriges, ödes Ansehn, machte Emilien schaudern, und wenn sie an die Art dachte, wie der Bauer von diesem Schlosse gesprochen hatte, gab sie seinen Worten einen mystischen Sinn, den er sich vielleicht nicht dabey gedacht hatte. Doch suchte sie diese Besorgnisse zu unterdrücken, und war geneigt, sie für die Wirkung einer melancholischen Einbildungskraft zu halten, welche ihres Vaters Lage und der Gedanke an ihre eigne Lage für jeden Eindruck empfänglich gemacht hatte.

Sie fuhren langsam weiter, denn sie waren jezt beynahe ganz im Dunkeln, welches mit dem holprichten Wege und den Wurzeln

alter Bäume, die oft aus dem Erdreich hervorschoßen, zusammen genommen, es nothwendig machte, behutsam zu fahren. Plötzlich hielt Michel still, und als St. Aubert aus dem Fen|ster sah, um nach der Ursache zu fragen, sah er in einiger Entfernung eine Gestalt die Allee heraufkommen. Die Dämmerung ließ ihn nicht unterscheiden, was es war, allein erieß Micheln weiter fahren.

»Dies scheint mir ein seltsamer wilder Platz«, sagte Michel; »es ist kein Haus in der Gegend zu sehn. Denken Ihre Gnaden nicht, daß wir besser thäten, wieder umzukehren?«

»Fahre noch ein bischen zu, und wenn wir dann kein Haus sehn, wollen wir auf die Landstraße zurückkehren.«

Michel fuhr ungerne weiter, und sein ausnehmend langsamer Schritt machte, daß St. Aubert aufs neue aus dem Fenster sah, um ihn anzutreiben, worauf er wieder dieselbe Figur erblickte. Er wurde bestürzt; wahrscheinlich machte die Dunkelheit ihn mehr als gewöhnlich zu Besorgnissen geneigt – genug er ließ Micheln halten und befahl ihm, die Person in der Allee anzurufen.

»Gott bewahre, Ihre Gnaden; es kann ja ein Räuber seyn! «

»Es gefällt mir hier nicht«, erwiderte St. Aubert, der sich nicht enthalten konnte, über seine Einfalt zu lächeln, »und wir wollen also lieber auf den Weg wie|der zurückkehren: denn ich sehe keine Wahrscheinlichkeit, hier zu finden was wir suchen.«

Michel ließ sich dies nicht zweymal gesagt seyn: er lenkte auf der Stelle um, und fuhr eilends zurück, als sich eine Stimme zwischen den Bäumen zur Linken hören ließ. Es war nicht die Stimme des Gebieters, oder der Bekümmerniß, sondern ein dumpfer hohler Ton, der kaum menschlich zu seyn schien. Michel hieb auf seine Pferde los, und ließ sie aus äussersten Kräften laufen, ohne auf die Dunkelheit, den holprichten Boden, und die Hälse der ganzen Gesellschaft zu achten; auch hielt er nicht einmal still, bis er das Thor erreichte, welches von der Allee in die Landstraße gieng, wo er einen mäßigern Schritt einlenkte.

»Ich befinde mich sehr übel«, sagte St. Aubert und ergriff seiner Tochter Hand. »Sie sind also krank«, sagte Emilie äusserst

erschrocken, »Sie sind krank und hier ist keine Hülfe zu haben! Großer Gott, was soll ich anfangen?« Er lehnte sich mit dem Kopf an ihre Schulter, während sie ihn mit ihrem Arm zu unterstützen suchte, und Michel mußte wieder still halten. Als das Rasseln des Wagens aufgehört hatte, vernahmen sie weite Musik in der Luft. Für Emilien war es die Stimme der Hoffnung. »O wir sind einer menschlichen Wohnung nahe«, sagte sie, »hier wird bald Hülfe zu haben seyn.«

| Sie horchte ängstlich: die Töne waren fern und schienen aus dem Walde, der am Wege hinlief zu kommen; sie sah sich um und glaubte bey dem schwachen Mondscheine etwas, das die Gestalt gleich eines Schlosses hatte, zu erblicken. Nur war es schwer, dahin zu kommen, weil St. Aubert sich noch zu übel befand, um die Bewegung des Fahrens zu ertragen. Michel konnte nicht von seinen Mauleseln und Emilie, die noch immer ihren Vater umfaßt hielt, fürchtete sich eben so sehr, ihn zu verlassen, als alleine so weit zu gehen, ohne zu wissen wohin oder zu wem. Indessen war es nothwendig, unverzüglich einen Entschluß zu fassen. St. Aubert befahl also Micheln, langsam weiter zu fahren, allein sie waren noch nicht weit gekommen, als er aufs neue in Ohnmacht sank und der Wagen wieder still halten mußte. Er lag ganz ohne Bewußtseyn – »Mein liebster, liebster Vater«, rief Emilie, die wirklich fürchtete, ihn unter ihren Händen sterben zu sehn, »reden Sie nur ein Wort! Lassen Sie mich nur den Ton Ihrer Stimme hören!« Aber keine Stimme antwortete. In tödlicher Angst bat sie Micheln, Wasser aus dem Flusse zu holen, der längs dem Wege hinlief. Er brachte es in seinem Huthe, und sie spritzte es mit zitternder Hand über ihres Vaters Gesicht, das jetzt, da die Mondstrahlen darauf fielen, den Eindruck des Todes zu haben schien. Jede Regung selbstischer Furcht wich nun einem stärkern Gefühle. Sie übertrug Micheln, der sich weigerte, seine Maulesel zu verlassen, die Sorge für St. Aubert | und stieg aus dem Wagen, um das Schloß aufzusuchen, das sie in der Ferne gesehn hatten. Es war eine stille, mondhelle Nacht, und die Musik, die noch durch die Luft ertönte, lenkte ihre Schritte

von der Landstraße ab zu einem schattigten Pfade, der nach dem Walde führte. Ihre Seele war eine Zeitlang so ganz von Angst für ihren Vater erfüllt, daß sie keine für sich selbst empfand, bis die immer dicker werdende Dunkelheit des überhangenden Laubes, das jetzt ganz das Mondenlicht ausschloss, und die Wildheit des Ortes sie zum Gefühl ihrer gefährlichen Lage erweckte. Die Musik hatte aufgehört, und sie hatte keinen Führer als den Zufall. Einen Augenblick stand sie in bestürzten Schrecken da, bis der Gedanke an ihres Vaters Lage alle andern Betrachtungen ausschloss und sie aufs neue forttrieb. Der grüne Pfad verlor sich im Walde, allein sie sah sich vergebens nach einem Hause oder menschlichen Wesen um, und horchte eben so vergebens auf einen Schall, der sie leiten könnte. Doch gieng sie weiter, ohne zu wissen, wohin, vermied die Vertiefungen des Waldes und suchte sich am Saume desselben hin zu halten, bis eine Art von Allee, die auf einen mondhellen Fleck stieß, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Das Verwilderte dieser Allee erinnerte sie an die, welche zu dem bethurmtten Schlosse führte, und fast war sie geneigt zu glauben, dass dies ein Theil desselben Gebiets sey, und wahrscheinlich zu demselben Punkte führte. Während sie sich noch besann, ob sie diesem Wege folgen wollte oder nicht, drang ihr der Schall | vieler Stimmen in lautem Jubel ins Ohr. Es schien nicht das Lachen der Freude, sondern der Ausgelassenheit zu seyn und sie stand erschrocken still. Indem hörte sie eine ferne Stimme von dem Orte her, den sie gekommen waren, rufen, und da sie nicht zweifelte, daß es Michels Stimme sey, war ihr erster Gedanke, zurück zu eilen; allein ein zweites Nachdenken veränderte ihren Vorsatz. Sie glaubte, daß nichts geringers als die äusserste Noth Micheln bewegt haben könnte, seine Maulesel zu verlassen; sie fürchtete, dass ihr Vater in letzten Zügen läge, und eilte mit der schwachen Hoffnung, bey den Leuten im Walde Hülfe zu finden, vorwärts. Ihr Herz klopfte von furchtvoller Erwartung, als sie dem Ort, woher die Stimmen schallten, nahe kam, und oft fuhr sie zurück, wenn ihre Schritte in dem abgefallenen Laube rauschten. Der Schall führte sie jetzt zu dem mondhellen

grünen Plätzchen, das sie zuvor bemerkt hatte; sie stand in kleiner Entfernung davon still, und sah zwischen den Lücken der Bäume einen kleinen Rasenhügel, von Bäumen umgeben, den eine Gruppe menschlicher Figuren umringte. So wie sie näher kam, erkannte sie diese Menschen der Tracht nach für Bauern, und ward verschiedene, rings am Saume des Waldes verstreute Hütten gewahr, die hoch über dieses Plätzchen empor ragten. Während sie staunend da stand und die Aengstlichkeit, welche ihre Schritte zurückhielt, zu überwinden suchte, kamen verschiedene Bauermädgen aus einer Hütte: die Musik spielte sogleich auf und der Tanz | begann. Es war die fröhliche Musik der Weinlese; die nemliche, die sie zuvor in der Luft gehört hatte. Ihr von Angst um ihren Vater erfülltes Herz konnte den Abstand nicht fühlen, den diese fröliche Scene mit ihrem eignen Kummer machte: sie gieng eifertig auf einen Haufen von ältern Bauern los, die vor der Thüre einer Hütte saßen, eröffnete ihnen ihre Lage und bat sie um Hülfe. Mehrere dieser guten Leute standen sogleich auf, erboten sich zu aller Hülfe, die in ihrer Macht wäre, und folgten Emilien, die auf den Flügeln des Windes zu schweben schien, so schnell sie konnten, nach der Landstraße.

Als sie den Wagen erreichte, fand sie St. Aubert wieder zu sich selbst gekommen. Sobald er seine Besinnung wieder erhalten, und von Micheln gehört hatte, wohin seine Tochter gegangen war, überwältigte Angst um sie jeden Gedanken an sich selbst und er schickte ihn ungesäumt fort, um sie aufzusuchen. Doch fühlte er sich noch so matt und so völlig ausser Stande, weiter zu reisen, daß er sich aufs neue nach einem Wirthshause und nach dem Schlosse im Walde erkundigte.

»Im Schlosse können sie nicht einkehren«, sagte ein ehrwürdiger Bauer, der Emilien aus dem Walde gefolgt war; »es ist kaum bewohnt; wenn Sie mir aber die Ehre erzeigen wollen, meine kleine Hütte zu besuchen, so soll Ihnen das Beste, was sie vermag, zu Gebote stehn.«

| St. Aubert war selbst ein Franzose und wunderte sich also nicht über französische Höflichkeit; allein so krank er auch war,

fühlte er doch den Werth des Anerbietens durch die Art, wie es geschah, erhöht. Er hatte zu viel Delikatesse, um Entschuldigungen zu machen, oder sich nur einen Augenblick unschlüssig zu zeigen, ob er sich die Gastfreyheit des Bauers zu Nutze machen wollte; er nahm sie ohne alle Umstände mit eben der Freymüthigkeit an, womit sie ihm angeboten wurde.

Der Wagen fuhr wieder langsam weiter. Michel folgte dem Bauer auf dem kleinen Fußpfade, den Emilie eben verlassen hatte, bis sie an das lichte Plätzchen kamen. St. Auberts Lebensgeister waren durch die Höflichkeit seines Wirths, und durch die nahe Aussicht auf Ruhe so weit wieder hergestellt, daß er mit süßem Behagen auf die Mondlichtscene blickte, von schattigten Wäldern umgeben, durch welche hie und da eine Oeffnung den strömenden Glanz zuließ, und eine Hütte, oder ein schimmerndes Flüßchen zeigte. Mit einer nicht mehr schmerzhaften Empfindung hörte er die fröhlichen Töne der Zitter und Trommel; und wenn gleich Thränen in seine Augen traten, als er dem fröhlichen Tanze der Bauern zusah, waren es doch nicht ganz Thränen schmerzhafter Rückerinnrung. Mit Emilien war es anders: die erste Angst für ihren Vater war jetzt zu einer sanften Melancholie geschmolzen, welche jeder Ton der Freude, durch die erwachende Vergleichung erhöhte.

| Der Tanz hörte auf bey Annäherung des Wagens, der eine seltne Erscheinung in diesen entlegnen Wäldern war, und die Bauern drängten sich mit neugierigem Staunen herbey. Als sie vernahmen, daß er einen kranken Fremden brächte, liefen verschiedene Mädchen über den Rasen und kamen mit Wein und Körben voll Trauben zurück, die sie den Reisenden anboten, indem jede mit höflichem Wettstreit sich um den Vorzug bewarb. Endlich hielt der Wagen bey einer reinlichen Hütte still, und nachdem ihr ehrwürdiger Führer St. Aubert herausgeholfen hatte, führte er ihn und Emilien in ein kleines innres Zimmer, das nur durch die Mondstrahlen erhellt wurde, welche das offne Fenster hineinließ. St. Aubert, den die Ruhe erquickte, setzte sich in einen Lehnstuhl, und labte seine Sinne an der kühlen balsamischen Luft, die den

süßen Geruch des umliegenden Klees ins Zimmer wehte. La Voisin, sein Wirth, gieng hinaus, kam aber bald mit Früchten, Sahne und allem Ueberfluß seiner kleinen ländlichen Hütte zurück, den er mit einem Lächeln des ungekünstelten Willkommens niederstellte, und sich dann hinter den Stuhl seines Gastes zurückzog. St. Aubert drang in ihn, sich am Tische niederzusetzen, und nachdem sein trockner Gaumen durch die Früchte wieder erfrischt war, fieng er ein Gespräch mit seinem Wirthe an, der ihm verschiedne, ihn und seine Familie betreffende Umstände mittheilte, die dadurch anziehend wurden, daß sie vom Herzen kamen und ein Gemälde süßer Familienzärtlichkeit zeichneten. Emilie saß | neben ihrem Vater, hielt seine Hand, und ihr Herz schwoll bey der Erzählung des alten Mannes von zärtlicher Sympathie – ihre Thränen flossen bey dem traurigen Gedanken, daß der Tod sie wahrscheinlich bald des theuersten Glückes berauben würde, das sie damals besaß. Das sanfte Mondlicht eines Herbstabends, die ferne Musik, die jezt eine klagende Melodie anspielte, erhöhte die Schwermuth ihrer Seele. Der alte Mann fuhr fort, von seiner Familie zu sprechen, und St. Aubert hörte ihm schweigend zu.

»Ich habe nur eine Tochter am Leben«, sagte La Voisin, »allein sie ist glücklich verheyrathet, und ist mir alles. Als ich meine Frau verlor«, setzte er mit einem Seufzer hinzu, »kam ich hieher, um mit Agnes und ihrer Familie zu leben: sie hat verschiedne Kinder, die alle auf jenem Grün so fröhlich, wie die Grashüpfer springen – mögen sie es noch lange! Ich hoffe, unter ihnen zu sterben. Ich bin jezt alt und kann nicht lange mehr zu leben erwarten; allein es liegt ein Trost darin, von seinen Kindern umgeben, zu sterben.«

»Mein guter Freund«, sagte St. Aubert mit zitternder Stimme; »ich hoffe, Sie werden noch lange unter ihnen leben.«

»Ach Herr, in meinen Jahren kann ich das nicht erwarten«, versetzte der alte Mann und hielt inne.

»Kaum kann ich es auch wünschen«, fuhr er fort, »denn | ich hoffe, wenn ich sterbe, in den Himmel zu kommen, wohin mein armes Weib mir vorausgegangen ist. Zuweilen kann ich mir sogar

einbilden, daß ich sie in einer stillen, mond hellen Nacht zwischen diesen Schatten wandeln sehe, die sie so lieb hatte. Glauben Sie wohl, mein Herr, daß es uns erlaubt seyn wird, die Erde wieder zu besuchen, wenn wir den Körper verlassen haben?»

Emilie konnte nicht länger die Angst ihres Herzens unterdrücken: ihre Thränen fielen dicht auf ihres Vaters Hand, die sie noch in der ihrigen hielt. Er that sich Gewalt an, um zu sprechen, und sagte endlich mit leiser Stimme: »ich hoffe, dass es uns vergönnt sehn wird, auf diejenigen herab zu sehn, die wir auf Erden verlassen haben, allein ich kann es nur hoffen. Die Zukunft liegt sehr verschleyert vor unsern Augen, und Glaube und Hoffnung sind unsre einzigen Wegweiser zu ihr hin. Zwar ist uns nicht befohlen zu glauben, daß entkörperte Geister über den Freunden, die sie geliebt haben, wachen, allein wir dürfen es ungestraft hoffen. Es ist eine Hofnung, die ich nimmer aufgeben will«, fuhr er fort, indem er die Thränen aus seiner Tochter Augen trocknete; »sie wird mir die bittern Augenblicke des Todes versüßen!«

Thränen tröp felten langsam auf seine Wangen; La Voisin weinte auch, und es entstand eine lange Pause. Endlich knüpfte La Voisin das Gespräch wie|der an: »Aber glauben Sie wohl, mein Herr«, sagte er, »daß wir in einer andern Welt die Freunde wieder treffen werden, die wir in dieser liebten? ich fühle mich gezwungen es zu glauben.« – »Dann glauben Sie es ja«, versetzte St. Aubert. »Hart in der That, würde der Schmerz der Trennung seyn, wenn wir sie für ewig hielten. Blick auf, meine theure Emilie, wir werden uns wieder finden!« – Er hub seine Augen gen Himmel empor, und ein Schimmer von Mondlicht, der auf sein Gesicht fiel, zeigte Frieden und Ergebung, die sich auf die Züge des Kummers schlichen.

La Voisin fühlte, daß er den Gegenstand zu weit verfolgt hatte, und brach ab. »Wir sind im Dunkeln«, sagte er, um auf etwas anders zu kommen; »ich vergaß ein Licht zu bringen.«

»Nicht doch«, erwiderte St. Aubert, »ich liebe dieses Helldunkel. Setzen Sie sich zu uns, lieber Freund. Emilie, meine Liebe, ich



fühle mich hier weit besser, als ich den ganzen Tag war: diese Luft erquickt mich. Ich kann wieder diese ruhige Stunde und die Musik genießen, die so süß in der Ferne flötet. Laß mich dich lächeln sehn. Wer spielt so geschmackvoll die Zitter; sind hier zwey Instrumente, oder höre ich ein Echo?»

| »Ich glaube, es ist ein Echo«, mein Herr. »Man hört diese Zitter oft des Nachts, wenn alles still ist, aber niemand weiß, wer sie spielt, und oft wird sie von einer so süßen und klagenden Stimme begleitet, daß man beynahe glauben sollte, der Wald würde von überirdischen Wesen bewohnt.« – »Er wird auch gewiß bewohnt«, sagte St. Aubert, »allein ich glaube von Sterblichen.« – »Oft habe ich es um Mitternacht, wenn ich nicht schlafen konnte«, versetzte La Voisin, der auf diese Bemerkung nicht zu achten schien, »beynahe unter meinem Fenster gehört, und nie habe ich eine ähnliche Musik vernommen. Es hat mich oft an mein armes Weib erinnert, bis ich weinte. Oft bin ich ans Fenster gegangen, um zu sehn, ob ich jemand entdecken könnte, allein sobald ich es aufmachte, war alles still und niemand ließ sich sehen; ich horchte und horchte, bis ich endlich so furchtsam wurde, daß ich selbst beym Zittern des Lüftchens im Laube zusammenfuhr. Man sagt, daß es oft kommt, um Leute vor ihrem Tode zu warnen, allein ich habe es diese vielen Jahre lang gehört und die Warnung überlebt.«

Emilie mußte zwar über diesen sonderbaren Aberglauben lächeln, konnte aber bey der gegenwärtigen Stimmung ihrer Seele nicht ganz dem Eindruck, den diese Erzählung auf sie machte, wehren.

»Aber gut, mein lieber Freund«, sagte St. Aubert, »hat denn niemand Muth genug, den Tönen zu folgen; | gewiß würde man sonst schon längst den Musikus entdeckt haben.« – »Ja mein Herr, es ist ihm wohl jemand ein Stückchen in den Wald nachgegangen, allein die Musik hat sich immer zurückgezogen und schien immer ferner, so daß endlich die Leute sich gefürchtet haben weiter zu gehn. Sehr selten habe ich diese Töne Abends so früh gehört. Gewöhnlich kommen sie um Mitternacht, wenn der glänzende Planet, der

sich über jenen Thurm dort erhebt, unter die Wälder zur Linken tritt.«

»Was für ein Thurm«, fragte St. Aubert schnell, »ich sehe keinen.«

»Verzeihen Sie, mein Herr, Sie sehen ihn in der That, denn der Mond scheint hell darauf hin – jene Allee weiter hinauf. Das Schloß, wozu er gehört, liegt hinter den Bäumen versteckt.«

»Ja, lieber Vater«, sagte Emilie, und zeigte mit dem Finger. »Sehen Sie nicht etwas über den dunkeln Wäldern schimmern? Es ist, wie mich dünkt, eine Fahne, auf welche die Lichtstrahlen fallen.«

»O ja, ich sehe, was du meinst, und wem gehört das Schloß?«

»Der Marquis von Villeroy war der Besitzer«, erwiderte La Voisin bedeutend.

| »Ach«, sagte St. Aubert mit einem tiefen Seufzer. »Sind wir so nahe bey *Le Blanc*?« – Er schien sehr bewegt.

»Es pflegte des Marquis Lieblingsaufenthalt zu seyn«, fuhr La Voisin fort, »allein er fasste plötzlich eine Abneigung gegen den Ort, und ist seit vielen Jahren nicht da gewesen. Wir haben kürzlich gehört, daß er gestorben, und daß das Guth in andre Hände gefallen sey.«

St. Aubert, der in tiefem Nachdenken gesessen hatte, fuhr bey den letzten Worten plötzlich auf: »Tod«, rief er, »guter Gott! und wann ist er gestorben?«

»Man sagt, vor ungefähr fünf Wochen«, erwiderte La Voisin. »Kannten Sie den Marquis, mein Herr!«

»Das ist doch sehr sonderbar«, sagte St. Aubert, ohne auf die Frage zu achten.

»Wie so, lieber Vater?« fragte Emilie mit furchtsamer Neugier.

Er antwortete nicht, sondern versank wieder in tiefsinniges Träumen; und wenig Augenblicke darauf, als hätte er sich wieder aufge-  
rafft, fragte er, an wen die Güter gefallen wären?

| »Ich habe den Titel des jetzigen Besitzers vergessen«, erwiderte La Voisin, »allein er hält sich gewöhnlich zu Paris auf, und ich habe nicht gehört, daß er hieher zu kommen denkt.«

»Das Schloß ist also noch immer verschlossen?«

»Wenigstens nicht viel besser. Die alte Haushälterin und ihr Mann, der Verwalter, haben die Aufsicht darüber; allein sie halten sich meistens in einer Hütte, dicht daneben auf.«

»Das Schloß ist vermuthlich sehr groß«, sagte Emilie, »und würde wohl für zwey einzelne Personen zu traurig seyn.«

»Traurig genug, Fräulein«, erwiderte La Voisin; »ich möchte um keinen Preis eine Nacht darin zubringen.«

»Wie«, sagte St. Aubert, aufs neue aus seinem Tiefsinn erwachend. Als sein Wirth die letzten Worte wiederholte, entfuhr ihm ein tiefer Seufzer, und er fragte schnell, um ihn zu verbergen, wie lange La Voisin in dieser Gegend gelebt hätte. »Beynahe von Kindesbeinen an«, erwiderte sein Wirth.

»Sie erinnern sich also wohl noch der verstorbenen Marquise«, sagte St. Aubert mit veränderter Stimme.«

| »Ach gewiß, mein Herr! Es giebt viele, die sich ihrer erinnern!«

»Ja wohl«, sagte St. Aubert, »und ich bin einer davon.«

»Ach, gnädiger Herr, so erinnern Sie sich einer sehr schönen und vortreflichen Dame. Sie hätte ein besseres Schicksal verdient.«

Thränen traten St. Aubert in die Augen. »Genug«, sagte er mit einer durch die Heftigkeit seiner Bewegung erstickten Stimme – »genug mein Freund!«

Emilie, so sehr sie auch ihres Vaters Benehmen befremdete, enthielt sich, durch eine Frage ihre Empfindungen zu äussern. La Voisin wollte sich entschuldigen, allein St. Aubert unterbrach ihn. »Es bedarf keiner Entschuldigung«, sagte er, »laßt uns von etwas andern sprechen. Sie erwähnten eben der Musik, die wir gehört haben.«

»Ja, gnädiger Herr! aber horch, es kömmt wieder. Hören Sie doch die Stimme.« – Alle schwiegen, und lauschten einem Zaubertone. In wenig Minuten starb die Stimme in der Luft, und das Instrument, das sie zuvor gehört hatten, stimmte eine tiefe Symphonie an. St. Aubert bemerkte nunmehr, dass es einen Ton hervorbrachte, der voller und melodischer war, als die Zitter, und sanfter und

melancholischer als die Laute. Sie lauschten weiter, allein die Töne kamen nicht wieder.

| »Das ist doch seltsam«, sagte St. Aubert, indem er endlich das Stillschweigen unterbrach. – »Sehr seltsam«, sagte Emilie. – »In der That seltsam«, sagte La Voisin, und sie schwiegen wiederum.

Nach einer langen Pause fieng La Voisin an; »es sind nunmehr achtzehn Jahre, seit ich zuerst diese Musik hörte. Ich erinnre mich, daß ich damals in einer schönen Sommernacht, wie diese, aber viel später, allein im Walde spazieren gieng. Auch weiß ich noch, daß ich sehr niedergeschlagen war, denn einer von meinen Knaben lag krank, und wir fürchteten, ihn zu verlieren. Ich hatte den ganzen Abend an seinem Bette gesessen, um seine Mutter, die des Nachts zuvor bey ihm gewacht hatte, ein wenig ruhen zu lassen. Der Tag war sehr schwül gewesen, und ich gieng hinaus, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. So wie ich nachdenkend unter den Schatten hingieng, hörte ich in einiger Entfernung Musik, und glaubte, es wäre Claude, der vor der Thüre auf der Flöte spielte, wie er oft des Abends zu thun gewohnt war. Als ich aber auf einen Platz kam, wo die Bäume sich öffneten – nie werde ich es vergessen! – und zu dem Nordlicht hinauf sah, das groß und hell am Himmel schien, hörte ich plötzlich solche Töne – ja Töne, die ich nicht beschreiben kann. Es war gleich der Musik von Engeln, und ich sah wieder gen Himmel, weil es mir vorkam, als müßte ich sie da erblicken. Als ich nach Hause kam, erzählte ich, was ich gehört hatte, | allein sie lachten mich aus, und sagten, es müßte einer von den Schäfern gewesen seyn, der auf seiner Pfeife gespielt hätte: auch konnte ich sie nicht vom Gegentheil überreden. Wenig Nächte darauf aber hörte meine Frau zu ihrer großen Verwunderung dieselben Töne, und Vater Denis erschreckte sie sehr, indem er ihr sagte, diese Musik verkündigte ihres Kindes Tod, sie käme oft in Häuser, wo ein Sterbender läge.«

Als Emilie dieses hörte, schauderte sie von einer abergläubischen Furcht, die ihr ganz neu war, und konnte kaum ihre Bewegung vor St. Aubert verbergen.

»Allein der Knabe blieb trotz Vater Denis leben«, fuhr La Voisin fort.

»Vater Denis!« sagte St. Aubert, der mit geduldiger Aufmerksamkeit dem geschwätzigen Alten zugehört hatte. »Sind wir denn bey einem Kloster?«

»Ja mein Herr, das Kloster St. Clair steht nicht weit dort am Seeufer.«

»Ach ja!« – rief St. Aubert, als wenn ihn eine plötzliche Erinnerung träfe – »das Kloster St. Clair!« – Emilie sah Wolken des Kummers mit einem schwachen Ausdruck von Schrecken gemischt, sich auf seiner Stirne sammeln; seine Züge wurden starr, und, vom silberhellen Mondlicht beleuchtet, glich er einer der Marmorstatuen eines Monuments, die sich | zu hoffnungslosen Gram über die Asche des Todten zu neigen scheinen.

»Aber mein bester Vater«, sagte Emilie, die seine Gedanken abziehn wünschte. »Sie vergessen, daß Ihnen Ruhe nöthig ist. Wenn unser guter Wirth es erlauben will, so werde ich Ihnen das Bett machen, denn ich weiß, wie Sie es gerne haben.«

St. Aubert sammelte sich und bat sie mit zärtlichem Lächeln, sich durch diese Arbeit nicht noch müder zu machen, und La Voisin, dessen Aufmerksamkeit für seinen Gast durch das Interesse, womit er seine Erzählung vorgetragen hatte, unterdrückt worden war, sprang schnell auf, und eilte mit einer Entschuldigung, dass er Agnes nicht schon längst vom Tanzplatze herein gerufen hätte, aus dem Zimmer.

Nach wenig Augenblicken kam er mit seiner Tochter, einem jungen Weibe von angenehmer Gesichtsbildung, zurück, und Emilie hörte von ihr, was sie sich nicht hätte einfallen lassen, daß, um ihrer Bequemlichkeit willen, ein Theil von La Voisins Familie ihre Betten verlassen mußte. Sie bedauerte dieses sehr, allein Agnes bewieß ihr durch ihre Antwort, daß sie, wenigstens zum Theil, ihres Vaters höfliche Gastfreyheit geerbt hatte. Es wurde ausgemacht, dass einige von ihren Kindern nebst Micheln, in der benachbarten Hütte schlafen sollten.

| »Wenn ich mich morgen besser befinde«, sagte St. Aubert, als Emilie wieder zu ihm kam, »so denke ich mich früh aufzumachen, damit wir in der Mittagshitze ruhen können, und nach Hause zu reisen. Bey meinen jetzigen Umständen kann ich nicht mit Vergnügen an eine längere Reise denken; auch verlangt mich sehr, wieder nach La Vallée zu kommen.« Emilie, wiewohl sie sich auch zurück nach Hause wünschte, wurde doch über ihres Vaters plötzlichen Wunsch sehr niedergeschlagen, weil sie es für ein Zeichen hielt, daß er sich kranker fühlte, als er eingestehn wollte. St. Aubert legte sich zu Bette, und Emilie begab sich in ihr kleines Zimmer, aber nicht zur Ruhe. Ihre Gedanken kehrten zu ihrem letzten Gespräch über den Zustand der abgeschiednen Geister zurück; ein Gegenstand, der sie jetzt besonders rührte, weil sie alle Ursache hatte zu glauben, daß ihr Vater in kurzer Zeit zu ihnen gehören würde. Sie lehnte sich tiefsinnig auf das kleine offene Fenster, und richtete ihre Augen zum Himmel, dessen blaue, unumwölkte Decke dicht mit Sternen besäet war; Welten vielleicht von Geistern, aus keinem sterblichen Stoffe gebildet. Als ihre Augen längs dem gränzenlosen Aether hinwandelten, stiegen ihre Gedanken wie zuvor zur Erhabenheit Gottes und zur Betrachtung der Zukunft auf. Kein geschäftiger Laut dieser Welt unterbrach die Reihe ihrer Betrachtungen. Der fröhliche Tanz hatte aufgehört, und jeder Hüttenbewohner hatte sich nach seiner Heimath zurückgezogen. Die stille Luft schien kaum auf den Wäldern zu athmen, und der ferne Laut einer einsamen Schäferglocke, oder das Zumachen eines Fensters, war alles, was die Stille unterbrach. Endlich hörte man auch diesen Wink des menschlichen Daseyns nicht mehr. In erhabne Betrachtungen gehüllt, während ihre Augen sich oft von Thränen hoher Andacht und feyerlicher Ehrfurcht feuchteten, blieb sie am Fenster, bis die Dunkelheit der Mitternacht über der Erde hieng, und der Planet, den La Voisin ihr gezeigt hatte, hinter die Wälder sank. Sie erinnerte sich nun, was er von diesem Planeten und der geheimnißvollen Musik gesagt hatte. Sie blieb am Fenster stehn, halb hoffend und halb fürchtend, sie wieder ertönen zu hören, und indem sie

sich die Gespräche des Abends wiederholte, fiel ihr die ausserordentliche Bewegung, die ihr Vater bey Erwähnung vom Tode des Marquis Villeroy und des Schicksals seiner Gemahlin gezeigt hatte, wieder ein; sie fühlte ein großes Verlangen, etwas mehr von der entfernten Ursache dieser Bewegung zu wissen. Ihre Befremdung und Neugier waren in der That um so größer, da sie sich nicht entsann, je den Nahmen Villeroy von ihm gehört zu haben.

Keine Musik schlich sich durch das Schweigen der Nacht, und Emilie besann sich endlich, daß sie den andern Morgen früh aufseyn müßte, und zog sich vom Fenster zur Ruhe zurück.

### Siebtens Kapitel

Emilie, die ihrem Verlangen gemäs, frühzeitig geweckt wurde, stand auf, ohne durch den Schlaf erquickt zu seyn, denn unruhige Träume hatten sie verfolgt, und den süßesten Segen des Unglücklichen verbittert. Als sie aber ihr Fenster öffnete, auf die Wälder hinaussah, die von der Morgensonne glänzten, und die reine Luft einhauchte, fühlte sie ihr Gemüth besänftigt. Die Gegend war mit dem labenden Dufte erfüllt, die den Geist der Gesundheit auszuhuchen scheint, und sie hörte nur süße und zitternde Töne, wenn man sich von Gegenständen des Gehörs dieses Ausdrucks bedienen darf: – die Frühglocke eines fernen Klosters, das schwache Murmeln der Meereswellen, der Gesang der Vögel und das weit entfernte Brüllen des Viehs, das sie langsam zwischen den Stämmen der Bäume hervorkommen sah. Sie stand lange da, in den süßen Genuß vertieft, den solche Gegenstände der Einbildungskraft gewähren, bis sie Personen unten in der Hütte sich rühren hörte, und gleich darauf Michels Stimme vernahm, der mit seinen Mauleseln sprach, | indem er sie aus einer angrenzenden Hütte hervortrieb. Als sie aus dem Zimmer gieng, kam St. Aubert, der, wahrscheinlich eben so wenig durch den Schlaf erquickt, als sie selbst, aufgestanden war, ihr an der Thüre entgegen. Sie führte ihn

die Treppe hinunter in das kleine Schlafzimmer, wo sie den Abend zuvor gegessen hatten. Sie fanden hier ein einladendes Frühstück aufgetragen, und den Wirth und seine Tochter auf sie warten, um ihnen einen guten Morgen zu sagen.

»Ich beneide Euch diese Hütte, lieben Leutchens«, sagte St. Aubert, nachdem er sie begrüßet hatte. »Sie ist so angenehm, so still, so reinlich, und diese Luft, die man einhaucht – wenn etwas die verlorne Gesundheit wieder geben könnte, so wäre es gewiß diese Luft.«

La Voisin verneigte sich und antwortete mit der Artigkeit eines Franzosen: »Unsre Hütte ist allerdings zu beneiden, da Sie und das Fräulein sie mit Ihrer Gegenwart beehrt haben.« St. Aubert dankte ihm mit einem freundlichen Lächeln für sein Compliment, und setzte sich an einen Tisch nieder, der mit Rahm, Früchten, frischem Käse und schmackhaftem Brodte besetzt war. Emilie, die ihren Vater aufmerksam beobachtet hatte, glaubte, daß er sehr schlimm aussähe, und suchte ihn zu bereden, seine Reise wenigstens bis Nachmittag zu verschieben: allein er verlangte sehr, nach Hause zu kommen, und äusserte seinen Wunsch wiederholt | und mit einem Eifer, der ungewöhnlich bey ihm war. Er sagte jezt, er befände sich nicht schlimmer, als er sich seither immer befunden hätte, und könnte das Reisen besser in der kühlen Morgenstunde als zu jeder andern Zeit vertragen. Während er aber mit seinem ehrwürdigen Wirthe sprach und ihm für seine gütige Aufmerksamkeit dankte, sah Emilie sein Gesicht sich verändern und ehe sie ihn erreichen konnte, ihn in den Stuhl zurückfallen. Nach wenig Augenblicken erholte er sich von der Schwäche, die ihn plötzlich übernommen hatte, fühlte sich aber so übel, daß er sich ausser Stande fand, weiter zu reisen. Nachdem er eine kleine Weile gezögert, und gegen den Druck der Krankheit gekämpft hatte, bat er, daß man ihm die Treppen herauf ins Bett helfen möchte. Diese Bitte erneuerte alle Angst, welche Emilie den Abend zuvor empfunden hatte; allein ob sie gleich bey diesem plötzlichen Stöße kaum Herr über sich selbst war, suchte sie doch ihre Besorgnisse vor St. Aubert zu verheelen



und gab ihm ihren zitternden Arm, um ihn nach seinem Zimmer zu führen.

Als er wieder im Bette war, bat er, daß man Emilien, die sich weinend in ihr Zimmer begeben hatte, herein rufen möchte; sobald sie erschien, winkte er mit der Hand, daß alle andern Personen das Zimmer verlassen möchten. Sobald sie allein waren, reichte er ihr die Hand entgegen und heftete einen Blick so voll Zärtlichkeit und Schmerz auf sie, daß alle ihre Stärke | sie verließ, und sie in eine Fluth von Thränen ausbrach. St. Aubert kämpfte, um einige Festigkeit zu erlangen, war aber noch immer unvermögend zu sprechen. Er konnte nur ihre Hand drücken und die Thränen zurückhalten, die in seinen Augen zitterten. Endlich bekam er die Sprache wieder.

»Mein theures Kind«, sagte er, und versuchte durch seine Thränen zu lächeln, »meine theure Emilie« – und schwieg aufs neue. Er schlug, als im Gebeth, seine Augen zum Himmel auf, und sagte dann mit festem Tone und mit einem Blicke, in welchem die Zärtlichkeit des Vaters, durch den frommen Ernst des Heiligen Würde erhielt, »mein bestes Kind, ich möchte gern die schmerzhafteste Wahrheit, die ich dir zu sagen habe, mildern, allein ich fühle mich unfähig dazu. Ach, gerne möchte ich sie in diesem Augenblick vor dir verheelen, wenn es nicht noch grausamer wäre, dich zu täuschen. Nicht mehr lange, und wir müssen uns trennen, laß uns davon reden, damit unsre Gedanken und Gebete uns darauf vorbereiten.« Seine Stimme schwankte, während Emilie, immer weinend, seine Hand an ihr krampfhaft klopfendes Herz legte, und den Blick nicht empör zu heben vermochte.

»Laß uns diese Augenblicke nicht verschwenden«, sagte St. Aubert, indem er sich zu fassen suchte. »Ich habe dir viel zu sagen. Ich muß dir eine wichtige Sache eröffnen und ein feyerliches Versprechen von dir erhalten – wenn dies geschehen ist, werde ich mich leichter fühlen. Du wirst bemerkt haben, meine Liebe, wie ängstlich ich nach Haus verlangte, allein du wußtest nicht alle meine Gründe. Höre, was ich dir sagen will – aber warte – versprich mir zuvor – versprich deinem sterbenden Vater –« St.

Aubert wurde unterbrochen. Emilie, durch diese Worte, die ihr zum erstenmal die volle Ueberzeugung seiner nahen Gefahr gaben, tief erschüttert, blickte auf; ihre Thränen stockten; sie sah ihn einen Augenblick mit einem Ausdruck unaussprechlicher Angst an – fiel in Verzückung und sank bewusstlos in ihren Stuhl zurück. St. Auberts Geschrey brachte La Voisin und seine Tochter ins Zimmer; sie schafften alle mögliche Mittel herbey, um sie wieder zu sich selbst zu bringen, aber lange vergebens. Als sie sich wieder erholte, fühlte sich St. Aubert durch die Scene, die er mit angesehen hatte, so erschöpft, daß es einige Minuten dauerte, ehe er wieder zu sprechen im Stande war. Doch wurde er durch eine Herzstärkung, die Emilie ihm gab, einigermaßen wieder erquickt, und sobald er sich mit ihr allein sah, bemühte er sich, sie zu beruhigen, und ihr allen Trost zu geben, den ihre Lage zuließ. Sie warf sich in seine Arme, weinte an seinem Halse, und der Schmerz machte sie so fühllos für alles, was er sagte, daß er aufhörte, ihr den Trost darzubieten, den er selbst in diesem Augenblick nicht fühlen konnte, und seine stummen Thränen mit den ihrigen vermischte. Endlich zum Gefühl ihrer Pflicht wieder aufgerufen, | suchte sie ihrem Vater den fernern Anblick ihres Leidens zu ersparen; sie wand sich aus seinen Armen, trocknete ihre Thränen, und sagte etwas, das ihrer Meinung nach, Trost seyn sollte. »Meine theure Emilie«, erwiderte St. Aubert, »mein theures Kind, wir müssen mit demüthigem Vertrauen zu dem Wesen aufblicken, das uns in jeder Gefahr und bey jeden Leiden, geschützt und getröstet hat; er, vor dessen Auge jeder Augenblick unsers Lebens da lag: er wird uns auch jezt nicht verlassen; ich fühle seinen Trost in meinem Herzen. Ich werde dich, mein Kind, immer in seinem Schutze zurücklassen, und wenn ich auch von dieser Welt scheid, noch immer in seiner Gegenwart seyn. Nein, meine Emilie, weine nicht mehr. Der Tod hat nichts neues oder überraschendes, da wir alle wissen, dass wir gebohren sind um zu sterben, und da er für diejenigen nichts schreckliches haben kann, die dem allmächtigen Gotte vertrauen. Hätte ich auch jezt noch das Leben behalten, so würde ich es doch, nach dem

Laufe der Natur in wenig Jahren hingeben müssen. Das Alter, mit seinem ganzen Gefolge von Kränklichkeit, mit seinen Beraubungen und Schmerzen würde mein Loos gewesen seyn und endlich wäre dann doch der Tod gekommen und hätte die Thränen, welche du jetzt vergießest, hervorgelockt. Freue dich lieber, mein Kind, daß mir ein solches Leiden erspart ist, und daß es mir vergönnt wird, mit vollen Seelenkräften und Gefühl für den Trost des Glaubens und der Ergebung zu sterben.« – Er schwieg, vom Reden ermattet. Emilie | bestrebte sich aufs neue, einige Fassung zu erlangen und suchte ihn statt der Antwort, durch ihr Benehmen glauben zu machen, daß er nicht vergebens gesprochen hätte.

Nachdem er ein Weilchen geruht hatte, knüpfte er das Gespräch wieder an. »Laß mich«, sagte er, »auf einen Gegenstand zurückkommen, der mir sehr nahe am Herzen liegt. Ich sagte dir, daß ich ein feyerliches Versprechen von dir zu fodern hätte – gieb es mir jetzt, ehe ich dir den Hauptumstand, den es betrifft, eröffne. Es giebt noch andre, die du um deines Friedens willen nicht erfahren darfst. Versprich mir also, daß du pünktlich erfüllen willst, was ich fordre.«

Emilie, durch diesen feyerlichen Ernst bestürzt gemacht, trocknete ihre Thränen, die trotz ihrem Bemühen, sie zu unterdrücken, hervorgedrungen waren: sah St. Aubert mit einem beredten Blick an und verband sich durch einen Schwur, bey dem ein unwillkührlicher Schauer sie überlief, alles zu thun, was er forderte.

Er fuhr fort – »ich kenne dich zu gut, meine Emilie, um zu glauben, daß du irgend ein Versprechen brechen würdest, zumal eines, daß du so feyerlich gethan hast: deine Versicherung beruhigt mich, und ist für deine eigne Ruhe von äusserster Wichtigkeit. Höre also, was ich dir sagen will. Das Kabinet, | welches an mein Zimmer in La Vallée stößt, hat eine falsche Diele im Fußboden. Du wirst sie an einem Knoten im Holze, und auch daran erkennen, daß sie bis auf eine, die nächste an der Wand bey der Thüre ist. Ohngefähr einen Fuß breit weiter nach dem Fenster zu wirst du einen Strich queer über der Diele, als wenn sie zusammengefügt wäre, wahrnehmen,

wenn du deinen Fuß darauf setzest, wird die Diele herabsinken, und du wirst unten einen hohlen Raum sehen« – St. Aubert schnappte nach Luft und Emilie saß in tiefer Aufmerksamkeit da. – »Verstehst du mich, meine Liebe?«, fragte er. Emilie, ob sie gleich kaum im Stande war zu sprechen, versicherte es ihn.

»Wenn du also nach Hause kömmt –« setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu –

Bey der Erwähnung ihrer Nachhausekunft stellten sich ihr alle traurigen Umstände dar, die damit verbunden seyn mussten – sie brach in krampfhaften Schmerz aus, und St. Aubert selbst, der zu tief gerührt war, um sich verbergen zu können, weinte mit ihr. Nach einigen Augenblicken faßte er sich. »Mein liebes Kind«, sagte er, »beruhige dich. Du wirst nicht verlassen seyn, wenn ich davon scheid. Ich lasse dich nur unter der unmittelbaren Sorge der Vorsehung, die mich noch nie verlassen hat. Betrübe mich nicht durch diesen übermäßigen Schmerz, lehre mich lieber durch dein Beispiel meinen eignen ertragen.« Er hielt wiederum | inne, und Emilie fand es um so weniger möglich, ihre Bewegung zu unterdrücken, je mehr Mühe sie sich gab.

St. Aubert, dem die Sprache immer schwerer wurde, bemühte sich aufs neue zu reden. »Geh also in das Kabinet, meine Liebe, sobald du zu Hause kommst – du wirst unter der Diele, die ich dir bezeichnet habe, ein Paket geschriebner Papiere finden. Merke wohl auf, denn das Versprechen, welches du mir gegeben hast, betrifft vorzüglich, was ich dir jetzt sagen will. Diese Papiere mußt du verbrennen, und zwar, befehle ich dir feyerlich, *ohne sie zu untersuchen.*«

Emiliens Verwunderung überwältigte für einen Augenblick ihren Schmerz und sie wagte es zu fragen, warum er dies verlangte? St. Aubert antwortete: wenn er ihr die Ursachen hätte erläutern können, so würde es unnöthig gewesen seyn, dies letzte Versprechen von ihr zu fodern. »Es ist genug, meine Liebe, wenn du weißt, wie sehr viel mir daran liegt, daß du mir hierin unbedingt gehoramest.« Er fuhr weiter fort. – »Auch wirst du unter jenem Bret

zweyhundert Louisd'or in einem seidnen Beutel finden; dieser geheime Ort war anfangs, zu einer Zeit, wo die Provinz von Truppen, die sich von Rauben und Plündern nährten, überschwemmt war, eigentlich dazu auser|sehn, das Gold und Silber, was sich im Schlosse befand, zu sichern.«

»Allein ich habe noch ein Versprechen von dir zu fordern, daß du nie, in welche Umstände du auch in Zukunft gerathen mögest, das Schloß *verkaufest*.« Er setzte noch hinzu, daß sie, selbst wenn sie heyrathete, es zu einer Bedingung im Ehecontract machen sollte, das Schloß stets zu behalten. Er beschrieb ihr darauf seine gegenwärtige Lage noch umständlicher als er bisher gethan hatte, und setzte hinzu: »Diese zweyhundert Louisd'or, nebst dem Gelde, was du in meiner Börse finden wirst, sind alle baare Münze, die ich dir hinterlasse. Ich habe dir gesagt, wie ich mit Herrn Motteville in Paris stehe. Ach, mein Kind, ich hinterlasse dich arm, aber nicht hülflos«, setzte er nach einer langen Pause hinzu. Emilie konnte ihm auf nichts, was er jetzt sagte, antworten – sie kniete an seinem Bette nieder, das Gesicht aufs Kissen gelegt und weinte über der Hand, die sie in der ihrigen hielt.

Nach diesem Gespräch schien St. Aubert weit beruhigter in seinem Gemüthe zu seyn; allein erschöpft durch die Anstrengung des Redens, sank er in eine Art von Schlummer, und Emilie blieb weinend neben ihm knien, bis ein leises Klopfen an der Thüre sie aufschreckte. Es war La Voisin, der ihr sagte, daß ein Beichtvater aus dem benachbarten Kloster unten | wäre, um St. Aubert die letzte Oelung zu geben. Emilie wollte ihren Vater nicht beunruhigen lassen, bat aber, daß der Priester die Hütte nicht verlassen möchte. Als St. Aubert aus diesem Schlummer erwachte, waren seine Sinne zerstört, und es verstrichen einige Augenblicke, ehe er sich wieder besinnen konnte, dass Emilie neben ihm saß. Er bewegte die Lippen, und streckte die Hand nach ihr aus; sie nahm sie und sank in ihren Stuhl zurück; vom Eindruck des Todes auf seinem Gesichte überwältigt. Nach wenig Minuten erhielt er die Sprache wieder, und Emilie fragte ihn, ob er den Beichtvater zu sehen wünschte. Er

bejahte es, und sie zog sich zurück, als der heilige Vater erschien. Sie blieben über eine halbe Stunde mit einander allein; als Emilie wieder hereingerufen wurde, fand sie ihren Vater weit unruhiger als sie ihn verlassen hatte, und konnte sich nicht enthalten, den Mönch, als die vermeinte Ursache davon, mit einigem Unwillen anzublicken – er aber sah sie sanft und mitleidsvoll an, und wandte sich hinweg. St. Aubert sagte mit zitternder Stimme: er wünschte, daß sie sich im Gebet mit ihm vereinigen möchte, und foderte auch La Voisin dazu auf. Der alte Mann kam mit seiner Tochter: beyde weinten und knieten mit Emilien rings ums Bett, während der heilige Vater mit feyerlicher Stimme das Gebet für den Sterbenden las. St. Aubert lag mit heiterm Gesichte da, und schien sich mit heisser Andacht im Gebete mit ihnen zu vereinigen, während Thränen sich oft seine geschlossnen Augenlieder hinabschlichen, und Emiliens Schluchzen mehr als einmal das Gebeth unterbrach.

Nachdem es geendigt, und die letzte Oelung ihm gereicht war, zog sich der Mönch zurück. St. Aubert gab nun dem La Voisin ein Zeichen, näher zu kommen. Er reichte ihm die Hand und schwieg einen Augenblick. Endlich sagte er mit zitternder Stimme: »Mein lieber Freund, unsre Bekanntschaft ist zwar kurz gewesen, aber doch lang genug, um Ihnen Gelegenheit zu geben, mir viel Güte zu erzeigen. Ich zweifle nicht, daß sie diese Güte auch auf meine Tochter erstrecken werden, wenn ich nicht mehr bin: sie wird ihrer bedürfen. Ich vertraue sie für die wenigen Tage, die sie hier zubringen wird, Ihrer Aufsicht an. Mehr brauche ich nicht zu sagen. Sie kennen die Gefühle eines Vaters, denn Sie haben Kinder. Das meinige würde in der That übel daran seyn, wenn ich weniger Vertrauen in Sie setzte.« Er schwieg. La Voisin versicherte ihn, und seine Thränen bezeugten seine Aufrichtigkeit, daß er alles thun wollte, was in seinem Vermögen stünde, ihren Kummer zu mildern, und daß er sogar erböthig wäre, sie nach Gasconien zu begleiten. Dies Erbieten war den St. Aubert so angenehm, daß er kaum Worte finden konnte, seinen Dank dafür auszudrücken. Die Scene, die nun zwischen St. Aubert und Emilien folgte, rührte La

Voisin so tief, daß er das Zimmer verlassen mußte, so dass sie aufs neue mit ihrem Vater allein blieb, dessen | Kräfte schnell abzunehmen schienen, ohngeachtet er noch seine Sinne und die Sprache behielt. Er wandte noch diese letzten feyerlichen Augenblicke dazu an, seiner Tochter Rathschläge wegen ihres künftigen Betragens zu geben. Vielleicht hatte er nie richtiger gedacht, oder sich deutlicher ausgedrückt als jetzt.

»Vor allem, meine Emilie«, sagte er, »hänge nicht dem Stolze des feinen Gefühls, dem romanhaften Irrthum liebeswürdiger Seelen nach. Diejenigen, welche wirklich Gefühl besitzen, sollten lieber frühzeitig lernen, daß es eine gefährliche Eigenschaft ist, welche stets aus jedem Gegenstande den höchsten Grad der Freude oder des Schmerzens zieht. Und da uns nun einmal auf unserm Wege durchs Leben, mehr unangenehme als angenehme Dinge aufstoßen, und da wir für das Uebel, wie ich fürchte, einen schärfern Sinn haben, als für das Gute, so werden wir die Schlachtopfer unserer Empfindungen, wenn wir sie nicht einigermaßen beherrschen gelernt haben. Ich weiß, du wirst sagen, (denn du bist jung meine Emilie) daß du lieber oft leiden, als diese feinere Fühlbarkeit aufgeben willst, allein wenn erst die mannigfaltigen Abwechselungen des Lebens deine Kräfte ermüdet haben, so wirst du nach Ruhe streben, und von deiner Täuschung zurückkommen. Du wirst entdecken, daß man das Schattenbild des Glücks für das Wesen selbst eintauscht, denn das Glück entsteht aus einem Stande des Friedens, nicht der Unruhe. Es ist von gemäßigter, einfacher Natur, und | kann eben so wenig in einem Herzen wohnen, das stets reizbar für jede Kleinigkeit ist, als in dem für jedes Gefühl abgestorbenen. Du siehst, meine Liebe, dass ich kein Vertheidiger der Fühllosigkeit bin, wenn ich dich gleich vor den Gefahren der Empfindsamkeit zu warnen wünsche. In deinem Alter würde ich gesagt haben, daß jene ein weit gehässigeres Laster sey, als alle Verirrungen der Empfindsamkeit, und ich sage es noch. Ich nenne es ein Laster, weil es zu positivem Uebel führt. Die übelgeleitete Empfindsamkeit thut dasselbe und könnte folglich nach dieser Regel auch Laster

genannt werden: allein das Uebel, das aus der erstern entsteht, zieht allgemeinere Folgen nach sich. Ich habe mich erschöpft«, sagte St. Aubert schwach, »und dich, meine Emilie, ermüdet, allein ich wünschte mich über einen Gegenstand, der für deine künftige Ruhe so wichtig ist, dir ganz verständlich zu machen.«

Emilie versicherte ihn, dass sein Rath ihr sehr schätzbar sey, und daß sie ihn nie vergessen und stets sich bemühen würde, sich ihn zu Nutze zu machen. St. Aubert lächelte sie zärtlich und kummervoll an. »Ich wiederhohle es«, sagte er, »daß ich dich nicht lehren möchte, unempfindlich zu werden, wenn ich es auch könnte. Ich wünsche nur, dich vor den Gefahren der zu großen Empfindsamkeit zu warnen und dir zu zeigen, wie du sie vermeiden könntest. Hüte dich ja, meine Liebe, vor dem Selbstbetrüge, der den Frieden so vieler Menschen zu Grunde gerichtet hat, hüte dich, | auf die Anmuth der Empfindsamkeit dir etwas zu Gute zu thun. Wenn du dieser Eitelkeit Raum gibst, so ist deine Glückseligkeit auf ewig dahin. Erinne dich stets, wie unendlich eine gewisse Seelenstärke der Anmuth der Empfindsamkeit vorzuziehen ist. Verwechsle aber nicht Seelenstärke mit Fühllosigkeit, denn diese kann keine Tugend seyn. Auch erinnre dich, dass eine Handlung der Wohlthätigkeit, eine wirklich nützliche Handlung alle abstrakte Empfindsamkeit tausendfach aufwiegt. Empfindsamkeit wird zum Flecken statt zum Schmuck, wenn sie nicht zu guten Handlungen führt. Der Geitzige, der sich blos deswegen für achtungswerth hält, weil er Reichthum besitzt, und der auf solche Art die Mittel, Gutes zu thun, mit dem Guten selbst verwechselt, verdient nicht mehr Tadel, als der Mann von Empfindsamkeit ohne thätige Tugend. Du wirst Personen gekannt haben, die sich in dem angenehmen Genuß dieser Empfindsamkeit, welche die Aufforderung zu aller praktischen Tugend ausschließt, so wohl gefallen, daß sie sich von dem Elenden abwenden, und weil es ihnen ein peinliches Gefühl macht, sein Leiden anzusehn, nichts thun, um ihm abzuhelpen. Wie verächtlich ist die Menschlichkeit, welche sich da, wo sie es in ihrer Macht hätte zu mildern, mit bloßem Mitleid begnügen kann.«



Ein Weilchen nachher, sprach St. Aubert von seiner Schwester, Madame Cheron. »Ich muß dir einen Umstand eröffnen, setze er hinzu, der deine Wohl|fahrt sehr nahe angeht. Wir haben, wie du weißt, seit einigen Jahren wenig Umgang mit einander gehabt; allein da sie jetzt unsre einzige noch lebende Verwandtin ist, habe ich es für schicklich gehalten, dich, wie du aus meinem Testamente sehen wirst, ihrer Aufsicht anzuvertrauen, bis du mündig bist, und nachher dich ihrem Schutze zu empfehlen. Sie ist gerade nicht die Person, der ich meine Emilie anzuvertrauen gewünscht hätte, allein ich habe keine andre Wahl, und halte sie im Ganzen – für eine gute Frau. Bey deiner Klugheit, meine Liebe, brauche ich dir nicht zu empfehlen, daß du dich ihr gefällig zu machen suchen mögest: Du wirst es gewis um *dessen* willen thun, der es so oft um deinetwillen zu thun gewünscht hat.«

Emilie versicherte ihn, daß sie alles, was er von ihr verlangte, nach äussersten Kräften treulich erfüllen wollte. »Ach!« setzte sie mit einer von Seufzern unterbrochnen Stimme hinzu, »bald wird dies alles seyn, was mir übrig bleibt; es wird bald mein einziger Trost seyn, Ihre Wünsche noch erfüllen zu können.«

St. Aubert sah sie stillschweigend an, als wünschte er zu sprechen, aber seine Kraft wich von ihm und seine Augen wurden schwer und trübe. Sie fühlte den Blick in ihrem Herzen. »Mein theurer Vater«, rief sie, drückte seine Hand fester und verbarg ihr Gesicht im Schnupftuch. Ihre Thränen flossen verborgen, | allein St. Aubert hörte ihr krampfhaftes Schluchzen. Seine Lebensgeister kehrten wieder. »O mein Kind«, sagte er, »laß meinen Trost auch den deinigen seyn. Ich sterbe in Frieden, denn ich weiß, daß ich im Begrif stehe, in den Schooß meines Vaters zurückzukehren, der noch immer dein Vater seyn wird, wenn ich nicht mehr bin. Traue immer auf ihn, meine Liebe, und er wird dich in diesen Augenblicken aufrecht halten, wie er mich aufrecht hält.«

Emilie konnte nur hören und weinen, aber seine ausserordentliche Fassung, der Glaube und Hoffnung, welche er äusserte, milderten einigermaßen ihren Schmerz. Doch wenn sie auf sein abge-

zehrtes Gesicht blickte, wenn sie die Züge des Todes sich über dasselbe ausbreiten sah, wenn sie seine eingefallnen Augen starr auf sie geheftet, und die schweren Augenlieder sich immer dichter schließen sah, fühlte sie eine Quaal in ihrem Herzen, die kein Ausdruck zu schildern vermag.

Er wünschte noch einmal sie zu seegen. »Wo bist du, meine Liebe«, sagte er, und reichte ihr die Hand entgegen. Emilie hatte sich zum Fenster gewandt, damit er ihren Schmerz nicht sähe – sie ward jetzt gewahr, daß das Gesicht von ihm gewichen war. Nachdem er ihr seinen Seegen ertheilt hatte, und es schien die letzte Anstrengung des erlöschenden Lebens zu seyn, sank er auf sein Kopfkissen zurück. Sie küßte seine Stirne: die Thautropfen des Todes hatten sie bedeckt – | ihre Stärke verließ sie, und ihre Thränen flossen auf seine kalte Wange. St. Aubert schlug die Augen auf – väterliche Liebe leuchtete noch einmal aus ihnen – allein das letzte Auflodern der sterbenden Lebenskraft verschwand schnell und seine Sprache kehrte nicht wieder.

Er lag noch bis gegen drey Uhr Nachmittags – und dann, allmählig im Tod erstarrend, verschied er ohne Zuckung oder Seufzer.

La Voisin und seine Tochter führten Emilien aus dem Zimmer, und boten alles auf, sie zu trösten. Der alte Mann weinte stumm mit ihr. Agnes war auf weniger passende Art geschäftig sie zu trösten.

## | **Achtes Kapitel**

Der Mönch, der zuvor da gewesen war, kam gegen Abend wieder, um Emilien zu trösten, und ihr eine Einladung von der Aebtissin in ihr Kloster zu bringen. Emilie ließ sie ihrer äussersten Dankbarkeit versichern, wiewohl sie das Anerbieten nicht annahm. Das fromme Gespräch des Mönches, dessen sanftes, wohlwollendes Wesen sie an den Verstorbnen erinnerte, sänftigte die Heftigkeit ihres Schmerzes und hub ihr Herz zu dem Wesen empor, das sich durch allen Raum und durch alle Ewigkeit ausdehnend, die Begebenhei-

ten dieser kleinen Welt als Schatten eines Augenblicks betrachtet und die Seele, welche zu den Pforten des Todes eingegangen ist, und die, welche noch im Körper schmachtet, mit einem Blicke übersieht. »Vor den Augen Gottes«, sagte Emilie, »lebt mein geliebter Vater noch eben so wahrhaftig, als er gestern vor den meinigen lebte; nur für mich ist er todt, für Gott und für sich selbst lebt er noch.«

| Der gute Mönch verließ sie ruhiger als sie seit St. Auberts Tode gewesen war, und ehe sie sich in ihr kleines Schlafzimmer begab, getraute sie sich noch, den Leichnam zu besuchen. Stumm und ohne zu weinen, stand sie an seiner Seite. Die ruhigen, heitern Züge verriethen die Natur der letzten Empfindungen, welche je die nun verlaßne Gestalt belebt hatten. Einen Augenblick wandte sie sich ab; von einem Grausen über den starren Stempel des Todes auf diesem Gesichte, das sie nur immer beseelt sah, ergriffen – dann aber starrte sie es wieder mit einer Mischung von Zweifel und scheuer Ehrfurcht an. Ihre Vernunft konnte kaum die unwillkürliche und unerklärliche Erwartung besiegen, dies geliebte Gesicht sich wieder bewegen zu sehn. Sie fuhr fort es wild anzustarren, ergriff die kalte Hand, sprach, staunte wieder und brach dann in lautes Schluchzen aus. La Voisin, der sie hörte, kam herbey, um sie aus dem Zimmer zu führen: allein sie vernahm nichts und bat ihn nur, sie zu verlassen.

Sobald sie sich wieder allein sah, ließ sie ihren Thränen freyen Lauf, und hieng noch über dem Leichnam, als schon die Dunkelheit des Abends das Zimmer verfinsterte und den Gegenstand ihres Trauerns beynahe vor ihren Augen verbarg – bis endlich ihre Kräfte sich erschöpften und sie ruhig ward. La Voisin klopfte wieder an der Thüre und bat sie ins Wohnzimmer zu kommen. Ehe sie gieng, küßte sie St. Auberts Lippen, wie sie zu thun gewohnt war, wenn sie ihm gute Nacht sagte. Sie küßte sie aufs neue, ihr Herz drohte zu brechen; Thränen des Schmerzes traten ihr in die Augen – sie sah zum Himmel, warf noch einen Blick auf die Leiche und verließ das Zimmer.

In ihr einsames Kämmerchen zurückgezogen, schwebten ihre melancholischen Gedanken noch immer um den Körper ihres verbliebenen Vaters; und als sie endlich in eine Art von Schlummer sank, umlagerten noch die Bilder ihres wachenden Geistes ihre Phantasie. Sie glaubte ihren Vater sich ihr mit sanftem Gesichte nähern zu sehen; er lächelte traurig, und zeigte gen Himmel; seine Lippen bewegten sich, aber statt der Worte hörte sie süße Musik auf der fernen Luft schweben und sah dann seine Züge von sanftem Entzücken eines höhern Wesens stralen. Die Melodie schien lauter zu schwellen, und sie erwachte. Die Erscheinung war verschwunden, aber noch tönte Musik in engelgleichen Melodien in ihr Ohr. Sie zweifelte, horchte, richtete sich im Bett auf und horchte wiederum. Es war Musik und nicht eine Täuschung ihrer Einbildungskraft. Nach einer feyerlichen, eintönigen Harmonie schwang sie – stieg dann wieder in klagender Süßigkeit auf, und erstarb in einer Cadenz, welche die horchende Seele zum Himmel empor zu heben schien. Sie erinnerte sich sogleich an die Musik in vergangener Nacht; an die seltsamen Umstände, welche La Voisin erzählte, und an die rührende Unterredung über den Zustand abgeschiedener Geister, die sich daraus entspann. Alles, was St. Aubert darüber gesagt hatte, fiel ihr jezt aufs Herz, und überwältigte es. Welche Veränderung in wenigen Stunden! Er, der damals nur vermuthen konnte, war jezt mit der Wahrheit bekannt, war selbst einer der Abgeschiednen geworden! Eine bange Furcht ergriff sie, indem sie lauschte; ihre Thränen stockten und sie stand auf und trat ans Fenster. Aussen lag alles in dunkeln Schatten; allein Emilie sah, als sie ihre Augen von den Wäldern abwandte, deren schwarzer Wipfel sie nur dunkel am Horizont wahrnahm, zur Linken den glänzenden Planeten, den der alte Mann ihr gezeigt hatte, am Himmel stehen. Sie erinnerte sich, was er darüber gesagt hatte; die Musik tönte wiederum durch die Luft; sie machte das Fenster auf, um die Melodie zu hören, die sich allmählig in weitrer Entfernung verlor, und suchte zu entdecken, woher sie käme. Die Dunkelheit verhinderte sie, einen Gegenstand auf der grünen Fläche unten zu

unterscheiden, und die Töne wurden schwächer und schwächer, bis sie ganz verstummen. Sie horchte; allein sie kamen nicht wieder. Bald darauf sah sie den Planeten zwischen den Spitzen der Wälder zittern und den Augenblick nachher hinter ihnen versinken. Ein kalter Schauer durchbebte sie; sie legte sich noch einmal ins Bett und vergaß endlich auf ein Weilchen ihren Kummer im Schlaf.

| Am folgenden Morgen erhielt sie einen Besuch von einer Schwester aus dem Kloster, die mit höflichen Aufträgen und einer zweiten Einladung von der Aebtissin erschien. Emilie konnte nun nicht länger umhin, wiewohl es ihr unmöglich war, die Hütte ganz zu verlassen, so lange sie noch die Ueberreste ihres Vaters in sich schloß, der Aebtissin persönlich zu danken, so lästig ihr auch in ihrer gegenwärtigen Gemüthslage ein solcher Besuch seyn mußte.

Ohngefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang zeigte ihr La Voisin den Weg durch den Wald nach dem Kloster, das in einer kleinen Bucht des mittelländischen Meeres in der Mitte eines waldigten Amphitheaters da stand. Zu einer minder traurigen Gemüthsstimmung würde Emilie die weite Aussicht von dem grünen Hügel vor dem Gebäude, und die reichen, mit Wäldern und Wiesen behangnen Ufer, die sich an der andern Seite ausdehnten, bewundert haben. Allein jezt waren ihre Gedanken nur von *einer* traurigen Vorstellung erfüllt, und die Züge der Natur standen farb und gestaltlos vor ihr da. Die Vesperglocke läutete, als sie vor dem antiken Thore des Klosters vorüber gieng, und schien ihr St. Auberts Leichenmusik zu seyn. Auch kleine Umstände treffen ein von Kummer ermattetes Herz. Emilie kämpfte gegen die ohnmächtige Schwäche, welche sie anwandelte, und wurde vor die Aebtissin geführt, die sie mit mütterlicher Zärtlichkeit empfieng. Ihr Wesen, aus dem | zärtliche Bekümmernis und Achtung sprach, rührte Emilien zu wahrer Dankbarkeit; ihre Augen füllten sich mit Thränen und die Worte, die sie hervorbringen wollte, erstarben auf ihren Lippen. Die Aebtissin führte sie zu einem Stuhl und setzte sich neben sie, hielt sie bey der Hand, und betrachtete sie stillschweigend, während Emilie ihre Thränen trocknete und zu sprechen versuchte.

»Seyn Sie ruhig, meine Tochter«, sagte die Aebtissin mit sanfter Stimme; »sprechen Sie noch nicht; ich weiß alles, was Sie sagen möchten. Sie müssen Ihre Gefühle zu besänftigen suchen. Wir gehn zum Gebeth, wollen Sie unsrer Abendandacht beywohnen? Es ist süß, mein Kind, in unserm Kummer zu einem Vater hinauf zu blicken, der uns sieht und bemitleidet und aus Barmherzigkeit uns züchtigt.«

Emiliens Thränen flossen aufs neue, aber tausend süße Empfindungen mischten sich mit ihnen. Die Aebtissin ließ sie ungestört ausweinen, und hing mit einem milden Blick, der das Gesicht eines Schutzengels zu bezeichnen schien, über ihr. Als Emilie ruhiger wurde, fühlte sie Muth, ohne Zurückhaltung zu sprechen und den Grund zu entdecken, warum sie so ungeneigt war, die Hütte zu verlassen. Die Aebtissin widersprach ihr auch durch keine Sylbe, sondern lobte die kindliche Frömmigkeit ihres Betragens und äuserte die Hoffnung, daß sie vor ihrer Rückreise nach La Vallée einige Tage in ihrem Kloster zubringen möchte. »Sie müssen sich erst ein wenig von dem ersten Stoße | erholen, meine Tochter, ehe Sie sich einem neuen aussetzen, ich fühle nur zu gut, wie sehr Ihr Herz leiden muß, wenn Sie die Scene Ihres verschwundnen Glücks wieder besuchen. Hier werden Sie alles finden, was Ruhe und Mitleid und Religion darbieten können, Ihre Lebensgeister wieder zu erheitern. Aber kommen Sie«, fügte sie hinzu, als sie Thränen in Emiliens Augen treten sah, »wir wollen nach der Kapelle gehn.«

Emilie folgte ihr ins Sprachzimmer, wo die Nonnen versammelt waren; die Aebtissin stellte sie ihnen mit den Worten vor: »dies ist eine Tochter, für die ich viel Achtung habe; bemüht euch, ihr Schwestern zu seyn.«

Sie verfügten sich in einem Zuge nach der Kapelle, wo die feyerliche Andacht, mit welcher der Gottesdienst verrichtet wurde, ihre Seele erhub und sie mit dem Troste des Glaubens und der Ergebung stärkte.

Es war beynahe dunkel geworden, ehe die Aebtissin Emilien fortließ; mit merklich erleichtertem Herzen verließ sie das Kloster, und

wurde von La Voisin durch die Wälder zurückgeführt, deren tiefes Dunkel mit der Stimmung ihrer Seele in Einklang war. Sie verfolgte den kleinen wilden Pfad in nachdenkendem Stillschweigen, bis ihr Führer plötzlich still stand, rings umher sah und dann von dem Pfade ab ins hohe Gras umbog, indem er vorgab, den Weg verfehlt zu haben. Er eilte schnell fort, und Emilie, der es sauer wurde, auf dem dunkeln unebnen Wege fortzukommen, blieb hinter ihm zurück, bis ihre Stimme ihn anhielt, so ungern er auch still zu stehen schien. »Wenn Sie des Weges ungewiß sind«, sagte Emilie, »so hätten wir ja wohl besser gethan, bey jenem Schlosse dort zwischen den Bäumen zu fragen?«

»Nein«, erwiderte La Voisin, »das ist nicht nöthig. Wenn wir an jenen Bach kommen, den Sie dort schimmern sehn, so sind wir gleich zu Hause. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ich den Weg verfehlt habe; ich komme selten nach Sonnenuntergang hierher.«

»Er ist einsam genug«, sagte Emilie, »aber es sind doch keine Banditen hier?« – »Nein, Fräulein, Banditen nicht.« –

»Was fürchten Sie denn, lieber Freund? Sie sind doch nicht abergläubisch?« – »Das wohl nicht, allein die Wahrheit zu sagen, man kommt nach Dunkelwerden nicht gerne dem Schlosse hier nahe.« – »Wer wohnt denn darin, daß es so furchtbar ist?« – »Es wohnt, so zu sagen, niemand darin, denn unser Herr, der Marquis, dem das Schloß und alle diese schöne Waldung gehörte, ist todt. Er hatte es seit vielen Jahren nicht besucht und seine Leute, welche die Aufsicht darüber haben, wohnen in einer Hütte dicht daneben.« Emilie merkte nun, dass dies das Schloß des Marquis de Villeroi war, bey dessen Erwähnung ihr Vater in solche Bewegung gerieth.

»Ach, es ist jetzt ein öder Aufenthalt«, fuhr La Voisin fort, »und so ein schöner, großer Platz, wenn ich mich noch daran erinnre!« Emilie fragte, was denn an dieser traurigen Veränderung Schuld sey, allein der alte Mann schwieg, und Emilie, deren Neugier durch seine anscheinende Furcht und mehr noch durch die Erinnerung an ihres Vaters Bewegung rege gemacht war, wiederholte die Frage, und setzte hinzu: »wenn Sie weder die Einwohner fürchten, noch

abergläubisch sind, wie kommt es denn, daß Sie sich scheuen, im Dunkeln dem Schlosse nahe zu kommen?«

»Vielleicht mag ich also doch wohl etwas altergläubisch seyn; und wenn Sie wüßten, was ich weiß, gnädiges Fräulein, so wären Sie es wohl auch. Seltsame Dinge sind dort vorgegangen, Ihr guter Herr Vater schien die verstorbene Marquise gekannt zu haben.« – »Ich bitte sehr, sagen Sie mir doch, was da vorgegangen ist«, sagte Emilie mit tiefer Bewegung.

»Ach, gnädiges Fräulein, dringen Sie nicht weiter in mich. Es geziemt mir nicht, die häuslichen Geheimnisse meines Herrn zu verrathen.«

| Emilie, von den Worten des alten Mannes und der Art wie er sie vorbrachte, überrascht, enthielt sich weiter zu fragen; ein ihr näher am Herzen liegender Gegenstand, die Erinnerung an St. Aubert, erfüllte ihre Gedanken, und sie erwähnte gegen La Voisin der Musik, die sie die Nacht zuvor gehört hatte. »Sie haben sie nicht allein gehört«, erwiderte er; »ich hörte sie auch, allein ich habe sie schon so oft um dieselbe Stunde gehört, daß es mich nicht mehr befremdet.«

»Sie glauben ohne Zweifel, daß diese Musik einigen Zusammenhang mit dem Schlosse hat«, sagte Emilie plötzlich, »und sind also abergläubisch?« –

»Es kann seyn, Fräulein, allein es sind bey dem Schlosse noch andere Dinge, deren ich mich erinnere, und zwar mit Betrübniß.« Ein schwerer Seufzer folgte; allein Emilie's Delikatesse hielt die Neugier, die durch diese Worte rege wurde, zurück, und sie enthielt sich, weiter zu fragen.

Als sie die Hütte erreichte, kehrte ihr Schmerz in aller Heftigkeit zurück. Sie schien seinen schweren Druck nur so lange nicht gefühlt zu haben, als sie sich von dem Gegenstande desselben entfernte. Sie gieng sogleich in das Zimmer, wo die Ueberreste ihres Vaters lagen, und hieng aller Pein des hoffnungslosen Schmerzes nach. Endlich beredete sie La Voisin, das Zimmer zu verlassen; sie gieng wieder in das ihrige, | wo sie von den Leiden des Todes



erschöpft, bald in tiefen Schlaf sank und merklich gestärkt wieder erwachte.

Als die schreckliche Stunde heran kam, wo St. Auberts Ueberreste auf ewig von ihr genommen werden sollten, gieng sie alleine ins Zimmer, um noch einmal sein Gesicht zu sehn; und La Voisin, der unten auf der Treppe mit der dem Schmerze schuldigen Achtung gewartet hatte, bis der erste Ausbruch sich würde gelegt haben, enthielt sich, sie zu stören, bis endlich Verwunderung über ihr langes Ausbleiben und Besorgniß um sie, seine Delikatesse überwältigte. Er klopfte leise an die Thüre, ohne Antwort zu erhalten, er horchte aufmerksam, aber alles blieb still – kein Seufzer, kein Schluchzen ließ sich hören. Noch mehr beunruhigt durch dies Stillschweigen, öffnete er die Thüre, und fand Emilien ohne Bewußseyn quer über den Fuß des Bettes, neben welchem der Sarg stand, liegen. Sein Rufen brachte Hülfe herbey, und sie wurde in ihr Zimmer gebracht, wo gehörige Mittel sie endlich wieder herstellten.

Während ihrer Ohnmacht hatte La Voisin den Sarg zumachen lassen, und es gelang ihm, Emilien durch Ueberredung aus dem Zimmer zu entfernen. Sie fühlte sich auch in der That unvermögend, den Anblick auszuhalten, und sah wohl ein, wie nothwendig es war, ihre Kräfte für die Scene, die ihr noch bevorstand, zu sparen. St. Aubert hatte ausdrücklich ver|langt, daß seine Ueberreste in der Kirche beym Kloster St. Clair sollten beygesetzt werden, und hatte sogar die Stelle, nahe bey der alten Gruft der Villerois, wo er niedergelegt zu werden wünschte, genau beschrieben: Der Prior hatte diese Stelle zum Begräbnis verstattet, und dahin gieng also der traurige Zug, dem am Thore der ehrwürdige Priester mit einem Gefolge von Mönchen entgegen kam. Alle, die den feyerlichen Leichenchor und den Klang der Orgel hörten, die so wie der Leichnam in die Kirche kam, gerührt wurden; die Emiliens schwache Schritte und ihre angenommene Ruhe sahn, wiedmeten ihr unwillkührliche Thränen. Sie vergoß keine, sondern gieng, das Gesicht von einem dünnen schwachen Schleier zum Theil verhüllt, zwischen zwey Personen, die sie unterstützten; die Aebtissin gieng voran, und Nonnen

folgten, deren klagende Stimmen in der schwellenden Harmonie der Masse schmolzen. Als die Prozession ans Grab kam, hörte die Musik auf. Emilie ließ den Schleyer ganz herunter fallen, und als einen Augenblick die Chöre schwiegen, hörte man deutlich ihr Schluchzen. Der heilige Vater hub die Andachtsfeyer an, und Emilie bekämpfte aufs neue ihre Gefühle, bis der Sarg niedergesetzt wurde, und sie die Erde auf dem Deckel rauschen hörte. Dann aber brach sie, von einem unaussprechlichen Grausen überwältigt, in lautes Schluchzen aus und lehnte sich, um nicht zur Erde zu sinken, an die Person, die dicht neben ihr stand. Nach wenig Augenblicken erholte sie sich wie|der, und als sie die rührenden erhabnen Worte hörte: *sein Körper ist in Frieden begraben, und seine Seele zurückgekehrt zu dem, der sie gab*, sänftigte sich ihr lauter Schmerz in Thränen.

Die Aebtissin führte sie aus der Kirche in ihr eignes Zimmer, und reichte ihr da allen Trost, den Religion und sanftes Mitleid geben können. Emilie kämpfte gegen den Druck des Schmerzes, allein die Aebtissin, die sie aufmerksam betrachtete, ließ ein Bett für sie zurecht machen und bat sie, sich zur Ruhe zu legen. Auch forderte sie gütig die Erfüllung des Versprechens, einige Tage im Kloster zu bleiben, und Emilie, die auf keine Weise nach der Hütte, der Scene alles ihres Leidens, wieder zurückzukehren wünschte, hatte jetzt, da keine unmittelbare Sorge ihre Aufmerksamkeit forderte, Zeit, an sich selbst zu denken, und die Schwäche zu fühlen, die es ihr unmöglich machte, die Reise anzutreten, ehe sie sich ein wenig wieder erholt hatte.

Indessen thaten die mütterliche Zärtlichkeit der Aebtissin, und die sanfte Aufmerksamkeit der Nonnen alles was möglich war, um ihre Lebensgeister zu beruhigen und ihre Gesundheit wieder herzustellen. Allein die letzte hatte durch das Leiden ihrer Seele einen zu tiefen Stoß erlitten, um sich sobald wieder zu erholen. Sie krankte einige Wochen im Kloster an einem schleichenden Fieber, wünschte nach Hause zurückzukehren, und fühlte sich | doch unfähig dazu; oft fühlte sie sogar ein Widerstreben, den Ort zu verlassen, wo die Gebeine ihres Vaters ruhten, und fand eine gewisse

Süßigkeit in dem Gedanken, daß wenn sie hier stürbe, ihr Körper neben ihrem Vater ruhen würde. Indessen schrieb sie an Madame Cheron und an die alte Haushälterin, und benachrichtigte sie von dem traurigen Vorfall und von ihrer eignen Lage. Die Antwort ihrer Tante enthielt mehr einen Schwall von Alltagströstungen als wahre Theilnahme an ihrem Kummer; sie versprach, ihr einen Bedienten zu schicken, der sie nach La Vallée begleiten sollte, denn ihre eigne Zeit wäre durch die vielen Gesellschaften, worin sie leben mußte, so sehr beschränkt, daß sie unmöglich eine so lange Reise unternehmen könnte. So sehr auch Emilie den Aufenthalt in La Vallée dem zu Toulouse verzog, konnte sie doch nicht umhin, das unschickliche und ungütige in ihrer Tante Betragen zu fühlen, die sie dahin zurückkehren ließ, wo sie keinen Verwandten mehr hatte, der sie trösten und beschützen konnte, – ein Betragen, welches um so unverzeihlicher war, da St. Aubert Madame Cheron zur einzigen Vormünderin seiner verwaisten Tochter ernannt hatte.

Madame Cherons Bedienter machte die Begleitung des guten La Voisin unnöthig, und Emilien, die ohnehin ihre Verpflichtung gegen ihn tief fühlte, war es lieb, ihm wenigstens diese lange und für sein Alter beschwerliche Reise zu ersparen.

| Während ihres Aufenthaltes im Kloster, machten der Friede und die Heiligkeit, die innerhalb herrschten, die Schönheit der Gegend von aussen und die feine Achtsamkeit der Aebtissin und der Nonnen einen so sanften Eindruck auf ihre Seele, daß sie beynahe in Versuchung gerieth, eine Welt zu verlassen, wo sie ihre liebsten Freunde verloren hatte, und sich ganz dem Klosterleben an einem Orte zu widmen, der ihr dadurch heilig war, daß er St. Auberts Leichnam in sich schloß. Die stille Schwärmerey, die ihrem Temperamente so natürlich war, hatte ihr die heilige Abgeschlossenheit einer Nonne in so schönem Lichte gemahlt, daß sie das Selbstsüchtige dieses Standes ganz übersah. Allein die Farben, welche eine melancholische Phantasie, leicht berührt vom Aberglauben, dem Klosterleben gab, verblichen allmählig, so wie ihre Lebensgeister wieder erwachten, und brachten noch einmal ein Bild in

ihr Herz zurück, das nur vorübergehend daraus verbannt werden konnte. Dies Bild erweckte verstohlen Hoffnung und Trost und süße Regungen. Bilder von Glückseligkeit schimmerten schwach in der Ferne, und wenn auch ihr Verstand ihr sagte, daß es Täuschungen wären, konnte sie sich doch nicht entschließen, sie auf immer zu verbannen. Vielleicht war die Erinnerung an Valancourt das einzige, was sie abhielt, sich der Welt auf ewig zu entziehn. Die Größe und Erhabenheit der Gegenstände, unter welchen sie ihn zuerst erblickte, hatte ihre Phantasie geblendet und einen Theil des Interesses, den sie für sie haben mußten, auf ihn | übergetragen. Auch die Achtung, welche St. Aubert so oft gegen ihn gezeigt hatte, machte ihn ihr werther; allein so deutlich auch sein Gesicht und sein Betragen gegen sie, seine Empfindungen verriethen, hatte er sich doch nie mündlich erklärt, und selbst die Hoffnung, ihn wieder zu sehn, war so fern, daß sie sich ihrer kaum bewußt war, geschweige denn, daß sie auf ihr jetziges Betragen einen für sie selbst merklichen Einfluß hätte haben können.

Verschiedne Tage verstrichen nach der Ankunft von Madame Cherons Bedienten, bevor Emilie hinlänglich wieder hergestellt war, um die Reise nach La Vallée anzutreten. Am Abend vor ihrer Abreise gieng sie nach der Hütte, um Abschied von La Voisin und seiner Familie zu nehmen, und ihnen für ihre Güte zu danken. Sie fand den alten Mann auf einer Bank vor seiner Thüre zwischen seiner Tochter und seinem Schwiegersohn sitzen, der eben von der Arbeit zurückgekommen war und auf einer Flöte spielte. Eine Flasche Wein stand neben dem alten Manne und vor ihm ein kleiner Tisch mit Früchten und Brod, den seine muntern kleinen Enkel umringten. Sie verzehrten fröhlich ihr Abendbrod, so wie die Mutter es ihnen zutheilte. Am Saum des kleinen grünen Platzes vor der Hütte sah man Rindvieh und einige Schaafe unter den Bäumen grasen. Die Landschaft war vom gelben Lichte der Abendsonne gefärbt, deren Strahlen durch eine Oeffnung zwischen den Wäldern spielten, und | die fernen Thürme des Schlosses beleuchteten. Sie stand einen Augenblick still, ehe sie aus dem Schatten

hervorgieng, um die glückliche Gruppe vor ihr, das Wohlwollen und die Heiterkeit des gesunden Alters auf La Voisins Gesicht, die mütterliche Zärtlichkeit, womit Agnes auf ihre Kinder blickte, die Unschuld kindischer Freude, die aus ihrem Lächeln wiederstrahlte, zu betrachten. Sie sah noch einmal den ehrwürdigen alten Mann und dann die Hütte an. Das Gedächtniß ihres Vaters stieg mit voller Gewalt in ihrer Seele auf und sie eilte schnell fort, weil sie sich selbst nicht länger traute. Sie nahm zärtlichen, rührenden Abschied von La Voisin und seiner Familie; er schien sie als seine Tochter zu lieben und vergoß Thränen, als sie fortgieng. Auch Emilie konnte die ihrigen nicht unterdrücken. Sie vermied, wieder in die Hütte zu gehn, um nicht Regungen aufzuwecken, die sie jetzt zu ertragen zu schwach war.

Noch ein schmerzhafter Auftritt erwartete sie: sie hatte beschlossen, ihres Vaters Grab noch einmal zu besuchen, und damit niemand sie stören, oder im Nachhängen ihrer melancholischen Zärtlichkeit beobachten möchte, verschob sie ihren Besuch, bis alles im Kloster, die einzige Nonne, die ihr den Schlüssel zur Kirche zu bringen versprach, ausgenommen, sich zur Ruhe gelegt haben würde. Emilie blieb in ihrem Zimmer, bis sie die Klosterglocke zwölf schlagen hörte. Die Nonne kam jetzt, wie sie verabredet hatten, mit dem Schlüssel zu einer geheimen Thüre, die in die Kirche gieng, und sie stiegen zusammen die schmale Wendeltreppe, die dahin führte, hinab. Die Nonne erboth sich, Emilien zum Grabe zu begleiten und setzte hinzu: »es ist so schauderlich, um diese Stunde allein zu gehn« – allein Emilie lehnte es ab, denn sie konnte sich nicht entschließen, einen Zeugen ihres Kummers um sich zu haben, und die Schwester gab ihr die Lampe, nachdem sie die Thüre aufgeschlossen hatte. »Sie werden sich erinnern, Schwester«, sagte sie, »dass in dem östlichen Flügel, durch den Sie gehen müssen, ein neu geöffnetes Grab ist; nehmen Sie sich ja in Acht, daß Sie nicht über die lockere Erde straucheln.«

Emilie dankte ihr noch einmal, nahm die Lampe und gieng nach der Kirchthüre. Hier aber stand sie einen Augenblick still:

eine plötzliche Furcht überwältigte sie, und sie kehrte am Fuße der Treppe wieder um, wo sie in Versuchung gerieth, die Nonne, deren schwarzer Schleyer noch über das Treppengeländer wehte, zurückzurufen. Während sie noch zögerte, verschwand der Schleyer, und sich ihrer Furcht schämend, gieng sie nach der Kirche. Die kalte Luft durchschauerte sie, und die tiefe Stille und der Umfang des Gebäudes, das nur schwach vom Monde beschienen wurde, hätte sie gewiß zu jeder andern Zeit mit bangem Schrecken erfüllt; jezt aber beschäftigte der Schmerz ihre ganze Aufmerksamkeit. Sie hörte kaum das flüsternde Echo ihrer eignen Schritte, und dachte nicht an das offene Grab, bis sie sich am Rande desselben befand. Ein Mönch aus dem Kloster | war den Abend zuvor hier begraben worden, und als sie in der Dämmerung in ihrem Zimmerchen einsam saß, hörte sie in der Ferne die Mönche das Requiem für seine Seele singen. Dies rief ihr die Umstände von ihres Vaters Tode frisch ins Gedächtniß zurück, und als die Stimmen, die sich mit dem tiefen klagenden Getöse der Orgel mischten, schwach empor stiegen, traten düstre Schattenbilder vor ihre Seele. Endlich besann sie sich, und eilte mit schnellen Schritten seitwärts, um die aufgerißne Erde zu vermeiden, nach St. Auberts Grabe, wo sie in dem Mondenlichte, das quer auf einen entlegnen Theil des Flügels fiel, einen Schatten zwischen den Pfeilern hingleiten zu sehn glaube. Sie stand still, um zu horchen, und da sie keinen Fußtritt hörte, glaubte sie, daß ihre Phantasie sie getäuscht hätte, und gieng weiter. St. Aubert war unter einem einfachen Marmor, der nicht viel mehr als seinen Nahmen und den Tag seiner Geburth und seines Todes enthielt, neben dem prächtigen Monumente der Villerois begraben. Emilie verweilte an seinem Grabe, bis eine Glocke, welche die Mönche zur Frühmesse weckte, sie erinnerte, daß es Zeit sey sich zurückzuziehn.

Sie weinte noch einmal ein letztes Lebewohl auf das Grab und zwang sich, von dannen zu gehn. Nach dieser Stunde schwermüthigen Genusses, erfrischte sie ein tieferer Schlaf, als sie seit langer Zeit genossen hatte, und sie fand sich bey dem Erwachen merklich ruhiger und getrösteter.

| Seit dem Augenblick ihrer Abreise aus dem Kloster aber erwachte ihr Schmerz aufs neue. Das Andenken des Todten und die Freundschaft der Lebenden banden sie an diesen Ort, und sie fühlte für die heilige Stätte, die ihres Vaters Gebeine einschloß, ganz die zärtliche Anhänglichkeit, die uns an eine geliebte Heimath fesselt. Die Aebtissin wiederholte beym Abschied viele gütige Versicherungen der Achtung und Liebe, und lud sie dringend ein, wieder zu kommen, wofern sie jemals ihre Lage an einem andern Orte unangenehm fände: viele unter den Nonnen ließen ebenfalls eine ungekünstelte Betrübniß über ihre Abreise blicken, und Emilie verließ das Kloster mit vielen Thränen, und von vielen aufrichtigen Wünschen für ihr Wohl begleitet.

Sie war verschiedne Meilen gereist, ehe die Gegenstände, vor welchen sie vorüberfuhr, sie nur einen Augenblick aus der tiefen Schwermuth, worin sie versenkt war, zu reissen vermochten; und als sie endlich ihre Aufmerksamkeit rege machten, war es nur, um sie zu erinnern, daß St. Aubert an ihrer Seite war, als sie diese Gegenstände zum erstenmal sah, und um ihr die Bemerkungen, die er dabey machte, wieder ins Gedächtniß zu rufen. So brachte sie, ohne daß ihr etwas merkwürdiges aufstieß, den Tag in matter Schwermuth hin; sie schief die Nacht in einer Stadt an den Gränzen von Languedoc und kam den folgenden Morgen nach Gasconien.

| Gegen Abend sah Emilie die Ebenen von La Vallée vor sich liegen; die wohl bekannten Gegenstände voriger Zeiten drängten sich ihrer Bemerkung auf und mit ihnen Erinnerungen, die alle ihre Zärtlichkeit und Schmerz neu aufregten. Oft, wenn sie durch ihre Thränen auf die wilde Größe der Pyrenäen hinsah, abwechselnd vom Licht und Schatten des Abends gedeckt, erinnerte sie sich, daß ihr Vater das letzte Mal die Freude theilte, welche dieser Anblick in ihr rege machte. Plötzlich fiel ihr eine Gegend ins Gesicht, auf welche er sie besonders aufmerksam gemacht hatte, und starre Verzweiflung drohte sich ihrer zu bemächtigen. »Dies«, rief sie aus, »dies sind dieselben Klippen, derselbe Fichtenwald, den er

mit solchem Entzücken betrachtete, als wir das letzte Mal diesen Weg zusammen machten. Dort, unter der Spitze jenes Bergs zwischen den Cederbäumen hervor, blickt die Hütte, die er mich ins Gedächtnis fassen und mit meiner Bleyfeder abzeichnen hieß. O mein Vater, soll ich dich nicht mehr sehn!«

So wie sie dem Schlosse näher kam, häuften sich diese traurigen Angedenken vergangner Zeiten. Endlich erschien das Schloß selbst, umgeben von aller glühenden Schönheit der Landschaft, die St. Aubert so sehr liebte. Dies war ein Anblick, der ihre Stärke und nicht Thränen forderte. Emilie trocknete die ihrigen, und machte sich gefaßt, die schwere Stunde ihrer Rückkehr nach der Heimath zu übersehn, wo kein liebender | Vater mehr sie willkommen sollte. Möchte ich doch nie, sagte sie, die Lehren, die er mich gelehrt hat, vergessen! wie oft hat er mir die Nothwendigkeit gezeigt, selbst einem tugendhaften Schmerze zu widerstehn! wie oft haben wir zusammen die Größe einer Seele bewundert, die fähig ist zu fühlen, sich aber auch durch Gründe beruhigen kann. O mein Vater, wenn es dir erlaubt ist, auf dein Kind herabzublicken, so wird es dich freuen, zu sehn, daß es sich deiner Vorschriften erinnert, und sie auszuüben bemüht ist.

Eine Biegung des Wegs ließ jezt einen nähern Blick auf das Schloß zu, dessen Schornsteine, vom Lichte gefärbt, hinter St. Auberts Lieblingseichen, deren Zweige den niedrigern Theil des Gebäudes zum Theil verheelten, hervorschimmerten. Emilie konnte einen schweren Seufzer nicht unterdrücken. »Auch dies war seine Lieblingsstunde«, sagte sie, indem sie auf die langen Abendschatten hinsah, die sich quer über die Landschaft ausbreiteten. »Wie tief ist diese Ruhe, wie lieblich die Gegend! Still und lieblich wie in vorigen Tagen!«

Aufs neue widerstand sie dem Druck des Kammers, bis die fröhliche Melodie des Tanzes in ihr Ohr drang, der sie so oft zugehört hatte, wenn sie mit St. Aubert am Ufer der Garonne gieng – alle Stärke verließ sie; und ihre Thränen flossen, bis der Wagen an dem kleinen Thore still hielt, das auf das Gebieth | stieß, wovon sie



jetzt die einzige Besitzerin war. Sie schlug die Augen auf, als der Wagen plötzlich still hielt, und sah ihres Vaters alte Haushälterin herbeykommen, um ihr das Thor zu öffnen. Auch Manchon kam gelaufen, und begrüßte sie bellend; er wedelte mit dem Schwanze, als seine junge Gebieterin ausstieg und sprang freudig um sie her.

»Liebstes Fräulein!« sagte Therese und schwieg, und sah Emilien, deren Thränen die Antwort erstickten, an, als wolle sie etwas tröstähnliches ihr darbieten. Das Hündchen sprang und wedelte noch immer um sie herum und flog dann bellend an den Wagen. »Ach Fräulein, mein armer Herr!« sagte Therese, deren Gefühle mehr als ihre Delikatesse rege gemacht waren – »Manchon denkt, er säße noch im Wagen.« Emilie schluchzte laut; das Hündchen sprang in den offenen Wagen, sogleich aber wieder heraus und schnüffelte mit der Nase um die Pferde herum.

»Weinen Sie doch nicht so, Fräulein« – sagte Therese; »es bricht mir das Herz es anzusehn.« Der Hund kam nun zu Emilien, lief wieder zum Wagen, und dann wieder zu ihr, und winselte traurig. »Armer Schelm«, sagte Therese, »du hast deinen Herrn verlohren; wohl magst du winseln. Aber, kommen Sie, liebes Fräulein, geben Sie sich zufrieden. Was soll ich holen, um Sie zu erfrischen?«

| Emilie gab der Alten die Hand, sie suchte ihren Schmerz zurückzuhalten, und fragte sie freundlich, wie es denn so lange gegangen wäre? Allein sie zögerte noch immer in dem Gange, der nach dem Schlosse führte: denn es war niemand darin, sie mit dem Kusse der Liebe zu begrüßen: ihr eignes Herz klopfte nicht mehr von ungeduldiger Freude, nach dem wohlbekannten Lächeln, und sie fürchtete, Gegenstände zu sehn, die ihr das volle Andenken ihres vorigen Glücks zurückriefen. Langsam gieng sie nach der Thüre, stand stille, gieng wieder und stand wiederum still. Wie still, wie verlassen, wie wüste schien ihr das Schloß. Sie zitterte, hereinzugehen, und tadelte doch sich selbst, dass sie verschob, was sie nicht vermeiden konnte; endlich gieng sie mit schnellem Schritte, als fürchtete sie, sich umzusehn, durch den Saal in das Zimmer, das sie das ihrige zu nennen gewohnt war. Die Dunkelheit des Abends

machte die Stille und die Einsamkeit, die darin herrschte, noch feyerlicher. Die Stühle, die Tische, jedes Möbel, das ihr aus glücklichen Zeiten so bekannt war, sprach beredt zu ihrem Herzen. Sie setzte sich, ohne anfangs daran zu denken, in ein Fenster, das auf den Garten stieß, und wo St. Aubert oft mit ihr gesessen, und die Sonne beobachtet hatte, wenn sie sich von der reichen, herrlichen Aussicht jenseits der Wälder verlor.

Nachdem sie eine Zeitlang ihren Thränen freyen Lauf gelassen hatte, wurde sie ruhiger, und als The|rese, die sich mit dem Auspacken der Sachen beschäftigte, wieder erschien, hatte sie sich so weit wieder erholt, daß sie im Stande war, mit ihr zu sprechen.

»Ich habe das grüne Bette für Sie zurechte gemacht«, sagte Therese, als sie den Kaffee auf den Tisch setzte: »ich glaubte, es würde Ihnen jetzt besser gefallen, als ihr eignes; allein nimmermehr hätte ich mir heute vor vier Wochen vorgestellt, daß Sie allein zurückkommen würden. Ach, was für ein Tag! Die Nachricht brach mir beynahe das Herz. Wer hätte auch denken sollen, als mein armer Herr von Hause wegging, daß er nicht wieder zurückkommen würde?« – Emilie verbarg ihr Gesicht im Schnupftuch und winkte mit der Hand.

»Versuchen Sie doch den Kaffee«, sagte Therese. »Mein liebes junges Fräulein, trösten Sie sich; wir müssen alle sterben. Mein lieber Herr ist jetzt ein Heiliger dort oben.« Emilie nahm das Schnupftuch vom Gesicht und schlug ihre Augen voll Thränen zum Himmel auf: bald aber trocknete sie sich ab und fragte mit ruhiger, aber bebender Stimme nach einigen Armen, die ihr Vater unterstützt hatte.

»Ach«, sagte Therese, indem sie den Kaffee einschenkte und ihn ihrer Herrschaft reichte, »das war ein Tag, als die traurige Nachricht ankam! alle, die noch gehn konnten, sind täglich hier gewesen, um nach Ih|nen und dem Herrn zu fragen.« Sie fuhr dann fort zu erzählen, daß einige gestorben wären, die sie gesund verlassen hätte, und andre die krank waren, sich wieder erhohlt hätten. »Sehn Sie doch, Fräulein«, fuhr Therese fort, »da kommt die alte Marie

den Garten herauf. Sie hat diese drey Tage her immer ausgesehn, als wollte sie verscheiden, und doch lebt sie noch. Sie wird den Wagen vor der Thüre gesehen haben, und weiß also, daß Sie nach Hause gekommen sind.«

Der Anblick dieser armen alten Frau würde zu viel für Emiliens gewesen seyn, und sie bath Theresen, ihr zu sagen, daß sie sich zu übel befände, um heute Abend jemand zu sehn. »Morgen ist mir vielleicht besser«, sagte sie, »aber gieb ihr doch dies zum Zeichen meines Andenkens.«

Emilie saß eine Weile ganz in Kummer vertieft, da. An jedem Gegenstande, auf den ihr Auge fiel, hieng eine Erinnerung, die sie unmittelbar auf den Gegenstand ihres Schmerzes leitete. Ihre Lieblingspflanzen, welche St. Aubert sie zu warten gelehrt hatte, die kleinen Zeichnungen, die das Zimmer schmückten, und wobey sein Geschmack ihr zur Richtschnur diente; die Bücher, die er zu ihrem Gebrauch ausersehn hatte, und die sie zusammen zu lesen pflegten; ihre musikalischen Instrumente, die er so gern spielen hörte, und oft selbst berührte, jeder Gegenstand gab ihrem Kummer neue Stärke. Endlich raffte sie sich aus | dieser weichlichen Schwermuth auf, rief alle Entschlossenheit zu Hülfe, und gieng in die verlaßnen Zimmer, die nur einen stärkern Eindruck auf sie machen mußten, je länger sie zögerte, sie zu betreten.

Nachdem sie durch das Gewächshauß bis an die Thüre der Bibliothek gekommen war, verließ ihr Muth sie einen Augenblick: und vielleicht erhöhte der Schatten, den der Abend und das Laub der Bäume ins Zimmer warf, die feyerliche Stimmung ihrer Gefühle, als sie in das Zimmer trat und jeder Gegenstand das Andenken ihres Vaters hervorrief. Dort stand ein Lehnstuhl, in welchem er zu sitzen pflegte – sie fuhr zusammen als sie ihn erblickte, denn sie hatte so oft ihren Vater darin sitzen sehn, und der Gedanke an ihn stieg so deutlich in ihr auf, daß sie beynahe glaubte, ihn vor sich zu haben. Sie unterdrückte die Täuschungen einer aufgeregten Einbildungskraft, ohne jedoch über eine gewisse bange Furcht, die sich in ihre Bewegungen mischte, Herr werden zu können. Sie gieng

langsam nach dem Stuhle und setzte sich darauf hin; vor demselben stand ein Pult mit einem aufgeschlagenen Buche, so wie ihr Vater es zurückgelassen hatte. Es vergiengen einige Augenblicke, ehe sie Muth faßte, es zu untersuchen; als sie aber die aufgeschlagne Seite ansah, erinnerte sie sich sogleich, daß St. Aubert, am Abend vor seiner Abreise aus dem Schlosse, ihr einige Stellen daraus vorgelesen hatte. Dieser Umstand rührte sie jetzt tief. Sie sah auf das Blatt, weinte und | sah wieder hin. Das Buch schien ihr heilig und unschätzbar, und nicht um Indiens Schätze würde sie es aus der Stelle gerückt, oder die aufgeschlagne Seite zugemacht haben. Sie blieb unbeweglich vor dem Pulte sitzen und konnte sich nicht entschließen es zu verlassen, ohngeachtet die zunehmende Dunkelheit und die tiefe Stille des Zimmers ein schauerliches Gefühl in ihr erweckten. Ihre Gedanken verweilten bey dem wahrscheinlichen Zustande abgeschiedner Geister, und sie erinnerte sich an das rührende Gespräch, daß St. Aubert den Abend vor seinem Tode mit La Voisin über diesen Gegenstand geführt hatte.

Indem sie so da saß, sah sie die Thüre langsam aufgehn und ein leises Rauschen in einer Ecke des Zimmers schreckte sie auf. Sie glaubte durch die Dämmerung sich etwas bewegen zu sehn. Die Materie, über welche sie eben nachgedacht hatte, und die jetzige Stimmung ihrer Seele, die ihre Einbildungskraft jedem Eindruck der Sinne öffnete, erregte eine plötzliche Furcht vor etwas Uebernatürlichen in ihr. Aber was sollte ich fürchten? sagte sie. Wenn die Geister derjenigen, die wir lieben, jemals zu uns zurückkehren können, so geschieht es gewiß in Frieden.

Alles war wieder stille, und sie schämte sich beynahe ihrer Aengstlichkeit; sie glaubte nun, daß entweder ihre Einbildungskraft sie getäuscht oder daß sie eins von den Geräuschen gehört hätte, die man oft, ohne sich die | Ursache erklären zu können, in alten Häusern spürt. –

Allein bald kam es wieder, sie sah etwas auf sich zukommen und sich gleich darauf in den Stuhl neben sie drängen; sie schrie laut auf, allein ihre fliehenden Sinnen kehrten sogleich zurück, als

sie gewahr wurde, dass Manchon neben ihr saß, und ihre Hand freundlich leckte.

Da sie sich durchaus unfähig fühlte, die verlassnen Zimmer des Schlosses, wie sie sich anfangs vorgesetzt hatte, an diesem Abend zu besuchen, gieng sie aus der Bibliothek in den Garten, und die Terrasse am Flusse hinab. Die Sonne war jetzt untergegangen, allein unter den dunkeln Zweigen der Mandelbäume sah man den Saffranglanz des Westen sich sanft über die Hügel ausbreiten. Die Fledermaus flog stumm vorüber, und nur dann und wann hörte man den klagenden Ton der Nachtigall.

Sie wandelte fort, bis sie an St. Auberts Ahornbaum kam, unter dessen Schatten sie so oft um diese Stunde gesessen, und mit ihrer theuren Mutter über den Zustand nach diesem Leben gesprochen hatte. Wie oft hatte ihr Vater gesagt, dass ihm der Gedanke, sie in einer andern Welt wieder zu treffen, ein süßer Trost sey. Emilie verließ, von diesen Erinnerungen überwältigt, den Ahornbaum, und als sie sich nachdenkend an die Mauer der Terrasse lehnte, sah sie eine Gruppe von Bauern frölich an den Ufern der Garon|ne tanzen, die sich in breiter Fläche unten ausbreitete, und das Abendlicht zurückwarf. Welch ein Abstand zwischen ihnen und der unglücklichen, verlassnen Emilie! Sie waren froh und leichten Muths, wie sie zu seyn pflegten, als sie – auch froh war, und St. Aubert mit einem von Vergnügen und Wohlwollen strahlendem Gesicht ihrer fröhlichen Musik zuhörte. Emilie wandte sich hinweg, unvermögend, die Erinnerungen, die durch diesen Anblick in ihr aufgeregert wurden, zu ertragen: aber ach, wohin konnte sie sich wenden, ohne auf Gegenstände zu stoßen, die ihrem Schmerze neue Schärfe gaben?

Therese kam ihr entgegen, als sie langsam auf das Haus zugieng. »Ach liebes Fräulein«, sagte sie, »ich habe Sie wohl eine halbe Stunde gesucht, und war bange; daß Ihnen etwas zugestoßen seyn möchte. Wie mögen Sie doch nur in dieser feuchten Nachtluft umhergehn! Kommen Sie doch herein! Was würde mein armer Herr sagen, wenn er Sie sehn könnte!«

»Ich bitte dich, sey still, liebe Therese«, sagte Emilie, und gieng schweigend ins Schloß. Therese leuchtete ihr durch den Saal in das ehemalige Wohnzimmer, wo sie das Tischtuch mit einem einsamen Paar Messer und Gabel aufgelegt hatte. Emilie befand sich schon im Zimmer, ehe sie merkte, daß es nicht das ihrige war; doch unterdrückte sie die Bewegung, die sie geneigt machte, es zu verlassen, und setzte sich ruhig | an den kleinen Eßtisch hin. Ihres Vaters Huth hieng an der Wand gegen über, und sie wurde blaß, als er ihr in die Augen fiel. Therese sah sie und dann den Gegenstand an, auf den ihre Augen geheftet waren, und gieng, ihn wegzunehmen, allein Emilie winkte mit der Hand. – »Nein«, sagte sie, »laß ihn hängen. Ich will in mein Zimmer gehn und versuchen, ob ich schlafen kann. Morgen wird mir besser seyn.«

»Das ist ein betrübter Zustand«, sagte Therese: »Liebes Fräulein, nehmen Sie doch etwas zu sich. Ich habe einen Fasan zurechte gemacht, und noch dazu einen recht schönen. Der alte Herr Barreaux schickte ihn diesen Morgen, denn ich sah ihn gestern und sagte ihm, daß Sie kämen. Sie können nicht glauben, wie sehr er sich die traurige Nachricht zu Herzen gezogen hat.«

»Hat er das wirklich?« sagte Emilie mit sanfter Stimme: denn sie fühlte ihr armes Herz auf einen Augenblick durch einen Strahl von Sympathie erwärmt.

Endlich fühlte sie ihre Lebensgeister ganz erschöpft und zog sich in ihr Zimmer zurück.

## | Neuntes Kapitel

Emilie erhielt einige Tage nach ihrer Zurückkunft einen Brief von ihrer Tante, Madame Cheron, worin diese nach einigen Alltagscondolenzen und Rathschlägen, sie nach Toulouse einlud, und hinzusetzte, daß, da ihr verstorbner Bruder ihr Emiliens Erziehung anvertraut hätte, sie sich verbunden glaubte, die Aufsicht über ihr Betragen zu führen. Emilie hatte gerade damals keinen höhern

Wunsch, als zu La Vallée zu bleiben, dem Schauplatze ihrer frühen Glückseligkeit, ihr jetzt unendlich theuer, weil es der letzte Aufenthalt derjenigen war, die sie auf immer verlohren hatte. Hier konnte sie unbemerkt weinen, ihren Tritten nachspüren, und sich jedes kleinen Umstandes von ihnen erinnern. Allein sie wünschte doch auf keine Weise sich den Unwillen der Madame Cheron zuzuziehn.

Obgleich ihre Zärtlichkeit ihr nicht zuließ, nur einen Augenblick darüber zu murren, daß St. Aubert | Madame Cheron zu ihrer Vormünderin ernannt hatte, so fühlte sie doch, dass ihre Glückseligkeit dadurch größtentheils von der Laune ihrer Tante abhängig gemacht war. Sie bat in ihrer Antwort um Erlaubnis, noch einige Zeit zu La Vallée zu bleiben, weil ihre Lebensgeister so niedergeschlagen wären, daß sie Ruhe und Einsamkeit bedürfte, um sie wieder herzustellen. – Beydes konnte sie bey Madame Cheron nicht finden, die ein großes Vermögen in Stand setzte, ihrer Neigung zu einem sehr zerstreuten Leben nachzuhängen. Nachdem sie diese Antwort fortgeschickt hatte, fühlte sie sich um vieles leichter.

In den ersten Tagen ihres Kammers erhielt sie einen Besuch von Herrn Barreaux, der aufrichtig um St. Aubert trauerte. »Ich habe wohl Ursache, meinen Freund zu beklagen«, sagte er, »denn nie werde ich seines Gleichen wieder finden. Hätte ich einen solchen Mann in der sogenannten Gesellschaft gefunden, so würde ich sie nie verlassen haben.«

Herrn Barreaux Achtung für ihren Vater machte ihn Emilien sehr werth; es war ihrem Herzen Wonne, von ihren Verstorbenen mit einem Manne sprechen zu können, den sie so sehr verehrte, und der bey einer zwar rauhen Aussenseite so viel Herzensgüte und Delikatesse besaß.

| Verschiedne Wochen verstrichen in ruhiger Einsamkeit, und Emilien's Schmerz begann sich in stille Melancholie zu sänftigen. Sie konnte es ertragen, die Bücher zu lesen, die sie ehemals mit ihrem Vater gelesen hatte, in der Bibliothek in seinem Lehnstuhl zu sitzen, die Blumen zu warten, die seine Hand gepflanzt hatten, die

Töne aus dem Instrument hervorzulocken, das seine Finger berührt hatten und oft sogar seine Lieblingsarie zu spielen.

Als ihre Seele sich von dem ersten Stoße des Kummers wieder erholt hatte, fühlte sie, daß es gefährlich sey, sich einem stillen Hinbrüten hinzugeben, und daß Thätigkeit allein ihr die verlorne Schnellkraft wieder geben konnte: sie suchte daher geflissentlich alle ihre Stunden mit Beschäftigung auszufüllen. Jetzt erst fühlte sie den Werth der Erziehung, die St. Aubert ihr gegeben hatte. Indem er ihren Verstand anbaute, sicherte er ihr eine Zuflucht vor der Unthätigkeit, ohne daß sie dazu Zerstreungen und kostbare, abwechselnde Vergnügungen der Gesellschaft, wovon ihre Lage sie ausschloß, bedurfte. Auch beschränkten sich die Wirkungen dieser Erziehung nicht auf selbstische Vortheile allein; da St. Aubert jede liebenswürdige Eigenschaft ihres Herzens gewöhnt hatte, floß es jetzt in Wohlwollen gegen alles um sie her über, und lehrte sie, wenn sie das Unglück andrer nicht ganz aus dem Wege räumen konnte, es wenigstens durch zärtliches Mitleid zu mildern. –

| Madame Cheron ließ Emiliens Briefe unbeantwortet; sie schmeichelte sich nun mit der Hoffnung, dass man ihr erlauben würde noch einige Zeit in ihrer Einsamkeit zu bleiben, und ihre Seele hatte nun so viel Stärke wieder erhalten, daß sie es wagte, die Scenen zu besuchen, welche das Andenken vergangner Zeiten am mächtigsten in ihr aufriefen. Unter diese gehörte die Fischerhütte, um die zärtliche Schwermuth dieses Orts zu erhöh'n, und die Töne noch einmal hervorzurufen, denen ihre Mutter und St. Aubert so gerne zuhorchten, nahm sie ihre Laute mit dahin. Sie gieng allein und um die stille Abendstunde, die der Phantasie und dem Schmerze so süß ist. Sie war zum letztenmal in Gesellschaft ihrer Eltern, wenige Tage zuvor, ehe ihre Mutter sich aufs Krankenbette legte, hier gewesen; und als sie jezt die Wälder, die das Gebäude umringten, betrat, erwachte das Andenken voriger Zeiten mit solcher Stärke in ihr, daß ihre Entschlossenheit auf einen Augenblick dem Uebermaße des Schmerzes wich. Sie stand still, lehnte sich, um nicht zur Erde zu sinken, an einen Baum und weinte einige



Minuten, ehe sie sich genug erholen konnte, um weiter zu gehn. Der kleine Fußpfad, der nach dem Gebäude führte, war mit Gras überwachsen, und die Blumen, welche St. Aubert nachlässig am Rande ausgestreut hatte, waren von Unkraut beynahe erstickt. Sie stand oft still, um den öden, jezt so einsamen, verlaßnen Ort zu betrachten, und als sie mit zitternder Hand die Thüre der Fischerhütte öffnete, sagte sie: | ach alles, alles ist noch eben so, wie ich es zuletzt verließ, und mit denen verließ, die nie wiederkehren sollen! Sie gieng an ein Fenster, das auf den Fluß stieß, und die Augen starr darauf geheftet, verlor sie sich bald in schwermüthigen Träumen. Die Laute lag vergessen neben ihr; das klagende Seufzen des Lüftchens, wenn es in den hohen Fichten wehte, und sein leises Flüstern zwischen den Obstbäumen, die das Ufer unten überhiengen, war eine Musik, die mehr in Einklang mit ihren Gefühlen stand. Sie bebte nicht auf den Seiten der unglücklichen Erinnerung, sondern war dem Herzen süß, wie die Stimme des Mitleids. Sie blieb sinnend stehn, ohne die Dunkelheit des Abends zu fühlen, ohne gewahr zu werden, daß der Sonne letztes Licht auf den Höhen oben zitterte, und würde wahrscheinlich noch länger so geblieben seyn, hätte nicht ein schneller Fußtritt von aussen sie aufmerksam gemacht und erinnert, daß sie ganz unbeschützt sey. Gleich darauf öffnete sich die Thüre und es trat ein Fremder herein, der bey Emiliens Anblick still stand und eine Entschuldigung stammelte. Bey dem Ton seiner Stimme verlor sich Emiliens Furcht in mächtignen Regungen; diese Töne waren ihrem Ohre bekannt, und ob sie gleich in der Dämmerung die Züge des Sprechenden nicht unterscheiden konnte, erweckte doch seine Stimme eine zu starke Erinnerung in ihr, um sie zweifelhaft zu lassen.

| Er wiederholte seine Entschuldigung und Emilie brachte eine Art von Antwort hervor, als der Fremde schnell näher drang und ausrief: »Gütiger Gott! ist es möglich – nein ich kann mich nicht irren – Fräulein Emilie selbst!«

»Sie ist es in der That«, sagte Emilie, die in ihrer ersten Vermuthung bestärkt wurde, denn sie sah nun deutlich Valancourts

Gesicht, von mehr als gewöhnlichem Feuer beseelt. Tausend schmerzvolle Erinnerungen drängten sich an ihre Seele, und die Gewalt, womit sie sich zu bekämpfen suchte, diente nur, ihre Bewegung zu erhöh'n. Valancourt, der sich indessen angelegentlich nach ihrem Befinden erkundigte, und die Hoffnung äusserte, daß die Reise für St. Aubert von guten Folgen gewesen wäre, errieth nun aus dem Thränenstromen, den sie nicht länger zu unterdrücken vermochte, die unglückliche Wahrheit. Er führte sie zu einem Stuhl und setzte sich neben sie; ihre Thränen flossen unaufhaltsam, und sie merkte nicht eher, dass er ihre Hand in der seinigen geschlossen hielt, bis sie sie von den Tropfen der Sympathie befeuchtet fühlte, welche Betrübniß um St. Aubert und zärtliches Mitleid mit ihr aus seinen Augen hervorlockte.

»Ich fühle«, sagte er endlich, »ich fühle, wie fruchtlos jeder Versuch, Sie zu trösten, seyn muß. Ich kann nur mit Ihnen klagen, denn ich kann über die Quelle Ihrer Thränen nicht ungewiß seyn. Wollte Gott, daß ich mich irrte!«

| Emilie konnte nur durch Thränen antworten, bis sie endlich aufstand und ihn bat, den traurigen Ort mit ihr zu verlassen. Valancourt wagte nicht, sie zurückzuhalten, ohngeachtet er ihre Schwäche sah; er legte ihren Arm in den seinigen und führte sie aus der Fischerhütte: Sie giengen schweigend durch die Wälder. So sehr auch Valancourt die nähern Umstände von ihres Vaters Tode zu erfahren wünschte, wagte er es doch nicht, sie darum zu befragen, und sie selbst war zu betrübt, um sprechen zu können. Endlich schöpfte sie Muth genug, von ihrem Vater zu reden und mit wenig Worten die Geschichte seines Todes zu erzählen. Valancourt gerieth bey dieser Erzählung in die stärkste Bewegung, und als er hörte, daß St. Aubert unterwegs gestorben, und Emilie unter Fremden zurückgeblieben sey, drückte er ihre Hand zwischen den seinigen und rief, von einem unwillkührlichen Gefühl überrascht: »Gott ! – warum war ich nicht bey Ihnen!« Gleich darauf aber faßte er sich wieder, und sprach von ihrem Vater, bis er die gänzliche Erschöpfung ihrer Lebensgeister merkte, und unvermerkt das

Gespräch auf sich selbst lenkte. Emilie erfuhr nun, daß er nach ihrer Trennung noch eine Zeitlang am Ufer des mittelländischen Meeres fortgewandelt, und dann durch Languedoc nach Gasconien, seinem Geburtsorte, wo er sich gewöhnlich aufhielt, zurückgekehrt war.

Nachdem er seine kleine Erzählung geendigt hatte, fiel er in ein Stillschweigen, welches Emilie sich nicht | geneigt fühlte, zu unterbrechen, es dauerte fort, bis sie das Schloß erreichten, wo er still stand, als fühlte er, daß dies die Gränze seines Spatzierganges sey. Hier sagte er, daß er die Absicht hätte, den folgenden Tag nach Esturnere zurückzugehn, und bat sie um Erlaubniß, noch vorher am andern Morgen Abschied von ihr zu nehmen. Emilie glaubte, eine gewöhnliche Höflichkeit nicht wohl abschlagen zu können, ohne zu verrathen, daß sie sich etwas mehr darunter dächte, und antwortete ihm, daß er sie zu Hause finden würde.

Sie brachte einen traurigen Abend hin – der Rückblick auf alles, was sich, seit sie Valancourt nicht gesehn, mit ihr zugetragen hatte, stellte sich, verbunden mit der Todesscene ihres Vaters, ihrer Einbildungskraft so lebhaft dar, als sey es gestern geschehn. Vorzüglich erinnerte sie sich, wie ernst und dringend ihr Vater sie gebeten hatte, die bewußten Papiere zu vernichten – sie erwachte aus der Betäubung, worin der Schmerz sie erhalten hatte; erschrak bey dem Gedanken, ihm noch nicht gehorcht zu haben und beschloß, daß kein Tag mehr den Vorwurf dieser Vernachlässigung mit sich führen sollte.

|

## Zehntes Kapitel

Am folgenden Morgen befahl Emilie St. Auberts ehemaliges Schlafzimmer zu heitzen, und gieng gleich nach dem Frühstück dahin, um die Papiere zu verbrennen. Nachdem sie, um nicht gestört zu werden, die Thüre verriegelt hatte, öffnete sie das Kabinet, worin sie verborgen lagen. Sie fühlte einen fremden Schauer und stand einige

Augenblicke zitternd da; eine bange Furcht hielt sie ab, das Brett wegzuschieben. In einem Winkel des Kabinetts stand der Tisch, an welchem sie ihren Vater den Abend vor seiner Abreise sitzen und mit so vieler Bewegung, wahrscheinlich in diesen Papieren lesen sah.

Das einsame Leben, welches Emilie zeither geführt hatte, und die traurigen Gegenstände, wobey sie ihre Gedanken verweilen ließ, hatten ihre Phantasie oft mit den trüben Schatten erfüllt, wofür sonst nur schwache Seelen empfänglich sind. Es war traurig, daß ein so schöner Verstand nur einen Augenblick | den Träumen des Aberglaubens oder vielmehr dem Blendwerk der Einbildungskraft Raum geben konnte, wodurch die Sinne in einen Zustand versetzt werden, den wir beynahe momentanen Wahnsinn nennen können. Mehr als einmal seit ihrer Rückkehr nach Hause hatte sie solche Anfälle gehabt; oft hatten in der Abenddämmerung bey ihren Wanderungen durch das einsame Gebäude Erscheinungen sie geschreckt, die sie in heitern Tagen nicht würde bemerkt haben. Dieser Nervenschwäche mag es zugeschrieben werden, daß sie, als ihre Augen zum zweytenmale auf den Lehnstuhl fielen, der in einer dunkeln Ecke des Kabinetts stand, das Gesicht ihres verstorbenen Vaters daselbst zu sehn glaubte. Sie stand einen Augenblick, die Augen auf den Fußboden geheftet, da, und verließ voll Angst das Kabinet. Bald aber kehrte ihr Muth wieder zurück; sie machte sich selbst einen Vorwurf, daß sie sich durch eine solche Schwachheit in einer so wichtigen Handlung stören ließe, und öffnete aufs neue die Thüre. St. Aubert hatte ihr die Diele so deutlich bezeichnet, daß es nicht möglich war, sie zu verfehlen; sie erkannte auch den Strich, den er ihr beschrieben hatte, und als sie darauf drückte, glitt die Diele herunter, und ließ sie das Bündel Papiere, nebst einigen einzeln zerstreuten, und die Börse mit Golde sehn. Mit zitternder Hand nahm sie alles heraus, ließ die Diele wieder fallen, stand einen Augenblick still und wollte sich eben aufrichten, als ihre aufgeregte Phantasie sie dasselbe Gesicht im Stuhle sehen ließ. Dieses Bild – ein neuer | Beweis, welche unglückliche Wirkung Einsamkeit und Schmerz nach und nach bey ihr hervorgebracht hatten, warf

ihre Stärke nieder; sie eilte schnell in das Zimmer und sank bey- nahe ohne Bewußtseyn in einen Stuhl. Die rückkehrende Vernunft besiegte bald diese furchtbare, aber beklagenswerthe Verirrung der Einbildungskraft, und sie gieng wieder zu den Papieren, aber noch so sehr ausser sich, daß ihre Augen sich unwillkührlich auf die Züge einiger Blätter, die offen da lagen, heftete: sie war sich in diesem Augenblick nicht bewußt, daß sie ihres Vaters strenges Verboth verletzte, bis eine Stelle von schrecklichem Inhalt ihr Aufmerksamkeit und Gedächtnis zugleich wieder gab. Sie legte eilends die Papiere weg, allein die Worte, welche in gleichem Maaße Schrecken und Neugier bey ihr rege gemacht hatten, konnte sie nicht wieder aus ihren Gedanken verbannen. Der Eindruck, den sie auf sie gemacht hatten, war so groß, daß sie sich sogar nicht einmal entschließen konnte, diese Schriften zu verbrennen: je länger sie dabey verweilte, je mehr wurde ihre Einbildungskraft entflammt. Von der stärksten Begierde getrieben, dies schreckliche Geheimnis weiter zu erforschen, fieng sie an, ihr Versprechen, die Papiere zu vernichten, zu bereuen. Einen Augenblick zweifelte sie sogar, ob es recht seyn könnte, hier zu gehorchen, da so wichtige Gründe dafür sprachen, weitere Aufklärung zu suchen. Doch dauerte diese Unschlüssigkeit nur einen Augenblick.

| »Ich habe ein feyerliches Versprechen gegeben, ein feyerliches Gebot zu beobachten«, sagte sie zu sich selbst, »und es liegt mir ob, zu gehorchen, nicht aber zu vernünfteln. Ich will eilen, die Versuchung aus dem Wege zu räumen, die meinen Frieden zerstören und mein Leben durch das Bewußtseyn eines unauslöschlichen Fehlers verbittern würde, so lange ich noch Kraft habe, ihr zu widerstehn.«

Neu gestärkt durch das Gefühl ihrer Pflicht vollendete sie den Sieg der Rechtschaffenheit über die stärkste Versuchung, die sie noch je gekannt hatte, und überantwortete die Papiere den Flammen. Ihre Augen folgten der langsam verzehrenden Flamme; sie schauderte bey der Erinnerung an die eben gelesenen Worte, und bey der Ueberzeugung, daß die einzige Gelegenheit, sich jemals Licht darüber zu verschaffen, nunmehr auf immer dahin war.

Lange nachher erst fiel ihr die Geldbörse ein; und als sie im Begriff war, sie ungeöffnet in einen Schrank zu legen, merkte sie erst, daß etwas größeres als Münze darin war, und untersuchte es. »Seine Hand hat also hier geruht« – sagte sie, indem sie einige Goldstücke küßte, und mit ihren Thränen benetzte – »seine Hand, die nun Staub ist!« Unten im Beutel lag ein kleines Paket; nachdem sie es herausgenommen und ein Papier nach dem andern losgemacht hatte, fand sie ein elfenbeinernes Gehäuse mit dem Miniaturgemälde eines Frauenzimmers. Sie fuhr zusammen. – Dasselbe, rief sie, dasselbe, über welchem mein Vater weinte! So genau sie auch die Züge untersuchte, konnte sie sich auf niemand besinnen, dem es glich. Es war von seltner Schönheit, und Sanftmuth, von Gram beschattet, und von Ergebung gemildert, leuchtete daraus hervor.

St. Aubert hatte ihr keinen Auftrag wegen dieses Gemäldes gegeben, ja, er hatte seiner nicht einmal gedacht, und sie glaubte sich also berechtigt, es zu behalten. Mehr als einmal fiel ihr ein, mit welcher Wärme er von der Marquise von Villeroy gesprochen hatte, und sie war fast geneigt, es für ihr Bildniß zu halten: doch fand sie keinen Grund, warum er ein Gemälde von dieser Dame aufbewahrt und noch mehr, warum er es mit solcher Rührung an jenem Abend sollte betrachtet haben.

Emilie staunte noch immer das Gesicht an; untersuchte die Züge, und wußte nicht, wo der Zauber saß, der ihre Aufmerksamkeit fesselte und ihr solche Empfindungen von Liebe und Mitleid einflößte. Dunkelbraunes Haar spielte nachlässig um die offene Stirne; die Nase war sanft gebogen, die Lippen sprachen ein Lächeln, allein es war ein schwermüthiges; die Augen waren blau und mit einem unaussprechlich milden Ausdruck gen Himmel gerichtet, während die sanft bewölkte Stirne die feine Fühlbarkeit des Characters verrieth.

| Emilie wurde durch das Geräusch der Gartenthüre aus dem Nachdenken erweckt, worin die Betrachtung dieses Gemäldes sie versetzt hatte; sie sah ans Fenster und wurde Valancourt gewahr, der auf das Schloß zukam. Ihre Seele war durch die Ideen, welche

sie beschäftigt hatten, so sehr in Aufruhr gebracht, daß sie sich ausser Stande fühlte, ihn zu sehn, und erst einige Minuten in ihrem Zimmer zubringen musste, um sich wieder zu fassen.

Als sie zu ihm herunter kam, fiel ihr die merkliche Veränderung in seinem Gesicht und Wesen auf, die sie den Abend zuvor bey der Dämmerung und bey der Beschäftigung mit ihrem eignen Schmerz nicht bemerkt hatte. Allein Niedergeschlagenheit und Ermattung verschwanden auf einen Augenblick in dem Lächeln, welches sein Gesicht verklärte, als er sie wahrnahm. »Sie sehn«, sagte er, »daß ich mich der Erlaubniß, Ihnen Lebewohl zu sagen, bediene, die Sie mir gestern mit so viel Güte ertheilten.«

Emilie lächelte schwach und fragte ihn, um etwas zu reden, ob er sich lange in Gasconien aufgehalten hätte? »Nur wenige Tage«, erwiderte Valancourt und erröthete sanft; »meine Wanderschaft schien mir sehr langweilig, nachdem ich das Unglück gehabt hatte, mich von den Freunden zu trennen, die mir meine Reise zwischen den Pyrenäen so süß gemacht hatten.«

| Bey diesen Worten trat Emilien eine Thräne ins Auge; er bemerkte es, und um ihre Aufmerksamkeit von der Erinnerung abzuleiten, die sie hervorgelockt hatte, und seine Kopflosigkeit wieder gut zu machen, lenkte er das Gespräch auf andre Gegenstände – bewunderte die angenehme Lage des Schlosses und die schöne Aussicht. Emilie, der es sauer wurde, ein Gespräch zu führen, war froh, daß sich eine Gelegenheit fand, von gleichgültigen Dingen zu reden. Sie giengen die Terasse hinab, wo Valancourt über die Gegend am Flusse und die Aussicht auf die gegen über liegenden Ufer der Garonne in Entzücken gerieth.

Als er sich an die Mauer der Terasse lehnte und dem schnellen Strome der Garonne zusah, sagte er: »vor einigen Wochen war ich auch an der Quelle dieses edeln Flusses. Ich war damals noch nicht so glücklich Sie zu kennen, sonst würde ich mir Ihre Gegenwart gewünscht haben: denn die Scene schien ganz für Ihren Geschmack geschaffen. Der Fluß entspringt in der wildesten und erhabensten Gegend der Pyrenäen, die ich noch je gesehn habe.«

Er beschrieb darauf diesen Wasserfall zwischen den Gebürgen, wo er anschwellend von den Gewässern, welche die Schneeberge herabrinne, in das Thal Arran stürzte, zwischen dessen romantischen Anhöhen er hinschäumt und seinen Lauf nach Nordwesten verfolgt, bis er in den Plainen von Languedoc hervorgeht.

| Dann spült er die Mauern von Toulouse und gewinnt, nach Nordwesten sich hinwindend, ein milderer Ansehen, indem er in seinem Laufe nach dem biscayischen Meerbusen die grünen Fluren von Gasconien und Guyenne befruchtet.

Emilie und Valancourt sprachen von den Scenen durch welche sie zwischen den Pyrenäischen Alpen gekommen waren. Eine sanfte Zärtlichkeit bebte in seiner Stimme; oft sprach er mit allem Feuer des Genies, dann wieder schien er sich kaum bewußt, was er sagte, ohngeachtet er fortfuhr zu sprechen. Dieses Gespräch rief Emilien den Gedanken an ihren Vater lebhaft zurück, dessen Bild sie in jeder Landschaft sah, welche Valancourt beschrieb, dessen Bemerkungen in ihrem Gedächtnis wohnten, dessen Feuer noch immer in ihrem Herzen glühte. Ihr Schweigen erinnerte endlich Valancourt, wie nahe sein Gespräch den Anlaß ihres Schmerzes berührte, und er vertauschte es mit einem andern, das aber nicht viel weniger rührend für sie war. Wenn er die Größe des Ahornbaumes bewunderte, der seine breiten Zweige über die Terasse ausbreitete, und sie jetzt mit seinem Schatten deckte, so erinnerte sie sich, wie oft sie hier mit St. Aubert saß, und auch ihn diesen schönen Baum bewundern hörte.

»Dies war ein Lieblingsbaum meines Vaters«, sagte sie; »er pflegte hier in den schönen Sommerabenden mit seiner Familie zu sitzen.«

| Valancourt verstand ihre Gefühle und schwieg. Hätte sie ihre Augen von der Erde aufgehoben, so würde sie Thränen in den seinen gesehn haben. Er stand auf und lehnte sich an die Mauer, von wo er nach wenig Augenblicken in sichtlicher Bewegung wieder auf seinen Platz zurückkehrte. Emilie selbst fand ihre Kräfte so sehr erschöpft, daß sie vergebens versuchte, das Gespräch wieder anzuknüpfen. Valancourt setzte sich wieder zu ihr, allein er war still



und zitterte. Endlich sagte er mit stammelnder Stimme: »ich bin im Begriff diese schöne Gegend – und Sie – vielleicht auf immer zu verlassen! Diese Augenblicke werden nie wiederkehren; ich kann sie nicht ungenutzt lassen, so sehr ich auch zittre zu reden. Ich fürchte, Ihr zartes Gefühl zu beleidigen, wenn ich es wage Ihnen die Bewundrung zu erklären, die ich ewig fühlen muß – o daß es mir dereinst vergönnt seyn möchte, es Liebe zu nennen!«

Emilie war zu bewegt, um antworten zu können und Valancourt, der jetzt zu ihr aufzublicken wagte, sah ihr Gesicht sich verändern und glaubte sie einer Ohnmacht so nahe, dass er einen unwillkürlichen Versuch machte, sie zu unterstützen, welches Emilien zum Gefühl ihrer Lage und zur Anstrengung ihrer Kräfte wieder erweckte. Valancourt that nicht, als wenn er ihre Schwäche bemerkte, allein der Ton seiner Stimme verrieth die zärtlichste Liebe. »Ich will mich nicht erkühnen«, sagte er, »dies Gespräch jetzt weiter fortzusetzen, allein vielleicht erlauben Sie mir doch zu sagen, daß diese Augenblicke des Scheidens vieles von ihrer Bitterkeit verlieren würden, wenn ich mir mit der Hoffnung schmeicheln dürfte, daß diese Erklärung mich nicht für immer aus ihrer Gegenwart verbannt hat.« –

Emilie machte einen neuen Versuch, die Verwirrung ihrer Sinne zu überwinden. Sie fürchtete, der entschiedne Vorzug, den ihr Herz Valancourt gab, möchte sie verleiten, ihm Hoffnungen zu geben, für die ihre Bekanntschaft noch zu jung war. Denn, so liebenswürdige Eigenschaften sie auch in dieser kurzen Zeit bey ihm bemerkt, und so sehr auch die Meinung ihres Vaters diese bey ihr geheiligt hatte, glaubte sie doch im Ganzen noch nicht genug von seinem Werthe überzeugt zu seyn, um sich über einen Punkt zu entschließen, der so unendlich wichtig für das Glück ihres ganzen Lebens war. Doch war der Gedanke, Valancourt ganz zu entfernen, ihr so sehr schmerzhaft, daß sie es kaum ertragen konnte, dabey zu verweilen; und dies Bewußtseyn ihrer Partheilichkeit machte sie noch unschlüssiger und furchtsamer, eine Bewerbung anzunehmen, für die ihr eignes Herz zu lebhaft sprach. Ihr Vater hatte Valancourts

Familie, wenn auch nicht seine Umstände gekannt und ohne Tadel gefunden. Von den letztern hatte Valancourt selbst, so weit es die Delikatesse zuließ, ihr einen Wink gegeben, indem er sagte, daß er ihr wenig mehr anzubieten hätte, als ein Herz, das sie anbethete. Er hatte nur um entfernte | Hoffnung gefleht, und sie konnte sich nicht entschließen, sie ihm zu verbieten, ohngeachtet sie sich eben so wenig ihn aufzumuntern getraute. Endlich faßte sie Muth zu sagen, daß sie sich durch die gute Meinung eines Mannes, den ihr Vater geschätzt hätte, sehr geehrt finden müsse.

»So hielt er mich wirklich seiner Achtung werth?« sagte Valancourt mit einer von gewaltsamer Bewegung bebenden Stimme. »Aber«, fuhr er fort, »verzeihn Sie die Frage; ich weiß kaum was ich rede. Wenn ich hoffen dürfte, daß Sie mich dieser guten Meinung nicht unwerth hielten, wenn Sie mir nur erlauben wollten, Sie zuweilen zu sehn, so würde ich Sie mit etwas verminderter Unruhe verlassen.«

Emilie sagte nach einem kleinen Stillschweigen: »ich will aufrichtig gegen Sie seyn: denn ich weiß, dass Sie meine Lage fühlen und ihr etwas zu Gute halten werden. Sehn Sie diese Offenherzigkeit als einen Beweiß meiner Achtung an. Ob ich gleich hier in dem Hause lebe, das ehemals ach! meines Vaters war, lebe ich doch allein. Ich habe keinen Vater mehr – dessen Gegenwart Ihre Besuche gut heissen könnte; und Sie fühlen gewiß selbst, ohne dass ich weiter etwas sage, wie wenig schicklich es für mich seyn würde, sie jetzt anzunehmen.«

| »Ich darf es nicht läugnen«, erwiederte Valancourt – »aber«, setzte er traurig hinzu, »was soll mich für meine Aufrichtigkeit trösten? Ich quäle Sie, und würde gern das Gespräch abbrechen, wenn ich nur die Hoffnung mit mir nehmen dürfte, daß es mir einst erlaubt seyn wird, es zu erneuern, mich Ihrer Familie bekannt zu machen.«

Emilie war aufs neue verlegen, und aufs neue unschlüssig, was sie antworten sollte. Sie fühlte tief das Schwierige, das Traurige ihrer Lage, die keinen Verwandten, keinen Freund ließ, der sie in

dieser bedenklichen Lage mit Rath unterstützen könnte. Madame Cheron, die ihre einzige Verwandtin war, und billig diese Freundin hätte seyn sollen, war entweder so sehr mit ihrem eignen Vergnügen beschäftigt, oder so empfindlich über die Abneigung, die ihre Nichte gezeigt hatte, La Vallée zu verlassen, daß sie ihre Hand ganz von ihr abgezogen zu haben schien.

»Ach, ich sehe wohl«, sagte Valancourt nach einer langen Pause, während welcher Emilie einigemal zu sprechen angefangen und immer wieder abgebrochen hatte, »daß ich nichts zu hoffen habe. Meine Besorgniß war nur zu gegründet; Sie halten mich Ihrer Achtung unwerth. Diese unglückliche Reise! die ich als die seeligste Zeit meines Lebens betrachtete! diese entzückenden Tage sollten also mein ganzes übriges Leben verbittern! Wie oft habe ich zwischen Hoffnung und | Furcht auf sie zurückgesehn, doch konnte ich bis diesen Augenblick es nie über mich erhalten, ihren süßen Eindruck zu bereuen.«

Seine Stimme stockte, und er verließ schnell seinen Platz um auf die Terasse zu gehn. Ein Ausdruck von Verzweiflung lag auf seinem Gesicht, der Emilien tief rührte. Das Vorwort ihres Herzens überwältigte einigermassen ihre Furchtsamkeit, und als er sich wieder niedersetzte, sagte sie mit einer Stimme, welche die zärtlichen Regungen ihres Herzens verrieth. »Sie thun sich selbst und mir unrecht, wenn Sie mich unfähig glauben, Ihren Werth zu fühlen; ich will Ihnen gestehn, daß Sie längst meine Achtung besessen haben, und daß ich – «

Valancourt wartete ungeduldig auf den Schluß ihrer Rede, allein die Worte starben auf ihren Lippen – aus ihren Augen aber strahlten alle Regungen ihres Herzens wieder. Valancourt gieng in einem Augenblick von dem Unmuth der Verzweiflung zu allem Entzücken der Freude und Zärtlichkeit über. »O Emilie, meine Emilie!« rief er aus – »lehren Sie mich diesen Augenblick tragen – lassen Sie ihn mich als den heiligsten meines Lebens versiegeln!« –

Er drückte ihre Hand an seine Lippen – sie war kalt und zitternd – und als er zu ihr aufsaß, fand er ihr Gesicht von einer Todenblässe

überzogen. Thränen kamen ihr zu Hülfe, und Valancourt hieng voll ängstlicher Besorgniß über ihr. Nach wenig Augenblicken erholte sie sich wieder, und sagte mit einem matten Lächeln: »Können Sie mir diese Schwachheit verzeihen? Meine Lebensgeister haben sich noch immer nicht von dem letzten Stoße erholt.«

»Entschuldigen kann ich mich nicht«, sagte Valancourt, »allein ich will mich jetzt, da ich Sie mit der süßen Gewißheit, Ihre Achtung zu besitzen, verlassen darf, ein Gespräch zu erneuern enthalten, welches vielleicht beygetragen hat, Sie noch unruhiger zu machen.«

Dann aber, seinen Vorsatz vergessend, sprach er aufs neue von sich selbst. »Sie wissen nicht«, sagte er, »wie viele ängstliche Stunden ich in Ihrer Nähe zubrachte, wenn Sie vielleicht – wofern ein Gedanke von Ihnen mich aufzusuchen gewürdigt hat – mich weit entfernt glaubten. In den stillen Stunden der Nacht, wo kein Auge mich bemerken konnte, wandelte ich um Ihr Schloß. Es war mir süß, mich Ihnen so nahe zu wissen, und es lag ein eigner Zauber für mich in dem Gedanken, daß ich um Ihre Wohnung wachte: indeß sie schliefen. Diese Gegenden sind mir nicht ganz neu. Einmal wagte ich mich in die Verzäunung und brachte eine der glücklichsten und zugleich schwermüthigsten Stunden unter Ihrem Fenster zu.«

| Emilie fragte ihn, seit wie lange er schon in dieser Gegend gewesen wäre? »Seit einigen Tagen«, antwortete er. »Es war meine Absicht, mich der Erlaubniß, die Herr von St. Aubert mir ertheilt hatte, zu bedienen, allein ich weiß nicht, wie es kam; so sehlich ich es auch wünschte, verließ mich doch immer der Muth, wenn der Augenblick selbst erschien und ich verschob immer meinen Besuch von einer Zeit zur andern. Endlich quartierte ich mich in ein Dorf nicht weit von hier und streifte mit meinen Hunden in dieser reizenden Gegend umher, stets mit dem Wunsche, Sie unterwegs anzutreffen und doch nie kühn genug, Sie zu besuchen.«

Er sprach noch lange fort, ohne den Flug der Zeit zu bemerken, bis er sich endlich zu besinnen schien. »Ich muß gehen«, sagte er traurig, »allein ich gehe mit der Hoffnung, Sie wieder zu sehn –

mich Ihrer Familie vorstellen zu dürfen – lassen Sie mich diese Hoffnung aus Ihrem Munde bestätigt hören!«

»Meine Familie wird sich freuen, einen Freund meines verstorbenen Vaters zu sehen«, sagte Emilie. – Valancourt zögerte noch immer, unvermögend, sich von ihr zu reissen. Emilie saß schweigend, den Blick zur Erde gesenkt, da, und Valancourt, der sie mit unverwandten Augen ansah, konnte den Gedanken nicht los werden, daß es ihm bald nicht mehr möglich seyn würde, auch nur in sein Gedächtniß den getreuen Abdruck dieses schönen Gesichts zurückzurufen. In diesem Augenblick hörte Emilie schnelle Fußtritte hinter dem Ahornbaum heran rauschen; sie sah sich um, und erblickte Madame Cheron. Eine plötzliche Röthe schlich sich auf ihre Wangen und sie zitterte krampfhaft. – Doch stand sie sogleich auf, um ihren Besuch zu bewillkommen. »So Nichte«, sagte Madam Cheron, indem sie einen Blick voll Befremdung und forschender Neugier auf Valancourt warf – »So Nichte, wie geht es Ihnen? Allein ich darf wohl nicht fragen; denn ich lese in Ihrem Gesicht, dass Sie Ihren Verlust bereits wieder zu ersetzen gewußt haben.«

»So lügt mein Gesicht, Madame, mein Verlust kann nie wieder ersetzt werden!«

»Schon gut, schon gut; ich will nicht mit Ihnen streiten; ich sehe wohl, daß Sie ganz Ihres Vaters Character geerbt haben – allein wissen Sie, daß es weit besser für den armen Mann gewesen wäre, wenn er einen andern Character gehabt hätte.«

Ein Blick voll Würde und Unwillen, den Emilie auf Madame Cheron warf, würde jedes andre Herz gerührt haben. Sie gab ihrer Tante keine andre Antwort, sondern stellte ihr Valancourt vor; er konnte seinen Unmuth kaum unterdrücken, und Madame Cheron erwiderte seinen Gruß mit einer leichten Verbeugung und einem verächtlich forschenden Blick. Nach | wenig Augenblicken empfahl er sich Emilien auf eine Art, die sowohl seinen Schmerz, selbst von ihr zu gehn, als sie in der Gesellschaft der Madame Cheron zurückzulassen ausdrückte.

»Wer ist der junge Mann«, sagte ihre Tante mit einem Tone, der zugleich Neugier und Tadel verrieth. »Vermuthlich ein unnützer Anbeter von Ihnen; ich hätte Ihnen doch in der That mehr Gefühl von Schicklichkeit zugetraut, als in Ihrer jetzigen unbefreundeten Lage die Besuche eines jungen Mannes anzunehmen. Ich muß Ihnen sagen, daß die Welt diese Dinge bemerken und gewiß sehr frey darüber reden wird.«

Ueber diese Unart höchst aufgebracht, versuchte Emilie sie zu unterbrechen; allein Madame Cheron wollte durchaus mit aller Selbstwichtigkeit einer Person, der die Ausübung der Gewalt etwas neues ist, fortfahren.

»Es ist durchaus nothwendig, daß Sie unter die Aufsicht einer Person kommen, die besser im Stande ist, Sie zu führen, als Sie selbst. Ich habe in der That zu einem solchen Geschäfte nicht viel Zeit; allein da es einmal die letzte Bitte Ihres armen Vaters gewesen ist, auf Ihre Aufführung zu achten, so muß ich Sie wohl unter meine Aufsicht nehmen. Allein das muß ich Ihnen sagen, Nichte, wenn Sie sich nicht ganz meinem Willen gemäs betragen, so werde ich mich nicht länger um Sie bekümmern.«

| Emilie machte keinen Versuch, Madame Cheron zum zweitemale zu unterbrechen; Schmerz und Selbstgefühl ihrer Unschuld erhielten sie still bis ihre Tante sagte: »ich bin jetzt gekommen, um Sie nach Toulouse abzuholen; es thut mir leid, daß Ihr armer Vater nach alledem, in so schlechten Umständen gestorben ist: doch will ich Sie mit mir nach Hause nehmen. Der arme Mann! er war immer mehr freygebig als klug; sonst würde er seine Tochter nicht so abhängig von seinen Verwandten zurückgelassen haben.«

»Auch ist dies, hoffe ich, nicht ganz der Fall«, sagte Emilie kalt, »und eben so wenig war die edle Grosmuth, wodurch er sich immer auszeichnete, an der Zerrüttung seiner Finanzen Schuld. Ich hoffe, daß die Angelegenheiten des Herrn von Motteville noch immer ohne zu großen Schaden für seine Gläubiger in Ordnung gebracht werden können, und während dieser Zeit werde ich recht gerne zu La Vallée bleiben.«

»Ich zweifle nicht daran«, versetzte Madame Cheron mit spöttischem Lächeln, »und gewiß werde ich es zugeben, da ich sehe, wie nothwendig Sie Ruhe und Einsamkeit zur Wiederherstellung Ihrer Gemüthsruhe bedürfen. Ich hätte Sie nicht so vieler Verstellung fähig gehalten, Nichte. Als Sie diese Entschuldigung vorschützten, war ich treuherzig genug, sie für wahr zu halten, und hätte mir nicht träumen lassen, einen | so angenehmen Gesellschafter, als dieser Herr La Val – ich vergesse den Namen – bey Ihnen zu finden?«

Emilie konnte diese Unwürdigkeiten nicht länger ertragen. »Es war eine sehr gegründete Entschuldigung, Madame«, sagte sie, »und ich fühle jetzt in der That mehr als je, den Werth der Einsamkeit, nach der ich mich damals sehnte. Wenn die Absicht Ihres Besuchs wie es scheint, blos dahin gieng, das Leiden Ihrer armen, verwaisten Nichte durch Beleidigungen noch mehr zu schärfen, so erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, dass Sie vielleicht besser gethan hätten, sich ihn zu ersparen.«

»Ich sehe, daß ich ein sehr lästiges Geschäfte übernommen habe«, sagte Madame Cheron, hoch erröthend. – »Ich bin überzeugt, Madame«, sagte Emilie sanft, indem sie ihre Thränen zurückzuhalten suchte, »daß mein Vater es nicht dafür hielt. Es ist mein Trost, zu denken, daß mein Betragen unter seinen Augen stets so war, als er es gut hieß und äusserst kränkend müßte es für mich seyn, der Schwester eines solchen Vaters nicht zu gehorchen – ja wenn Sie glauben, daß dies Geschäft Ihnen würlklich so lästig seyn wird, so muß ich beklagen, daß es Ihnen anvertraut wurde.«

»Schon gut, Nichte. Schöne Worte machen es nicht aus. Indessen bin ich in Rücksicht meines armen | Bruders bereit, das Unschickliche Ihres Betragens diesmal zu übersehn, und zu versuchen, wie Sie sich künftig aufführen werden.«

Emilie unterbrach sie mit der Bitte, ihr zu sagen, was sie unter dieser Unschicklichkeit verstände.

»Was ich darunter verstehe! Ist es nicht die höchste Unschicklichkeit, Besuche von einem Liebhaber anzunehmen, den Ihre

Familie nicht kennt!« erwiderte Madame Cheron, ohne an die Unschicklichkeit zu denken, deren sie sich selbst schuldig machte, da sie ihre Nichte der Möglichkeit eines solchen Fehlers aussetzte.

Eine schwache Röthe überzog Emiliens Gesicht; Stolz und Betrübniß kämpften an ihrer Brust, und ehe sie sich besann, daß der Anschein ihrer Tante Argwohn einigermaßen rechtfertigte, konnte sie es nicht über sich erhalten, sich in die Vertheidigung eines Betragens einzulassen, das von ihrer Seite so unschuldig und absichtslos gewesen war. Sie erzählte nun, auf welche Art Valancourt mit ihrem Vater bekannt geworden wäre; den Umstand mit dem Flintenschuß und ihr Zusammenreisen nachher – so wie den bloßen Zufall, der ihn den Abend vorher zu ihr führte. Sie gestand, daß er seine Neigung für sie erklärt und um Erlaubniß gebeten hätte, sich an ihre Familie zu wenden.

| »Und sagen Sie mir doch, wer ist denn eigentlich dieser junge irrende Ritter, und was hat er für Anspruch?« – »Er muß sich hierüber selbst erklären«, sagte Emilie; »mein Vater kannte seine Familie und ich glaube, daß sie ohne Tadel ist.« Sie fuhr nun fort, alles zu sagen, was sie von ihm wußte.

»So so, es ist also ein jüngerer Bruder, wie es scheint«, rief ihre Tante, »und folglich ein Bettler. In der That eine schöne Geschichte! So hat also mein Bruder nach einer Bekanntschaft von wenig Tagen ein so wunderbares Gefallen an diesem jungen Menschen gefunden? – allein das sieht ihm ähnlich. In seiner Jugend fand er immer ein solches Gefallen und Misfallen, wo kein andrer Mensch einen Grund dazu sah; ja ich muß wirklich sagen, daß die Leute, die ihm nicht gefielen, mir oft gerade die angenehmsten waren: allein über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Er ließ sich immer so sehr von den Gesichtern der Leute einnehmen. Ich für meinen Theil habe keinen Begriff davon, und halte dies alles für lächerliche Grillen. Was hat doch wohl das Gesicht eines Mannes mit seinem Character zu schaffen? Kann ein Mann von gutem Character etwas dafür, wenn er ein unangenehmes Gesicht hat?« Madame Cheron sprach diese letzte Sentenz mit der entscheidenden Miene einer



Person aus, die sich selbst Glück wünscht, eine wichtige Entdeckung gemacht zu haben, und einen unwiderleglichen Machtspruch gethan zu haben glaubt.

| Emilie, die dem Gespräch ein Ende zu machen wünschte, fragte ihre Tante, ob sie nicht einige Erfrischungen zu sich nehmen wollte, und Madame Cheron begleitete sie ins Schloß ohne aber von einem Gegenstande abzubrechen, den sie mit so viel Wohlgefälligkeit gegen sich selbst, und mit so viel Strenge gegen ihre Nichte verhandelte.

»Er thut mir leid zu sehn, Nichte«, sagte sie auf eine Aeußerung Emiliens über Physiognomik, »daß Sie viele von Ihres Vaters Vorurtheilen angenommen haben, worunter auch diese plötzlichen Neigungen für Leute um ihres Gesichts willen gehören. Ich merke wohl, daß Sie sich einbilden, nach einer Bekanntschaft von wenig Tagen heftig verliebt in diesen jungen Ritter zu seyn. Es war auch etwas so allerliebste romanhaftes in der Art Ihrer Zusammenkunft.«

Emilie preßte die Thränen zurück, die in ihren Augen zitterten. »Wenn mein Betragen wirklich diese Strenge verdienen wird, Madame, so werden Sie wohl thun, sie mich empfinden zu lassen; bis dahin aber sollte doch wenigstens Gerechtigkeit, wenn nicht Zärtlichkeit, Sie zurückhalten. Ich habe Sie nie vorsätzlich beleidigt, und jetzt, da ich meine Eltern verlohren habe, sind Sie die einzige Person, von der ich Freundlichkeit und Güte erwarten kann. Lassen Sie mich nicht mehr als je den Verlust solcher Eltern beklagen.« Die letzten Worte wurden beynahe durch die | Heftigkeit ihrer Bewegungen erstickt, und sie brach in Thränen aus. Die Erinnerung an die Delikatesse und Zärtlichkeit, welche St. Aubert ihr immer bewieß; an die glücklichen Tage, welche sie hier zubrachte, drängte sich ihr auf, und wenn sie das raue, fühllose Betragen der Madame Cheron, die Demüthigungen, welche in Zukunft in dieser Gesellschaft auf sie warten mußten, damit verglich, so bemächtigte sich ihrer ein Grad von Schmerz, der beynahe an Verzweiflung gränzte. Madame Cheron, die sich mehr durch den Vorwurf, der in Emiliens Worten lag beleidigt, als durch ihren

Schmerz gerührt fühlte, sagte nichts um sie zu beruhigen; allein ohngeachtet sie sich stellte, als wäre es ihr nicht angenehm, ihre Nichte bey sich aufzunehmen, wünschte sie doch im Grunde nichts sehnlicher. Die Liebe zu herrschen war ihre Hauptleidenschaft, und sie wußte, wie sehr diese dadurch gekitzelt werden mußte, wenn sie eine junge Waise in ihr Haus nahm, die gegen ihre Machtsprüche nichts einwenden durfte, und an der sie ohne Zwang jede üble Laune des Augenblicks auslassen konnte.

Sobald sie das Schloß betraten, äusserte Madame Cheron den Wunsch, daß sie alles, was sie nach Toulouse mitzunehmen dächte, einpacken möchte, weil sie auf der Stelle abreisen wollte. Emilie suchte sie nun zu bereden, ihre Abreise wenigstens bis zum andern Tage zu verschieben, und es gelang ihr endlich mit vieler Mühe.

| Der Tag verstrich in Ausübung kleiner Tyranneien von Madame Cherons, und in trauriger Rückerinnrung und schwermüthigem Vorgefühl von Emiliens Seite. Sobald ihre Tante sich in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte, gieng sie, um noch einmal von allen andern Zimmern in dieser geliebten Heimath, die sie nun bald, auf wer weiß wie lange verlassen, und mit einer Welt, in der sie ganz fremd war, vertauschen sollte, Abschied zu nehmen. Sie konnte eine bange Ahndung, die sich ihr wiederholt aufdrängte, als würde sie La Vallée nie wieder sehn, nicht los werden. Nachdem sie lange Zeit in ihres Vaters Bibliothek verweilt, einige von seinen Lieblingsbüchern, um sie mit ihren Kleidern einzupacken, ausgesucht, und manche Thräne bey dem Abwischen des Staubes vergossen hatte, setzte sie sich in seinen Lehnstuhl vor den Schreibtisch, und blieb da, in traurigen Betrachtungen verlohren, bis Therese die Thüre aufmachte, um ihrer Gewohnheit nach, ehe sie zu Bette gieng, zu sehn, ob alles ruhig wäre. Sie fuhr zusammen, als sie ihre junge Herrschaft sah; Emilie aber ließ sie hereinkommen, und trug ihr auf, das Schloß zu ihrer Aufnahme stets bereit zu halten.

»Ach, warum müssen Sie es doch je verlassen! Nach meinem dummen Verstand zu urtheilen, würden Sie es hier besser haben, als wo Sie hingehn.« Emilie antwortete nichts auf diese Bemerkung:

die Betrübniß, welche Therese über ihre Abreise äusserte, rührte | sie; allein sie fand einigen Trost in der einfachen Anhänglichkeit dieser treuen Alten, und trug ihr auf, sich während ihrer Abwesenheit nichts zu versagen, was ihr zur Bequemlichkeit oder Erleichterung gereichen könnte.

Nachdem sie Theresen zu Bette geschickt hatte, durchwanderte Emilie noch jedes einsame Zimmer des Schlosses. Am längsten verweilte sie in ihres Vaters ehemaligem Schlafzimmer von schwermüthigen, wiewohl nicht unangenehmen, Empfindungen durchdrungen. Zu wiederholtenmalen kehrte sie an der Thüre wieder zurück, um noch einen Blick auf das Zimmer zu werfen, bis sie sich endlich in das ihrige begab. Sie sah aus ihrem Fenster in den Garten herunter, auf welchen der hinter den Spitzen der Palm-bäume hervorgehende Mond ein schwaches Licht warf. Die ruhige Schönheit der Nacht erhöhte das Verlangen in ihr, sich noch einmal die wehmüthig süße Befriedigung zu verschaffen, den geliebten Schatten ihrer Kindheit Lebewohl zu sagen. Sie warf einen leichten Schleyer über, und gieng stillschweigend in den Garten hinab, wo sie, froh noch einmal die Luft der Freyheit zu athmen, und unbenutzt seufzen zu können, nach dem fernen Lustwäldchen eilte. Die tiefe Ruhe der Gegend, der süße Wohlgeruch, der auf dem Lüftchen schwebte, die Größe des weiten Horizonts und des klaren blauen Himmels sänftigte den Sturm ihrer Seele und erhub sie allmählig zu der erhabnen Beschauung, welche die Uebel dieser Welt unsern Augen so klein und unbedeutend macht, daß wir | uns wundern, wie sie uns nur einen Augenblick beunruhigen konnten. Emilie vergaß Madame Cheron und alle ihre Mishandlungen, während ihre Gedanken zu der Betrachtung dieser zahllosen Welten aufstiegen, die in den Tiefen des Aethers zerstreut, zu tausenden vielleicht dem menschlichen Auge verborgen und beynahe über den Flug der menschlichen Phantasie hinaus liegen. So wie ihre Einbildungskraft durch die Regionen des Raums schwebte, und hinaufstrebte zu der ersten großen Urkraft, welche alle Wesen durchdringt und regiert, war die Idee ihres Vaters ihr unablässig gegenwärtig – allein es

war eine süße Idee, denn in aller Zuversicht eines reinen heiligen Glaubens gab sie ihn Gott hin. Sie verfolgte ihren Weg durch das Wäldchen nach der Terasse – oft aber stand sie tiefsinnig still, wenn das Gedächtniß die Qualen der leidenden Liebe erweckte und sie im Geiste die Abgeschiedenheit sah, der sie entgegen zu gehn im Begriff stand.

Jetzt stand der Mond hoch über den Wäldern, färbte ihre Spitzen mit bleichem Lichte und schoß zwischen dem Laube lange Strahlen hin, während unten auf der rauschenden Garonne der zitternde Glanz vom zartesten Nebel schwach verhüllt ward. Emilie betrachtete lange den spielenden Schimmer, hörte dem sanftem Gemurmel des Stroms und dem noch leisern Wehen des Lüftchens zu, das von Zeit zu Zeit zwischen den hohen Palmbäumen säuselte. »Wie entzückend ist der süße Duft dieser Wälder«, rief sie, »wie lieblich die | Gegend! Ach! wie oft werde ich mich ihrer erinnern und sie beseufzen, wenn ich weit entfernt bin! Was wird sich nicht vielleicht alles mit mir zutragen, bis ich sie wieder sehe! O friedliche, beglückende Schatten! Szenen meiner kindischen Freuden, der väterlichen Zärtlichkeit, die nun auf ewig dahin ist! warum muß ich euch verlassen! In eurer Einsamkeit würde ich noch immer Sicherheit und Ruhe finden. Süße Stunden meiner Kindheit – ich stehe jetzt im Begriff selbst von euren letzten Denkmälern zu scheiden. Keine Gegenstände, die euer Bild wieder auffrischen könnten, werden mir übrig bleiben!«

Sie trocknete ihre Thränen und blickte aufwärts; ihre Gedanken stiegen wiederum zu dem erhabnen Gegenstande, den sie zuvor betrachtet hatte, empor; göttliche Ruhe schlich sich wieder in ihr Herz, stillte sein Klopfen und begeisterte sie aufs neue mit Hoffnung, mit Zuversicht und Ergebung in den Willen der Gottheit, deren Werke ihre Seele mit Anbetung erfüllten.

Emilie sah lange den Ahornbaum an, und setzte sich dann zum letztenmal auf die Bank unter seinen Schatten, wo sie so oft mit ihren Eltern und noch vor wenig Stunden mit Valancourt gesessen hatte. Bey der Erinnerung an ihn stieg ein gemischtes Gefühl von

Achtung, Zärtlichkeit und banger Furcht in ihrer Seele auf. Sie erinnerte sich an sein letztes Geständniß, daß er oft in der Nacht in der Nähe ihrer Wohnung | umher gewandert und sogar sich in die Gränze des Gartens gewagt hatte, und plötzlich fiel ihr der Gedanke ein, daß er vielleicht gerade in diesem Augenblick hier umherirrte. Scheue Besorgnis, ihn zu treffen, und sich vielleicht dem gegründeten Tadel ihrer Tante auszusetzen, wenn sie erführe, daß sie in einer so nächtlichen Stunde ihren Liebhaber hier gesprochen hätte, trieb sie sogleich von ihrem geliebten Ahornbaume weg, nach dem Schlosse. Sie warf einen ängstlichen Blick umher, und stand oft einen Augenblick still um die schattigte Gegend zu untersuchen, ehe sie weiter zu gehen wagte – allein sie bemerkte kein lebendiges Wesen, bis sie bey einigen Mandelbäumen, die nicht weit vom Hause in dichten Haufen standen, verweilte, um noch einen Scheideblick auf den Garten zu werfen, und noch einmal ein Lebewohl zu seufzen. Als ihre Augen über die Landschaft hinirrten, glaubte sie jemand aus dem Wäldchen hervorkommen, und langsam eine vom Monde beleuchtete Allee hinauf gehn zu sehn – allein die Entfernung und das unvollkommne Licht ließ sie nicht mit Gewißheit unterscheiden, ob diese Erscheinung Phantasie oder Wirklichkeit war. Sie blieb noch ein Weilchen stehen, bis sie in der Todenstille der Luft ein plötzliches Geräusch hörte, und gleich darauf Fußtritte nicht weit von sich zu unterscheiden glaubte. Sie hielt sich keinen Augenblick länger mit Vermuthungen auf, sondern eilte ins Schloß, wo sie aus ihrem Kammerfenster noch einmal in den Garten sah; als sie das Fenster zumachte, glaubte sie deutlich eine Gestalt zu | sehn, die zwischen den Mandelbäumen hinschlich, die sie eben verlassen hatte. Sie zog sich sogleich vom Fenster zurück, und suchte, so aufgeregt auch ihre Lebensgeister waren, im Schlummer die Erquickung einer kurzen Vergessenheit.

## Elftes Kapitel

Der Wagen, der Madame Cheron und Emilien nach Toulouse bringen sollte, erschien in aller Frühe vor der Thüre des Schlosses, und Emilie fand ihre Tante bereits im Frühstückszimmer. Sie war still und traurig, und Madame Cheron, deren Eitelkeit durch das niedergeschlagene Wesen ihrer Nichte beleidigt wurde, machte ihr mit einer Art, welche nicht dienen konnte, sie zu erheitern, Vorwürfe darüber. Mit vieler Schwierigkeit wurde Emilien's Bitte, den kleinen Hund, ihres Vaters ehemaligen Liebling, mitnehmen zu dürfen, zugestanden. Ihre Tante, voll Ungeduld fortzukommen, ließ den Wagen vorfahren, und Emilie konnte im Vorbeigehn nur noch einen letzten Scheideblick in die Bibliothek und auf den Garten werfen. Die alte Therese stand an der Thüre, um von ihrem jungen Fräulein Abschied zu nehmen. »Gott erhalte Sie«, rief sie ihr zu, während Emilie ihr die Hand drückte und nur mit einem erzwungenen Lächeln antworten konnte.

| Vor dem Thore, das aufs Feld gieng, hatten sich verschiedene von ihres Vaters Armen versamlet, um ihr Lebewohl zu sagen. Sie würde gern noch mit ihnen gesprochen haben, wenn ihre Tante dem Kutscher erlaubt hätte, still zu halten; so aber begnügte sie sich, beynahe alles Geld, was sie bey sich hatte, unter sie auszutheilen, und sank dann, sich ganz ihrer stummen Schwermuth hingebend, in den Wagen zurück. Nicht lange darauf fiel ihr zwischen den steilen Ufern des Wegs, das Schloß noch einmal ins Gesicht, zwischen den hohen Bäumen hervorragend, von Rasenhügeln und dichtbelaubten Wäldchen umgeben; unter deren Schatten die Garonne sich hinwand, oft zwischen den Weinbergen verloren und dann wieder in größerer Pracht zwischen den fernen Wiesen hervorgehend. Die sich thürmenden Spitzen der Pyrenäen, die südwärts emporstiegen, erweckten in Emilien tausend interessante Erinnerungen von ihrer letzten Reise, allein die Gegenstände, welche vormals ihre enthusiastische Bewunderung erregten, brachten jetzt nur Traurigkeit und Wehmuth in ihr hervor. Sie staunte das

Schloß und die liebliche Gegend an, bis die Ufer ihr aufs neue die Aussicht verschlossen, und ihre Seele wurde von traurigen Vorstellungen zu sehr eingenommen, als daß sie auf die Unterhaltung der Madame Cheron von unwichtigen Gegenständen hätte achten können, so daß sie bald in tiefem Stillschweigen dahin fuhren.

| Valancourt war indessen, das Herz mit Emiliens Bilde erfüllt, nach Estuviere zurückgekehrt. Oft gab er sich Träumen künftiger Glückseligkeit hin, öfter aber peinigte ihn die Besorgniß, bey Emiliens Familie Widerspruch zu finden. Er war der jüngere Sohn aus einer alten Familie in Gasconien; und da er früh seine Eltern verloren hatte, war die Sorge seiner Erziehung und die Verwaltung seines kleinen Erbtheils, seinem Bruder, dem Grafen Düvarney, der beynahe um zwanzig Jahre älter war, anheim gefallen. Valancourt war in allen Kenntnissen seines Zeitalters unterrichtet worden, und sein feuriger Geist, mit angeborner Seelengröße verbunden, zeichnete ihn vorzüglich in den körperlichen Uebungen, die man damals für ritterlich hielt, aus. Sein kleines Vermögen hatte durch die nothwendigen Ausgaben zu seiner Erziehung sehr gelitten, allein La Valancourt der ältere schien zu glauben, daß Genie und Talente den Mangel zeitlicher Güter bey ihm ersetzen würden. Sie schmeichelten sich mit der Hoffnung, ihn bey dem Militair, beynahe der einzige Stand, den damals ein Edelmann, ohne sich zu beschimpfen, wählen konnte, vortheilhaft unterzubringen und er wurde bey der Armee enrollirt. Allein sein Bruder verstand sich wenig auf seinen eigentlichen Character. Dies Feuer für alles was gut und groß in der moralischen Welt sowohl, als in der physischen ist, verrieth sich schon in seinen Kinderjahren, und der starke Unwillen, den er bey schlechten oder niedrigen Handlungen empfand und äusserte, zog ihm | oft Vorwürfe seines Lehrers zu, der ihm diese wilden Ausbrüche eines heftigen Temperaments, wie er es hieß, verwies; der aber selbst, wenn er über die Tugenden der Sanftmuth und Mäßigung sprach, die Sanftmuth und das Mitleidsgefühl zu vergessen schien, die sein Mündel stets gegen Unglückliche zeigte.

Er hatte eben Urlaub von seinem Regiment erhalten, als er die

Reise in die Pyrenäen machte, der er seine Bekanntschaft mit St. Aubert verdankte; und da dieser Urlaub beinahe verlaufen war, lag es ihm um so mehr am Herzen, sich Emiliens Familie zu erklären; er hatte alle Ursache Widerspruch zu befürchten; denn wenn auch sein Vermögen mit einem mäßigen Zuschuß von dem ihrigen hinreichte, sie zu unterhalten, so war es doch bei weitem nicht groß genug, um Pläne der Eitelkeit oder des Ehrgeizes auszuführen. Valancourt war vom letzten nicht ganz frey, allein er sah goldne Berge bei der Armee vor sich, und glaubte, daß er indessen mit Emilien sehr glücklich mit seinem kleinen Einkommen leben könnte. Er dachte jetzt einzig darauf, sich ihrer Familie bekannt zu machen, und hoffte von Emilien, deren schnelle Abreise von La Vallée er nicht wußte, eine Adresse zu diesem Zweck zu erhalten.

Indessen setzten die Reisenden ihre Reise fort; Emilie versuchte oft, frölich zu scheinen, und fiel nur zu oft in Schweigen und Niedergeschlagenheit zurück.

| Madame Cheron, die ihre Schwermuth einzig auf Rechnung der Trennung von ihrem Liebhaber setzte, und die Betrübniß, welche Emilie noch immer über St. Auberts Verlust blicken ließ, mehr für Affektation als für wahres Gefühl hielt, suchte es lächerlich zu machen, daß man einen so tiefen Schmerz noch so lange nach der ihm gewöhnlich zugestandnen Zeit fühlen könnte.

Diese unangenehmen Vorlesungen wurden endlich durch die Ankunft der Reisenden zu Toulouse unterbrochen. Emilie, die seit vielen Jahren nicht dort gewesen war, und sich des Ortes nur dunkel erinnerte, erstaunte über die Pracht, welche in ihrer Tante Hause herrschte; und vielleicht um so mehr, da sie so ganz gegen die bescheidne Eleganz abstach, an die sie gewöhnt war. Sie folgte Madame Cheron durch einen großen Saal, wo verschiedene Bedienten in reichen Livreen prangten, in ein Prunkzimmer, das mit mehr Pracht als Geschmack ausstaffirt war. Ihre Tante, die sehr über Ermüdung klagte, befahl das Abendessen sogleich anzurichten. »Ich bin herzlich froh«, sagte sie und warf sich auf einen Sopha hin, »wieder in meinem eignen Hause zu seyn und meine eignen



Leute um mich zu haben. Ich verabscheue das Reisen, ob ich es gleich eigentlich lieben sollte, denn was ich auswärts sehe, macht mir mein eignes Schloß nur doppelt angenehm. Warum sind Sie so still, Kind? Was fehlt Ihnen denn jetzt?«

| Emilie unterdrückte eine Thräne, die ihr ins Auge stieg, und suchte den Ausdruck eines gepreßten Herzens hinweg zu lächeln: sie dachte an ihre Heimat, und fühlte den Hochmuth und die pralerische Eitelkeit der Madame Cheron zu sehr. Kann dies wirklich meines Vaters Schwester seyn? sagte sie zu sich selbst, und die Ueberzeugung, daß sie es wirklich war, erwärmte ihr Herz mit etwas freundlichem Gefühlen, – sie wünschte nun, den harten Eindruck, den ihrer Tante Charakter auf ihr Gemüth gemacht hatte zu mildern, und sich gefällig und bereitwillig gegen sie zu zeigen. Es mislang ihr nicht ganz, sie hörte mit anscheinendem Wohlgefallen zu, wie Madame Cheron sich über die Pracht ihres Hauses ausließ, von den vielen Gesellschaften, die sie hielte und von dem, was sie aus Emilien zu machen dächte, sprach. Emiliens Furchtsamkeit hatte das Ansehn einer Zurückhaltung, die ihre Tante für Stolz und Unwissenheit zugleich hielt, und ihr Vorwürfe darüber machte. Sie hatte keinen Begriff von den Gefühlen einer Seele, die ihren eignen Kräften zu trauen fürchtet, die nach ihrer eignen scharfen Urtheilskraft auf eine noch schärfere bey andern schließt, und um sich nicht ihrem Tadel auszusetzen in der Verborgenheit des Stillschweigens Zuflucht sucht. Emilie war oft über das dreiste Betragen, das sie an andern hatte bewundern sehn und über das glänzende Nichts, dem sie Beyfall zollen hörte, erröthet; allein dieser Beyfall, weit entfernt, sie zur Nachahmung des Betragens, dem er ertheilt wurde, zu reizen, | machte vielmehr, daß sie sich in die Zurückhaltung einhüllte, die sie vor solchen Thorheiten schützen konnte.

Madame Cheron betrachtete die Furchtsamkeit ihrer Nichte beynahe mit Verachtung und suchte mehr, sie durch Vorwürfe niederzudrücken, als ihr durch sanftes Entgegenkommen Muth zu machen.

Das Auftragen des Abendessens unterbrach einigermaßen das

wohlgefällige Gespräch der Madame Cheron und die peinlichen Betrachtungen, welche sich Emilien dabey aufdrangen. Nachdem die Mahlzeit, die durch die Aufwartung einer großen Menge von Bedienten, und durch einen Ueberfluß von Gerichten, ein prunkhaftes Ansehn gewann, vorüber war; begab Madame Cheron sich in ihr Schlafzimmer und ein Mädchen erschien, um Emilien in das ihrige zu führen. Nachdem sie eine große Treppe hinaufgestiegen und verschiedene Gänge passirt waren, kamen sie an eine Hintertreppe, die nach einem entlegenen Theile des Schlosses führte, und hier öffnete der Bediente die Thüre eines kleinen Zimmers, das wie er sagte, für Fräulein Emilien bestimmt wäre, die nun endlich, da sie sich wieder allein sah, den Thränen, die sie so lange zu unterdrücken sich bemüht hatte, freyen Lauf ließ.

Wer aus Erfahrung weiß, wie sehr sich das Herz selbst an leblose Gegenstände hängen kann, an die es lange gewöhnt war; wie ungerne es sie von sich läßt, | wie es mit den Gefühlen eines alten Freundes sie nach kurzer Abwesenheit wieder findet, wird Emiliens Gefühle verstehn, als sie sich, aus der einzigen Heimath, die sie von Kindheit auf gekannt hatte, verbannt, und in eine Welt und unter Menschen geworfen fühlte, die ihr nicht nur der Neuheit wegen, sondern aus mehrern Gründen zuwider waren. Ihres Vaters Schooshündchen, der jezt bey ihr im Zimmer war, däuchte sie ein Freund zu seyn, und als das Thier um sie herum schwänzelte als sie weinte, und ihr die Hände leckte, sagte sie: armer Manchon, ich habe jezt niemand mehr, der mich lieb hat, als dich. Ihre Thränen flossen reichlicher. Bald aber fielen ihres Vaters Ermahnungen ihr ein; sie erinnerte sich, wie oft er sie getadelt hatte, daß sie einem fruchtlosen Grame nachhienge, wie oft er sie auf die Nothwendigkeit der Stärke und Geduld aufmerksam gemacht, und ihr gesagt hatte, daß Uebung die Kräfte der Seele stärkt, bis sie endlich den Kummer entnerven und gänzlich besiegen. Diese Erinnerungen trockneten ihre Thränen, sämftigten allmählig ihre Lebensgeister und befeuerten sie mit einem süßen Eifer, Vorschriften auszuüben, die ihr Vater ihr so oft eingepägt hatte.

## Zwölftes Kapitel

Madame Chérons Haus lag nicht weit von der Stadt Toulouse entfernt, und war von großen Gärten umgeben, in welchen Emilie, die früh aufgestanden war, vor dem Frühstück spazieren gieng. Von einer Terasse, die auf der höchsten Gegend des Gartens hinlief, hatte man eine weite Aussicht auf Languedoc. Im fernen Horizont nach Süden hin entdeckte sie die wilden Spitzen der Pyrenäen und ihre Phantasie mahlte ihr sogleich die grünen Fluren Gasconiens zu ihren Füßen. Ihr Herz bezeichnete ihr ihre friedliche Heimath – die Nachbarschaft, wo Valancourt war – wo St. Aubert gewesen war, und ihre Einbildungskraft, die den Schleier der Entfernung durchdrang, zauberte diese Heimath in all ihrer interessanten, romantischen Schönheit vor ihre Augen. Sie empfand ein unaussprechliches Vergnügen zu glauben, daß sie diese Gegend wirklich sähe, wiewohl sie in der That, ausser der zurückweichenden Kette der Pyrenäen, keine Spur davon wahrnehmen konnte. Unachtsam auf die Scene, | die unmittelbar vor ihr lag, und auf den Flug der Zeit blieb sie gelehnt an das Fenster eines Pavillons, der die Terasse schloß, stehen, die Augen starr auf Gasconien geheftet, und die Seele voll von den interessanten Vorstellungen, welche der Anblick in ihr erweckte, bis ein Bedienter kam, um sie zum Frühstück zu rufen. Sie sah sich nun plötzlich wieder aus den Träumen der Phantasie in die Wirklichkeit der Gegenwart versetzt, und die schnurgeraden Gänge, die viereckigten Blumenbeete, und Springbrunnen des Gartens mußten nothwendig einen doppelt widrigen Eindruck auf sie machen, da sie den ungekünstelten Reizen und natürlichen Schönheiten der Gegend um La Vallée entgegen standen, womit ihre Erinnerung sich so innigst beschäftigt hatte.

»Wo sind Sie denn so frühe herumgelaufen?« sagte Madame Cheron, als ihre Nichte ins Zimmer trat. »Ich liebe diese einsamen Spatziergänge nicht.« Es befremdete Emilien sehr, daß die Gärten – denn sie sagte ihrer Tante, daß sie nicht weiter gewesen wäre – mit in dem Verboth begriffen schienen. »Ich wünschte, daß Sie nicht

wieder so früh ohne Begleitung ausgehen möchten«, sagte Madame Cheron. »Meine Gärten sind sehr groß, und man darf einem jungen Mädgen, das zu La Vallée Bestellungen im Mondenschein machen konnte, auch an andern Orten nicht allzu viel trauen.«

| Emilie, äusserst befremdet und beleidigt, vermochte kaum, sich eine Erklärung dieser Worte auszubitten, und als sie es endlich that, weigerte sich ihre Tante durchaus, sie zu geben, ob sie gleich durch strenge Blicke und halbabgebrochne Worte Emilien zu verstehn zu geben suchte, daß sie recht gut um gewisse, von ihr begangne Fehlritte wisse. Das Selbstbewußtseyn der Unschuld konnte nicht verhindern, daß eine Röthe sich auf Emiliens Wange schlich; sie zitterte und blickte verwirrt zu dem kühnen Auge der Madame Cheron auf, die ebenfalls erröthete: allein es war das Erröthen des Triumphs, das zuweilen das Gesicht einer Person befleckt, die sich zu dem Scharfsinn Glück wünscht, welcher sie einen andern beargwohnen lehrt, und die in der Befriedigung ihrer eignen Eitelkeit sowohl das Mitleid mit dem vermeinten Verbrecher, als den Unwillen über seine Schuld vergißt.

Emilie, die nicht zweifeln konnte, daß ihrer Tante Irrthum davon herrühre, daß sie an dem Abend vor ihrer Abreise von La Vallée ihren nächtlichen Spatziergang bemerkt hätte, erzählte mit aller Unbefangenheit der Unschuld die Veranlassung dazu. Madame Cheron lächelte verächtlich, weil es ihr entweder nicht beliebte, diese Erklärung für gültig anzunehmen, oder weil sie ihre Einwendungen dagegen nicht sagen mochte – und nicht lange darauf schloß sie das Kapitel mit den Worten: »ich baue niemals auf die Worte der Leute, sondern beurtheile sie nach ihren Handlungen, doch bin | ich nicht abgeneigt zu versuchen, wie Ihre Aufführung in Zukunft seyn wird.«

Emilie, die weniger über ihrer Tante Mäßigung und geheimnißvolles Schweigen, als über die Anklage, die sie vernehmen mußte, erstaunte, dachte tief darüber nach, und zweifelte nunmehr kaum, daß die Person, welche sie des Nachts in den Gärten zu La Vallée gesehn hatte, Valancourt gewesen sehn müsse, und daß Madame Cheron ihn dort bemerkt hätte. Diese schien ein peinliches

Gespräch nur zu verlassen, um zu einem andern überzugehn; sie kam auf die Angelegenheiten ihrer Nichte, und auf ihr Vermögen, das sich in des Herrn Motteville Händen befand. Indem sie so mit prahlerischem Mitleid von Emiliens Unglück sprach, ermangelte sie nicht, sich über die Pflichten der Demuth und Dankbarkeit auszubreiten, und es Emilien recht deutlich fühlbar zu machen, daß sie nicht blos von ihrer Tante, sondern auch von ihrer Tante Gesinde als eine Abhängige betrachtet wurde.

Sie hörte nun, daß eine große Gesellschaft zu Tisch erwartet würde; Madame Cheron wiederholte bey dieser Gelegenheit den Unterricht vom vorigen Abend wegen ihres Betragens in Gesellschaft, und Emilie wünschte, daß sie Muth genug haben möchte, ihn zu befolgen. Ihre Tante schritt darauf zu einer Musterung ihres einfachen Anzugs und setzte hinzu, daß sie erwartete, sie lebhaft und geschmackvoll gekleidet zu sehn.

| Dann ließ sie sich herab, ihr die Herrlichkeiten ihres Schlosses zu zeigen; und sie auf die besondere Schönheit und Eleganz aufmerksam zu machen, welche ihrer Meinung nach, jede ihrer zahlreichen Reihen von Zimmern auszeichnete. Endlich zog sie sich zu ihrer Toilette, dem Throne ihrer Huldigung zurück, und Emilie gieng in ihr Zimmer, um ihre Bücher auszupacken, und zu versuchen, ob sie sich bis zur Stunde des Ankleidens durch Lesen erheitern könnte.

Mit einer Furchtsamkeit, die sie trotz alles Bemühens nicht überwinden konnte, und die durch das Bewußtseyn, von Madame Cheron scharf beobachtet zu werden, vermehrt wurde, trat Emilie in den Saal. Ihre Trauerkleidung, die sanfte Niedergeschlagenheit ihres Gesichts und die zurückhaltende Bescheidenheit ihres Betragens machten sie für viele in der Gesellschaft zu einem sehr interessanten Gegenstand. Sie erkannte unter ihnen den Signor Montoni und seinen Freund Cavigni – die sie das letztemal bey Quesnels gesehen hatte; sie schienen mit der Vertraulichkeit alter Bekannten mit Madame Cheron zu sprechen, die ihnen mit besonderm Wohlgefallen zuhörte.

Dieser Signor Montoni hatte in seinem Wesen eine gewisse Superiorität, etwas Beseeltes und Geistvolles, das jedem, der sich ihm nahte, eine gewisse Achtung abzuwingen schien. Seine Züge verriethen unverkennbar einen schnellen Scharfblick, allein er hatte sie, so wie die Gelegenheit es forderte, unbedingt in seiner Gewalt, und man hätte an diesem Tage mehr als einmal den Triumph der Kunst über die Natur darauf entdecken können. Sein Gesicht war lang und etwas schmal, doch wurde er für schön gehalten und vielleicht verdankte er dies dem Geiste und der Seelenstärke, die aus seinen Zügen hervorleuchtete. Emilie fühlte Bewunderung, aber nicht die Bewunderung, die zur Achtung führt: die ihrige war mit einer gewissen Furcht vermischt, die sie sich selbst nicht zu erklären wußte.

Cavigni war munter und einschmeichelnd wie ehemals, und ohngeachtet er seine Aufmerksamkeit beynahe einzig der Madame Cheron widmete, fand er doch zuweilen Gelegenheit, mit Emilien zu sprechen. Anfangs ließ er nur seinen Witz bey ihr spielen, bald aber mischte er eine gewisse Zärtlichkeit ein, die sie bemerkte und davor erschrak. So wenig sie auch antwortete, machte doch ihr sanftes Wesen ihm Muth zu reden, und sie fühlte sich erleichtert, als ein junges Mädchen in der Gesellschaft, das unaufhörlich sprach, seine Aufmerksamkeit an sich riß. Diese Dame, die alle Lebhaftigkeit einer Französin mit aller französischen Coquetterie vereinigte, gab sich das Ansehn, jeden Gegenstand des Gesprächs zu verstehn, oder glaubte vielmehr wirklich, da sie nie über die Gränzen ihrer eignen Unwissenheit hinaus geblickt hatte, daß ihr nichts zu lernen mehr übrig sey. Sie zog die Aufmerksamkeit aller auf sich, amüsirte einige, erregte Ekel bey andern, und wurde dann vergessen.

| Der Tag verstrich, ohne daß irgend etwas wichtiges vorfiel, und wiewohl es Emilien unterhalten hatte, die verschiedenen Characteres, die sie vor sich sah, zu beobachten, war sie doch froh, sich zu den Betrachtungen zurückziehn zu können, die sie als Pflichten anzusehn gelernt hatte.

Vierzehn Tage verstrichen in einem Kreis von Zerstreuung und Gesellschaft, und Emilie, die Madame Cheron auf allen Besuchen begleitete, fand oft Unterhaltung, öfter aber Langeweile. Anfangs fiel es ihr auf, bey den Gesprächen, die sie mit anhörte, soviel Kenntnisse und Talente zu bemerken, und es dauerte lange, ehe sie einsah, daß diese Talente meistens nur Blendwerk und die Kenntnisse nur gerade so viel waren, als erfordert wurde, die Täuschung zu unterhalten. Am meisten aber hintergieng sie die Miene steter Fröhlichkeit und guter Laune, welche jeder Gast verrieth und deren Quelle sie in eben so beständiger Heiterkeit und eben so bereitwilligem Wohlwollen suchte. Endlich aber sah sie aus der Uebertreibung einiger, die weniger geschickt waren, daß zwar Heiterkeit und Wohlwollen die einzigen wahren Quellen der Freude sind, daß aber die übermäßige und fieberhafte Munterkeit, die gewöhnlich in großen Gesellschaften zur Schau getragen wird, theils aus einer Unempfindlichkeit gegen die Sorgen, welche das wohlwollende Herz oft bey den Leiden andrer empfindet, und theils aus dem Verlangen entsteht, sich den Schein der Zufriedenheit mit seiner Lage und | des Wohlstands zu geben, der dem Besitzer Aufmerksamkeit und Unterwürfigkeit von andern zu verschaffen pflegt.

Emilie verlebte die angenehmsten Stunden in dem Pavillon auf der Terasse, wohin sie sich, so oft sie unbemerkt fortschleichen konnte, mit einem Buche oder ihrer Laute begab, um ihre Melancholie zu besiegen, oder ihr nachzuhängen. Wenn sie so da saß, die Augen starr auf die fernen Pyrenäen und ihre Gedanken auf Valancourt und auf die geliebten Gegenden von Gasconien gerichtet, spielte sie oft die süßen, schwermüthigen Gesänge ihrer Provinz, die Volkslieder, die sie seit ihrer frühesten Kindheit gehört hatte.

Eines Abends, nachdem sie sich davon losgemacht hatte, ihre Tante in Gesellschaft zu begleiten, begab sie sich auch mit ihren Büchern und ihrer Laute nach dem Pavillon. Es war der milde, schöne Abend eines schwülen Tags, und die Fenster, die nach Westen giengen, öffneten dem Auge alle Pracht der untergehenden Sonne. Ihre Strahlen beleuchteten mit starkem Glanz die Klip-

pen der Pyrenäen und färbten ihre beschneiten Spitzen mit einem Rosenhauch, der noch darauf haftete, als schon längst die Sonne unter den Horizont gesunken war und die Schatten der Dämmerung sich über die Landschaft verbreitet hatten. Emilie spielte ihre Laute mit dem feinen schwärmerischen Ausdruck, der aus ihrem Herzen kam. Die stille Stunde und Gegend, | das Abendlicht auf der Garonne, die nicht fern von ihnen sich ergoß, und deren Wellen sie oft mit einem Seufzer nach La Vallée hinfließen sah; diese vereinten Umstände stimmten ihr Herz zur Zärtlichkeit, und ihre Gedanken flogen zu Valancourt. Sie hatte seit ihrer Ankunft zu Toulouse nichts von ihm gehört, und erst jetzt, da sie von ihm entfernt und in Ungewißheit war, merkte sie, welchen Antheil ihr Herz an ihm nahm. Ehe sie Valancourt sah, hatte sie noch nie eine Seele, einen Geschmack gefunden, der so ganz mit dem ihrigen übereinstimmte, und ohngeachtet Madame Cheron ihr viel von den Künsten der Verstellung vorsprach, und ihr sagte, daß die Eleganz und Richtigkeit im Denken, die sie so sehr an ihrem Liebhaber bewunderte, nur angenommen wären um ihr zu gefallen, konnte sie doch kaum an ihrer Aechtheit zweifeln. Doch war schon der Gedanke an diese Möglichkeit genug, ihre Seele mit Angst zu erfüllen, und sie fand, daß es nicht leicht etwas peinlicheres geben kann, als die Ungewißheit über den Werth eines geliebten Gegenstandes; eine Ungewißheit, die sie nicht würde gequält haben, wenn sie ihrem eignen Urtheil mehr getraut hätte.

Das Stampfen eines Pferdes auf einem Wege, der sich unter den Fenstern des Pavillons hinwand, weckte sie aus ihrer Träumerey, und sie sah einen Mann vorüber reiten, dessen Aehnlichkeit in Figur und Anstand mit Valancourt – denn die Dämmerung ließ ihr nicht zu, seine Gesichtszüge zu unterscheiden – ihr so|gleich auffiel. Sie zog sich eilends vom Geländer zurück, um nicht gesehen zu werden, doch wünschte sie, den Fremden genauer zu beobachten, der ohne hinaufzusehn vorüber ritte. Als sie wieder an das Geländer trat, sah sie ihn durch die Dämmerung unter den hohen Bäumen, die nach Toulouse führen, hinreiten. Dieser kleine Vorfall



brachte ihre Lebensgeister in solche Unruhe, daß der Pavillon und die Gegend nichts anziehendes mehr für sie hatten, und nachdem sie noch ein kleines Weilchen auf der Terasse umhergegangen war, kehrte sie ins Schloß zurück.

Madame Cheron, die entweder eine Nebenbuhlerin bewundern sahe, am Spieltisch verloren, oder einem Feste beygewohnt hatte, das glänzender war, als die ihrigen, war mit mehr als gewöhnlich verdrieslicher Laune von ihrem Besuch zurückgekommen, und Emilie war froh, als die Stunde erschien, wo sie sich in die Einsamkeit ihres eignen Zimmers zurückziehen konnte.

Den folgenden Morgen wurde sie zu ihrer Tante gerufen, die ihr mit einem von Zorn flammenden Gesicht entgegen kam, und ihr einen Brief hinhielt.

»Kennen Sie die Hand?« sagte sie mit rauher Stimme und mit einem Blick, der Emilien das Herz durchbohren sollte – indeß diese den Brief aufmerksam ansah und versicherte, daß sie die Hand nicht kenne.

| »Reizen Sie mich nicht«, rief ihre Tante; »sie kennen sie gewiß, gestehn Sie die Wahrheit; ich verlange durchaus, daß Sie die Wahrheit auf der Stelle gestehn.«

Emilie schwieg und drehte sich nach der Thüre um, allein Madame rief sie zurück. »O Sie sind also schuldig«, sagte sie, »Sie kennen die Hand!«

»Wenn Sie vorhin ungewiß darüber waren«, versetzte Emilie ruhig, »Madame, warum beschuldigen Sie mich denn jetzt einer Falschheit?«

Madame Cheron erröthete nicht, aber ihre Nichte, als sie gleich darauf den Namen Valancourt hörte. Allein sie erröthete nicht aus dem Bewußtseyn, einen Vorwurf zu verdienen, denn wenn sie ja die Hand gesehn hatte, so riefen doch diese Züge sie ihr nicht ins Gedächtnis zurück.

»Es ist ganz vergebens, sich hier aufs Lägngen zu legen«, sagte Madame Cheron. »Ich lese in Ihrem Gesicht, daß Sie um diesen Brief wissen, und möchte wohl behaupten, daß Sie viele derglei-

chen von diesem unverschämten Menschen in meinem Hause müssen erhalten haben.«

Durch die Indelicatesse dieser Anschuldigung noch mehr beleidigt, als durch die Plumpheit der ersten, vergaß Emilie sogleich den Stolz, der ihr Stillschweigen aufgelegt hatte, und suchte sich von der Anklage zu reinigen, allein Madame Cheron wollte sich nicht überzeugen lassen.

| »Ich kann mir unmöglich einbilden«, fuhr sie fort, »daß dieser junge Mensch die Dreistigkeit gehabt haben könnte, mir zu schreiben, wenn Sie ihn nicht dazu aufgemuntert hätten – und ich muß jetzt –«

»Erlauben Sie mir, Madame«, unterbrach Emilie sie furchtsam, »Sie an einige nähere Umstände eines Gespräches, das wir zu La Vallée hatten, zu erinnern. Ich sagte Ihnen damals aufrichtig, daß ich Herrn Valancourt nicht verboten hätte, sich an meine Familie zu wenden.«

»Ich will mich nicht unterbrechen lassen«, sagte Madame Cheron, indem sie selbst ihre Nichte unterbrach; »ich wollte sagen – ja, ich habe vergessen, was ich eigentlich sagen wollte. Aber wie kam es denn, daß Sie es ihm nicht verboten?« – Emilie schwieg. »Wie kam es, daß Sie ihn aufmunterten, mich mit diesem Briefe zu belästigen? Ein junger Mensch, den niemand kennt; – ein Wildfremder an diesem Orte – ein junger Abentheurer, der sich ohne Zweifel nach einer guten Heirath umthut. Zwar hierin hat er wohl seinen Zweck verfehlt!«

»Mein Vater kannte seine Familie«, sagte Emilie bescheiden, ohne ihre Empfindlichkeit über die letzten Worte merken zu lassen.

»O das kann ganz und gar für keine Empfehlung gelten«, erwiderte ihre Tante mit ihrer gewöhnlichen Geläufigkeit über diesen Gegenstand, »er fand so ein lächerliches Gefallen an manchen Leuten! Er beurtheilte immer die Leute nach ihren Physiognomien und wurde immer hintergangen.«

»Und doch haben Sie selbst mich nur eben jetzt nach meiner Miene für schuldig erklärt«, sagte Emilie in der Absicht ihrer Tante

einen Verweiß zu geben, den diese achtungslose Erwähnung ihres Vaters ihr abdrang.

»Ich ließ Sie hieher rufen«, erwiderte ihre Tante hoch erröthend, »um Ihnen zu sagen, daß ich mich in meinem eignen Hause durch keine Besuche oder Briefe von jungen Leuten, die sichs in den Kopf gesetzt haben mögen, Ihnen die Cour zu machen, will beunruhigen lassen. Dieser Herr von Valentin – mich däucht, so heißt er, ist so unverschämt mich zu bitten, daß ich ihm erlauben möchte, mir seine Aufwartung zu machen. Ich werde ihm eine gehörige Antwort schicken. Ihnen aber, Fräulein Emilie, wiederhole ich ein für allemal, daß wenn Sie nicht geneigt sind, sich nach meinen Vorschriften und nach meiner Lebensweise zu fügen, ich die Mühe aufgeben werde, mich um Ihre Aufführung zu bekümmern. – Ich werde mich nicht länger mit Ihrer Erziehung abgeben sondern Sie in ein Kloster schicken.«

»Liebe Tante«, sagte Emilie in Thränen ausbrechend und durch den groben Argwohn, den ihre Tante geäußert hatte, ausser sich gesetzt; »liebe Tante, womit habe ich diese Vorwürfe verdient!«

| Sie konnte nichts weiter sagen, und fürchtete so ängstlich, sich in dieser Sache irgend eine Unschicklichkeit zu Schulden kommen zu lassen, daß vielleicht Madame Cheron in diesem Augenblick ohne viele Mühe ihr das Versprechen, Valancourt auf immer zu entsagen, abgepreßt haben würde. Ihre durch Furcht geschwächte Seele ließ sie Valancourt nicht mehr mit denselben Augen wie ehemals betrachten; sie fürchtete nicht das Urtheil der Madame Cheron, sondern daß sie selbst geirrt haben könnte, und daß sie sich bey ihrer ersten Zusammenkunft zu La Vallée vielleicht nicht zurückhaltend genug gegen ihn betragen hätte. Sie wußte, daß er den groben Verdacht, den ihre Tante gegen ihn geäußert hatte, nicht verdiente, aber tausend Bedenklichkeiten, die freylich Madame Cheron's Ruhe nicht würden gestört haben, stiegen in ihr auf, um sie zu quälen. Aengstlich, jede Möglichkeit eines Fehlers zu vermeiden, und geneigt, sich allen Einschränkungen, die ihre Tante schicklich finden würde, unbedingt zu unterwerfen, ließ sie

einen Gehorsam sehn, worauf Madame Cheron wenig baute, da sie ihn als die Wirkung von Furcht oder List zu betrachten schien.

»Gut, gut, versprechen Sie mir also, daß Sie diesen jungen Menschen ohne meine Erlaubniß niemals weder sehn; noch an ihn schreiben wollen.«

»Beste Tante«, erwiderte Emilie, »können Sie wohl glauben, daß ich eins oder das andere ohne Ihr Vorwissen zu thun im Stande wäre!«

| »Ich kann darüber nichts glauben, denn man kann niemals wissen, wie junge Mädchens handeln werden. Es ist schwer, einiges Vertrauen in sie zu setzen, da sie selten so viel Verstand haben, daß ihnen an der Achtung der Welt etwas liegt.«

»Ach Madam«, sagte Emilie, »mir liegt sehr viel daran, mich selbst zu achten, mein Vater lehrte mich den Werth davon schätzen; wenn ich meine eigne Achtung verdiente, sagte er, so würde mir die Achtung der Welt niemals fehlen können.«

»Mein Bruder war ein recht guter Mann«, erwiderte Madame Cheron, »allein er kannte die Welt nicht. Ich weiß, daß ich immer gehörigen Respect für mich selbst gehabt habe, doch«– Sie hielt inne; allein sie hätte hinzusetzen können, daß die Welt ihr nicht immer Respect bewiesen hätte, und zwar ohne dadurch ein schlechtes Urtheil zu verrathen.

»Allein«, fuhr sie fort, »Sie haben mir noch nicht das verlangte Versprechen gegeben.« Emilie gab es sehr bereitwillig, und bediente sich der Erlaubniß, sich zu entfernen, um in den Garten zu gehn. Sie suchte ihre Lebensgeister wieder zu beruhigen, und langte endlich in ihrem geliebten Pavillon am Ende der Terasse, wieder an. Hier setzte sie sich an eins der von Laube beschatteten Fenster, das auf einen Balcon stieß, und hier kam die Stille und Abgeschlossenheit des Ortes ihr zu Hülfe, ihre Gedanken wieder zu sammeln, und so | zu ordnen, daß sie ein klares Urtheil von ihrem bisherigen Betragen zu fällen im Stande war. Sie rief sich aufs genauste jedes Wort ihres letzten Gesprächs mit Valancourt zu La Vallée zurück, und genoß die Befriedigung, nichts zu finden, was nur die zarteste Delika-

tesse hätte kränken können. In der Achtung gegen sich selbst, die zu ihrer Ruhe so nothwendig war, fester als je bestärkt, wurde ihr Gemüth wieder ruhig, und sie sah Valancourt voll Liebenswürdigkeit und Geist wie ehemals, und Madame Cheron von beiden entblößt. Nur führte die Erinnerung an diesen Geliebten manche sehr peinliche Empfindung mit sich, denn sie konnte keineswegs sich mit dem Gedanken ihm auf immer zu entsagen, aussöhnen: und da Madame Cheron bereits eine so sehr hohe Misbilligung dieser Liebe hatte blicken lassen, so sah sie viel Widerspruch voraus: Doch mischte sich in dies alles ein Grad von Entzücken, der trotz ihrer Vernunft die Gestalt der Hoffnung annahm; nur beschloß sie selbst, daß nichts auf der Welt sie bewegen sollte, sich auf einen geheimen Briefwechsel einzulassen, und nahm sich vor, wenn sie je wieder mit Valancourt zusammenkäme, dieselbe sorgfältige Zurückhaltung gegen ihn zu beobachten, die stets ihr Betragen bezeichnet hatte. Als sie die Worte: *»sollten wir je wieder zusammenkommen«* bey sich selbst wiederholte, fuhr sie zusammen, als wäre dies ein Gedanke, den sie sich noch nie gedacht hätte, und Thränen traten ihr in die Augen. Sie trocknete sie schnell, weil sie Fußstritte herannahen hörte – die Thüre des Pavillons wurde geöffnet, und als sie sich umdrehte, sah sie – Valancourt. Eine gemischte Regung von Vergnügen, Ueberraschung und Furcht drängte sich so plötzlich an ihr Herz, daß es beynahe ihre Lebensgeister überwältigte – die Farbe verließ ihre Wangen und kehrte dann höher als je zurück; sie war für einen Augenblick weder im Stande zu sprechen, noch vom Stuhle aufzustehn. Sein Gesicht war der Spiegel, in welchem sie den Abdruck ihrer eignen Bewegungen erblickte, und es brachte sie zur Herrschaft über sich selbst zurück. Die Freude, die aus seinen Zügen hervorleuchtete, als er in den Pavillon trat, wurde sogleich gedämpft, als er ihre Bewegung sah, und mit zitternder Stimme fragte er, ob sie sich nicht wohl befände. Von ihrer ersten Ueberraschung wieder zu sich selbst gekommen, antwortete sie ihm mit sanftem Lächeln; aber ein Gemisch von kämpfenden Bewegungen belagerte ihr Herz, und strebte die sanfte Würde ihres Betragens zu

überwältigen. Es würde schwer gewesen seyn zu bestimmen, ob die Freude, Valancourt zu sehn, oder die Furcht vor ihrer Tante Unwillen, wenn sie diese Zusammenkunft erführe, das Uebergewicht hatte. Nach einem kurzen ängstlichen Gespräch führte sie ihn in den Garten, und fragte ihn, ob er Madame Cheron gesehn hätte? »Nein«, sagte er, »ich habe sie nicht gesehn, denn man sagte mir, daß sie beschäftigt wäre, und sobald ich hörte, daß Sie im Garten wären, eilte ich hieher.« – Er schwieg einen Augenblick in sichtlicher Bewegung und fuhr dann fort: »Darf sich es wagen, Ihnen die Absicht meines | Besuchs zu sagen, ohne mir Ihren Unwillen zuzuziehn, und darf ich hoffen, daß Sie mich nicht der Zudringlichkeit beschuldigen werden, wenn ich mich sobald der Erlaubniß, die Sie mir einst gaben, mich an Ihre Familie zu wenden, bediene? Emilien, die nicht wußte, was sie ihm antworten sollte, wurde alle weitere Verlegenheit erspart, und es blieb ihr nur das Gefühl der Furcht, als sie die Augen aufschlug und Madame Cheron in die Allee einbiegen sah. Das zurückkehrende Bewußtsehn der Unschuld aber, überwältigte bald diese Furcht, und statt ihre Tante zu vermeiden, gieng sie ihr mit Valancourt entgegen. Der stolze und misbilligende Blick, den Madame Cheron auf sie warf, machte Emilien zittern, denn sie las deutlich in ihrer Tante Gesicht, daß sie diese Zusammenkunft für mehr als zufällig hielt. Nachdem sie ihr Valancourt vorgestellt hatte, ließ ihre Unruhe ihr nicht zu, länger bey ihnen zu verweilen, und sie gieng ins Schloß zurück, wo sie mit zitternder Angst den Ausgang des Gesprächs erwartete. Sie wußte sich Valancourts Besuch bey ihrer Tante, ehe er die erbetene Erlaubniß erhalten hatte, nicht zu erklären, da ihr ein Umstand unbekannt war, der die Bitte würde fruchtlos gemacht haben, selbst wenn Madame Cheron geneigt gewesen wäre, sie zu gewähren. Valancourt hatte in der Unruhe seines Geistes den Brief zu datiren vergessen, so daß es Madame Cheron unmöglich war, ihn zu beantworten; und als er sich auf diesen Umstand besann, tröstete er sich vielleicht um so leichter, da er dadurch einen Vor|wand erhielt, zu ihr zu gehn, ehe sie ihm eine abschlägige Antwort schicken konnte.

Madame Cheron hielt eine lange Conferenz mit Valancourt, und als sie wieder ins Schloß zurückkam, lag zwar üble Laune, aber nicht der Grad von Strenge, den Emilie befürchtet hatte, auf ihrem Gesicht. »Ich habe diesen jungen Menschen verabschiedet«, sagte sie, »und hoffe, daß mein Haus nie wieder von ähnlichen Besuchen belästigt werden wird. Er versichert mich, daß Ihre Zusammenkunft nicht vorher verabredet war.«

»Beste Tante«, sagte Emilie in äußerster Bewegung, »Sie haben ihm doch unmöglich diese Frage vorlegen können?«

»Allerdings habe ich das gethan, Sie werden doch nicht glauben, daß ich so unklug hätte seyn können, es zu vergessen.«

»Gütiger Himmel«, rief Emilie, »was für eine Meinung muß er von mir bekommen haben, wenn Sie einen solchen Verdacht gegen mich äussern konnten.«

»Das thut sehr wenig zur Sache, welche Meynung er von Ihnen haben mag: denn ich habe dem Dinge ein Ende gemacht; allein ich glaube, er wird wegen meines klugen Betragens keine schlimmere Meynung von mir bekommen haben. Ich gab ihm zu erkennen, daß ich nicht mit mir spaßen lasse, und daß ich zu viel Delikatesse besäße, um eine geheime Correspondenz in meinem eignen Hause zu dulden.«

| Emilie hatte von Madame Cheron mehr als einmal das Wort Delikatesse gehört, allein sie war jetzt mehr als je in Verlegenheit zu errathen, wie sie es bey einem Falle, wo ihr ganzes Betragen mehr als je die entgegengesetzte Benennung zu verdienen schien, anwenden könnte.

»Es war sehr unüberlegt von meinem Bruder«, erwiederte Madame Cheron, »daß er mir die Mühe überließ, Aufsicht über Ihr Betragen zu führen. Ich wünschte Sie gut versorgt zu wissen, allein wenn ich sehe, daß ich noch ferner mit solchen Besuchen als dieser Herr Valancourt belästigt werden soll, so werde ich Sie ohne weitere Umstände ins Kloster schicken. Vergessen Sie diese Wahl zwischen beiden nicht. Der junge Mensch ist so unverschämt gewesen, mir zu gestehn – denken Sie nur, er gesteht es selbst! – daß sein Vermögen

sehr klein ist, und daß er hauptsächlich von einem ältern Bruder und von dem Stande, den er sich erwählt hat, abhängt. Er hätte diese Dinge doch wenigstens vor mir verschweigen sollen, wenn es ihm darum zu thun war, seinen Zweck zu erreichen. Kann er sich in der That einbilden, daß ich meine Nichte an einen Menschen, wie er selbst sich beschreibt, verheirathen würde.«

Emilie trocknete ihre Thränen, als sie das aufrichtige Geständniß Valancourts hörte, und so niederschlagend auch diese Umstände für seine Hoffnungen waren, erregte ihr doch sein kunstloses Betragen einen Grad | von Vergnügen, der alle andern Eindrücke überwog. Nur wurde ihr schon so früh im Leben die Bemerkung aufgezwungen, daß gesunder Verstand und edle Rechtschaffenheit nicht immer der Thorheit und kleinlichen List die Wage halten können, und ihr Herz war rein genug, sie selbst in diesem kritischen Augenblick mehr Stolz über die Niederlage der erstern, als Demüthigung über die Siege der letztern fühlen zu lassen.

Madame Cheron verfolgte ihren Triumph – »Auch hat er beliebt mir zu sagen, daß er seinen Abschied von niemand anders als von Ihnen annehmen wollte; allein diese Gunst habe ich ihm durchaus verweigert. Er muß wissen, daß es vollkommen genug ist, wenn er mir nicht gefällt, und ich wiederhole Ihnen bey dieser Gelegenheit noch einmal, daß, wenn Sie sich erdreisten, hinter meinem Rücken eine Zusammenkunft mit ihm zu verabreden, Sie mein Haus auf der Stelle verlassen sollen.«

»Wie wenig kennen Sie mich, Madame, daß Sie ein solches Verboth für nothwendig halten!« sagte Emilie, indem sie ihre Bewegung zu unterdrücken suchte »wie wenig kennen Sie die theuren Eltern, die mich erzogen!«

Madame Cheron gieng nun, um sich zu einer Gesellschaft, die sie zu besuchen versprochen hatte, anzukleiden; und Emilie, die sich gern davon losgemacht hätte, wagte es nicht, darum zu bitten, damit man ihr Zuhausebleiben nicht einem unlautern Bewegungs|grunde zuschreiben möchte. Sobald sie sich in ihrem kleinen Zimmer allein sah, verließ sie die Stärke, die in Gegenwart



ihrer Tante sie aufrecht gehalten hatte: sie erinnerte sich nur, daß Valancourt, dessen Character sich ihr aus jedem neuen Umstande liebenswürdiger entfaltete, vielleicht auf immer aus ihrer Gegenwart verbannt war, und sie brachte die Zeit, die sie nach ihrer Tante Meynung auf ihren Anzug hätte wenden sollen, mit Weinen hin. Indessen brachte sie dies wichtige Geschäfte noch geschwind genug zu Stande, obgleich, als sie bey Tische erschien, ihre Augen der Madame Cheron verriethen, daß sie geweint hatte, und ihr einen strengen Verweiß zuzogen.

Ihr Bemühn heiter zu scheinen, mislang ihr nicht gänzlich, als sie in dem Hause der Madame Clairval zu der Gesellschaft kam. Dies war eine ältliche Witwe, die erst kürzlich auf ein Guth ihres verstorbenen Mannes bey Toulouse gezogen war. Sie hatte viele Jahre zu Paris auf prächtigen Fuß gelebt, besaß von Natur ein frohes Temperament, und hatte seit ihrem Aufenthalte zu Toulouse verschiedene Feten gegeben, die man noch nie so prächtig in der Gegend gesehen hatte.

Diese erregten nicht nur den Neid, sondern den kleinlichen Ehrgeiz der Madame Cheron, die wenigstens, da sie es ihr an Aufwand nicht gleich thun konnte, unter ihre vertrautesten Freundinnen gezählt zu werden wünschte. In dieser Absicht bewieß sie ihr die kriechendste Aufmerksamkeit und machte sich zum Gesetz, nie versagt zu seyn, so oft sie eine Einladung von Madame Clairval erhielt. Sie sprach aller Orten, wohin sie kam, davon, und that sich viel darauf zu Gute, ihre Bekannten glauben zu machen, daß sie auf dem allervertrautesten Fuß zusammen umgiengen.

Die Unterhaltung an diesem Abend bestand in einem Ball und Soupee. Es war ein Ball für die Phantasie; die Gesellschaft tanzte in Gruppen zerstreut in dem weit ausgedehnten Garten. Die hohen, dickbelaubten Bäume, unter welchen sie sich versammelten, waren mit einer Menge, mit Geschmack und Phantasie vertheilten, Lampen erhellt. Die bunte, mannigfaltige Kleidung der Gesellschaft, die auf dem Rasen saß, nach Herzenslust schwazte, den Tänzen zusah, Erfrischungen zu sich nahm oder zur Belustigung auf der Zitter

spielte: das galante Betragen der Herren, die kleinen, eigensinnigen Manieren der Damen, der leichte muntre Schritt ihrer Tänze; die Musikanten, die mit der Laute, Hoboe und Trommel am Fuße eines Ulmbaums saßen, und die arcadische Scene der Wälder ringsum, bildeten ein charakteristisches, auffallendes Gemälde eines französischen Festes. Emilie betrachtete die Scene mit schwermüthigem Wohlbehagen und man denke sich ihre Bewegung; als sie plötzlich, da sie bey ihrer Tante stand und nach einer von den Gruppen sah, Valancourt erblickte. Sie sah ihn mit einem jungen, schönen Mädchen tanzen, das er mit einer Vertraulichkeit und Aufmerksamkeit, die sie selten an ihm | bemerkt hatte, unterhielt. Sie wandte sich schnell ab, und bemühte sich, auch Madame Cheron, die mit Signor Cavigni sprach, und weder Valancourt bemerkte, noch geneigt schien, sich unterbrechen zu lassen, hinweg zu ziehn. Eine plötzliche Schwäche übernahm Emilien, und unvermögend, sich aufrecht zu halten, setzte sie sich auf eine Rasenbank unter den Bäumen zu verschiednen andern Personen. Ein junger Mann, der ihre auffallende Blässe bemerkte, fragte, ob sie krank wäre und erbot sich, ihr ein Glas Wasser zu holen; sie dankte ihm für seine Höflichkeit, ohne sie aber anzunehmen. Ihre Besorgniß, daß Valancourt ihre Bewegung wahrnehmen möchte, machte, daß sie sich Gewalt anthat, sie zu überwinden, und es gelang ihr, wenigstens ihr Gesicht wieder in einige Ordnung zu bringen. Madame Cheron sprach noch mit Cavigni, und der Graf Bauvillers, der Emilien angeredet hatte, machte einige Bemerkungen über die Gegend, worauf sie antwortete, ohne beynahe zu wissen was? denn ihre Seele war unablässig mit dem Gedanken an Valancourt beschäftigt, in dessen Nähe sie sich äusserst unbehaglich fühlte. Doch setzten sie einige Bemerkungen, die der Graf machte, in die Notwendigkeit, die Augen auf ihn zu richten, und in demselben Augenblick begegnete Valancourt den ihrigen. Sie erblaßte aufs neue; sie fühlte, daß sie im Begriff war, wieder in Ohnmacht zu fallen und wandte sogleich ihre Augen ab, doch bemerkte sie erst, daß Valancourt die Farbe veränderte, als er sie gewahr ward. Sie würde sogleich ihren

| Platz verlassen haben, wenn sie nicht gefühlt hätte, daß sie ihm dadurch nur noch deutlicher den Antheil verrathen würde, den ihr Herz an ihm nahm. Sie that sich Gewalt an, um auf des Grafen Gespräch zu achten und kam endlich wieder zu sich selbst. Als er aber einige Bemerkungen über Valancourts Tänzerin machte, würde die Furcht ihm merken zu lassen, daß sie dabey interessirt war, sie ihm unfehlbar verrathen haben, wenn nicht der Graf seine Blicke auf das junge Frauenzimmer, von dem er sprach, gerichtet hätte. Die junge Dame, sagte er, die mit jenem Herrn dort tanzt, der in allen Dingen, nur nicht im Tanze vollkommen zu seyn scheint, wird unter die Schönheiten von Toulouse gezählt. Sie ist hübsch, und wird einst ein sehr großes Vermögen bekommen; allein ich hoffe, daß sie sich einen bessern Gefährten fürs Leben wählen wird, als sie für den Tanz gewählt hat. Ich wundre mich, daß er bey einer so guten Figur und einem so guten Anstand nicht mehr Sorgfalt darauf gewendet hat, sich im Tanze zu vervollkommen.

Emilie, der bey jedem Worte das Herz schlug, bemühte sich, das Gespräch von ihm abzulenken, und fragte nach dem Namen des Frauenzimmers mit dem er tanzte; allein der Tanz war zu Ende, ehe noch der Graf antworten konnte, und Emilie, die Valancourt auf sich zukommen sah, stand auf und gieng zu Madame Cheron.

| »Der Chevalier Valancourt ist hier, Madame«, sagte sie leise zu ihrer Tante, »lassen Sie uns fortgehn!« Ihre Tante stand sogleich auf, allein Valancourt erreichte sie, ehe sie sich noch entfernen konnten. Er verneigte sich tief gegen Madame Cheron, und mit einem ernsthaften, niedergeschlagenen Wesen gegen Emilien, auf deren Gesicht, aller ihrer Bemühung ohngeachtet, eine mehr als gewöhnliche Zurückhaltung lag. Madame Cheron's Gegenwart verhinderte Valancourt zu bleiben, und er gieng mit einem solchen Ausdruck von Traurigkeit fort, daß Emilie sich Vorwürfe machte, ihn noch mehr betrübt zu haben. Der Graf Bauvillers, der ihrer Tante bekannt war, riß sie aus ihrem Tiefsinn.

»Ich habe Sie wegen einer Unart um Verzeihung zu bitten«, sagte

er, »die ich gewiß ganz ohne mein Verschulden begieng. Ich wußte nicht, daß der Chevalier die Ehre hat, Ihnen bekannt zu seyn, als ich so freymüthig sein Tanzen bekritisirte.« Emilie wurde roth und lächelte, und Madame Cheron ersparte ihr die Mühe zu antworten. »Wenn Sie den Menschen meynen, der eben vor uns vorübergegangen ist«, sagte Sie, »so irren Sie sehr. Ich kann Sie versichern, daß er weder ein Bekannter von mir, noch von Fräulein Aubert ist; ich weiß nichts von ihm.«

»O das ist der Chevalier Valancourt«, sagte Cavigni nachlässig und sah sich um. – »Sie kennen ihn also?« fragte Madame Cheron. »Ich bin nicht bekannt mit ihm«, erwiederte Cavigni. – »Sie wissen also | nicht, was ich für Ursache habe, ihn unverschämt zu finden. Er hat die Dreistigkeit gehabt, den Bewunderer bey meiner Nichte zu machen.«

»Wenn alle diejenigen unverschämt genannt zu werden verdienen, die Fräulein St. Aubert bewundern, so fürchte ich, daß es sehr viele Unverschämte giebt; und ich bin sehr bereit, mich selbst für einen davon zu erklären.«

»O Signor«, sagte Madame Cheron mit einem affektirten Lächeln, »ich sehe, daß Sie in Frankreich die Kunst zu complimentiren gelernt haben. Allein es ist grausam, gegen Kinder Complimente zu machen, da sie leicht Schmeicheley mit Wahrheit verwechseln.«

Cavigni drehte sich um, und sagte gleich nachher mit affektirter Miene; »gegen wen sollen wir sie denn machen, Madame, denn es würde doch ungereimt seyn, einer Frau von feinem Verstande Complimente zu sagen: eine solche ist über alles Lob erhaben.« Er warf bey diesen Worten einen schlaun Blick auf Emilien, und das Lächeln, das in seinem Auge gelauscht hatte, schlich sich hervor. Sie verstand ihn vollkommen, und erröthete für Madame Cheron, die ihm zur Antwort gab: »Sie haben ganz recht Signor, kein Frauenzimmer von Verstande kann Complimente vertragen.«

»Ich habe den Signor Montoni sagen hören«, erwiederte Cavigni, »daß er in seinem ganzen Leben nur ein Frauenzimmer gekannt hatte, das sie verdiente.«

| »So«, rief Madame Cheron, mit einem unaussprechlich wohlgefälligen Lächeln, »und wer könnte das seyn.«

»O« erwiderte Cavigni, »es ist unmöglich, sie zu miskennen, denn gewiß, es giebt nur dies einzige Frauenzimmer in der Welt, die Werth genug besitzt, Lobsprüche zu verdienen, und Verstand genug, sie abzulehnen. Bey den meisten Frauenzimmern ist der Fall gerade umgekehrt.« Er sah aufs neue Emilien an, die noch höher für ihre Tante erröthete, und sich mit Unwillen von ihm abwandte.

»Ich wette mein Leben«, sagte Madame Cheron, »daß Sie ein Franzose sind. Ich habe noch nie etwas halb so artiges von einem Ausländer gehört.«

»Gewiß, Madame«, sagte der Graf, der bisher schweigend zugehört hatte, mit einer tiefen Verbeugung, »nur würde die Artigkeit des Compliments, ohne den Scharfsinn, der die Anwendung entdeckte, gänzlich verloren gegangen seyn.«

Madame Cheron merkte den Sinn dieser Spötterey nicht, und entgieng also dem peinlichen Gefühl, das Emilie für sie empfand. »O, hier kommt der Signor Montoni selbst«, rief ihre Tante; »wahrhaftig, ich werde ihm alle die schönen Dinge wieder erzählen, die Sie mir gesagt haben.« – Allein der Signor bog einen andern Weg ein. – »Sagen Sie mir nur, wer Ihren Freund heute so fest hält, fragte Madame Cheron mit bekümmelter Miene; »ich habe ihn den ganzen Abend auch noch nicht einen Augenblick gesehn!«

»Er hatte sich auf heute bey dem Marquis La Riviere versagt«, erwiderte Cavigni, »und dies hat ihn bis jetzt aufgehalten, sonst würde er sicher nicht so lange das Glück entbehrt haben, Ihnen aufzuwarten. Ich weiß selbst nicht, wie ich es so lange habe unterlassen können, Ihnen meines Freundes Entschuldigung auszurichten, allein Ihre Unterhaltung, Madame, hat etwas so bezauberndes, daß sie selbst das Gedächtniß fesselt.«

»Diese Entschuldigung, Signor, würde aus seinem eignen Munde befriedigender gewesen seyn«, erwiderte Madame Cheron, deren Eitelkeit sich durch Montonis Vernachlässigung mehr gekränkt, als durch Cavignis Compliment geschmeichelt fühlte. Ihr Betragen bey

dieser Gelegenheit, und Cavignis Reden erweckten einen Verdacht bey Emilien, den, so ungereimt er sie auch däuchte, verschiedene Umstände zu bestätigen schienen. Sie glaubte wahrzunehmen, daß Montoni ihrer Tante sehr ernstlich die Aufwartung mache, und daß sie es nicht nur annähme, sondern mit eifersüchtiger Empfindlichkeit auf jeden Anschein von Vernachlässigung von seiner Seite achtete. Es war lächerlich, daß Madame Cheron in ihren Jahren einen zweyten Mann wählen sollte, doch machte ihre Eitelkeit es nicht unmöglich; daß aber Montoni, mit seinem Scharfsinn, mit seiner Figur und seinen Ansprüchen | Madame Cheron wählen konnte, schien höchst wunderbar. Ihre Gedanken verweilten indessen nicht lange bey diesem Gegenstand; ein näheres Interesse beschäftigte sie. Valancourt, von ihrer Tante verworfen, und Valancourt, mit einem muntern, schönen Mädchen tanzend, quälte abwechselnd ihre Seele. Bey jedem Schritte, den sie that, sah sie sich furchtsam nach ihm um, und der Mismuth, den sie empfand, als sie ihn in dem Gedränge nicht fand, sagte ihr, daß sie seinen Anblick mehr gehofft als gefürchtet hatte.

Montoni kam bald darauf zu der Gesellschaft. Er murmelte einige kurze Worte von Bedauern, so lange an einem andern Orte haben verweilen zu müssen, da er doch gewußt hätte, daß er das Glück genießen würde, Madame Cheron hier zu sehn. Sie nahm seine Entschuldigung mit der Miene eines kleinen maulenden Mädchens an, und richtete ihre ganze Aufmerksamkeit auf Cavigni, der seinen Freund schalkhaft ansah; als wollte er sagen: ich will nicht zu sehr über dich triumphiren, sondern will so gut seyn, meinen Sieg mit Bescheidenheit zu ertragen; allein nimm dich ja in Acht, mein Freund, daß ich dir nicht mit der Beute davonlaufe.

Das Abendessen wurde in verschiedenen Pavillons und in einem großen Saale im Schlosse aufgetragen; und zwar mit mehr Geschmack, als mit Pracht oder Ueberfluß. Madame Cheron und ihre Gesellschaft speisten mit Madame Clairval im Saal, und Emilie konn|te kaum ihre Bewegung verbergen, als sie Valancourt an demselben Tische sitzen sah. Madame Cheron, die ihn mit höchstem

Misfallen erblickte, fragte eine Dame, die zunächst bey ihr saß: »Sagen Sie mir doch, wer ist denn eigentlich der junge Mensch dort?« – »Es ist der Chevalier Valancourt«, war die Antwort. – »Seinen Namen weiß ich wohl, aber wer ist denn dieser Chevalier Valancourt, daß er sich an diesen Tisch eindringt.« Die Aufmerksamkeit der Dame, mit der sie sprach, wurde, ehe sie antworten konnte, zum zweytenmal auf eine andre Seite gelenkt. Der Tisch, an welchem sie saßen, war sehr lang, und da Valancourt mit seiner Tänzerin am untern Ende, und Emilie beynahe oben saß, so konnte ihn die Entfernung leicht verhindern, sie gewahr zu werden. Sie vermied, nach dem Ende des Tisches hinzusehn, allein so oft ihre Augen in die Gegend fielen, sah sie ihn mit seiner schönen Gesellschafterin sprechen, und diese Bemerkung trug eben so wenig als die Nachrichten, die sie von dem Vermögen und den Vorzügen des jungen Frauenzimmers hörte, zu ihrer Ruhe bey.

Madame Cheron, an die diese Bemerkungen, um Stoff zur Unterhaltung zu haben, oft gerichtet wurden, schien unermüdet in ihrem Bemühn, Valancourt herabzusetzen, gegen den sie alle kleinliche Empfindlichkeit eines armseligen Stolzes fühlte. »Ich finde das Frauenzimmer artig«, sagte sie, »nur muß ich mich über ihre Wahl beym Tanzen wundern.«

| »O der Chevalier Valancourt ist einer unsrer vorzüglichsten jungen Leute«, erwiderte die Dame, an welche diese Bemerkung gerichtet wurde; »man sagt, daß er Fräulein d'Emeri mit ihrem sehr großen Vermögen bekommen wird.«

»Unmöglich«, rief Madame Cheron, die vor Verdruß erröthete, »es ist unmöglich, daß sie so wenig Geschmack haben kann; er hat so wenig das Ansehn eines Mannes von Stande, daß ich ihn nie dafür halten würde, wenn ich ihn nicht an Madame Clairvals Tisch sähe. Ausserdem habe ich auch noch besondere Ursachen, das Gerücht für ungegründet zu halten.«

»Es läßt sich nicht wohl daran zweifeln«, erwiderte die Dame, die sich durch diesen Widerspruch ihres Urtheil über Valancourts Werth beleidigt fand, sehr ernsthaft. – »Doch«, erwiderte

Madame Cheron, »wenn ich Ihnen sage, daß ich erst diesen Morgen seinen Antrag abgewiesen habe.«

Sie wollte durch diese Worte nicht eigentlich sagen, was sie zu sagen schien, sondern bediente sich dieses Ausdrucks nur, weil sie die üble Gewohnheit hatte, bey allem, was ihre Nichte betraf, sich für die wichtigste Person zu halten, und weil es auch buchstäblich wahr war, daß *sie* Valancourt abgewiesen hatte. »Man kann in der That an Ihren guten Gründen nicht zweifeln«, erwiderte die Dame mit spöttischem Lächeln.« – »Eben so wenig als an der | guten Urtheilskraft des Chevalier Valancourt«, setzte Cavigni hinzu, der hinter Madame Cherons Stuhl stand, und glaubte, daß sie einen Vorzug, der ihrer Nichte gegolten hatte, sich selbst zueignete. »Ich dächte doch, daß man an seinem richtigen Urtheil zweifeln könnte«, sagte Madame Cheron, die sich durch einen Lobspruch, der wie sie glaubte, Emilien galt, nicht sehr geschmeichelt fühlte.

»Ach!« rief Cavigni aus, indem er Madame Cheron mit verstelltem Entzücken ansah, »wie vergebens sind diese Worte, da dies Gesicht – diese Gestalt – dieser Anstand sie widerlegen! Armer Valancourt! sein nur zu feines Urtheil ist sein Unglück gewesen!«

Emilie sah verwundert und verlegen vor sich hin; die Dame, die bisher das Wort geführt hatte, erstaunte, und Madame Cheron verstand zwar diese Rede nicht ganz, war aber doch sehr geneigt, sie als ein Compliment für sich selbst aufzunehmen und sagte lächelnd: »O Signor, Sie sind sehr galant, aber wer Sie des Chevaliers Wahl so vertheidigen hört, sollte glauben, daß ich der Gegenstand derselben bin!«

»Man kann nicht daran zweifeln«, versetzte Cavigni mit einer tiefen Verbeugung.

»Und würde das nicht eine große Demüthigung für mich seyn, Signor?«

»Unstreitig Madame!«

| »Ich kann den Gedanken nicht ertragen«, sagte Madame Cheron.

»Es ist auch nicht zu ertragen«, erwiderte Cavigni.



»Aber was kann man thun, um einem so demüthigenden Misverständniß vorzubeugen?« fragte Madame Cheron wieder.

»Ja, da kann ich Ihnen wahrhaftig nicht helfen«, erwiderte Cavigni mit nachdenkender Miene. »Die einzige Möglichkeit, die Verläumdung zu widerlegen, und die Leute glauben zu machen, was Sie wünschen, wäre wohl, daß Sie auf Ihrer ersten Behauptung beharren: denn wenn man hört, daß es dem Chevalier an Urtheilskraft fehlt, so ist es möglich, daß man glaubt, er hätte sich nie erdreistet, Ihnen seine Bewundrung zu erklären. Wenn man dann aber wieder diese Bescheidenheit bedenkt, die Sie gegen Ihre eignen Vorzüge so unempfindlich macht, so wird man aufs neue nicht an Valancourts Geschmack zweifeln können, so sehr Sie ihn auch herabsetzen. Mit einem Worte, die Leute werden trotz all Ihres Bemühens fortfahren zu glauben, was jeder, ohne mein Zuthun von selbst würde geglaubt haben, – daß der Chevalier Geschmack genug besitzt, ein schönes Frauenzimmer zu bewundern.«

»Das ist doch in der That sehr traurig?« – sagte Madame Cheron mit einem tiefen Seufzer.

»Darf ich wohl fragen, was so sehr traurig ist?« – sagte Madame Clairval, der das traurige Gesicht | und der schmerzhaftige Ton, womit dies gesagt wurde, auffiel.

»Es ist eine delikate Sache«, erwiderte Madame Cheron; »eine sehr kränkende für mich.«

»Das thut mir sehr leid zu hören«, sagte Madame Clairval, »ich hoffe doch nicht, daß diesen Abend etwas besonders unangenehmes für Sie vorgefallen ist?«

»Ach ja, nur eben jetzt, und Gott weiß, woher das Gerücht entstanden sehn mag: mein Stolz hat sich noch nie so sehr gekränkt gefühlt; allein ich versichre Sie, es ist durchaus ohne Grund.«

»Ums Himmelswillen«, rief Madame Clairval, »was ist denn geschehn? Können Sie mir gar kein Mittel angeben, wie ich Ihnen helfen, oder Sie trösten kann?«

»Die einzige Art, wie Sie beydes können, ist, wenn Sie allenthalben, wohin Sie gehn, dem Gerücht widersprechen.«

»Recht gern, aber sagen Sie mir nur, was ich widersprechen soll!«  
»Es ist sehr demüthigend, daß ich beynahe nicht weiß, wie ich davon reden soll«, fuhr Madame Cheron fort; »aber Sie sollen selbst urtheilen. Bemerken Sie wohl den jungen Mann dort, der unten am Tische sitzt, und mit Fräulein d'Ejmeri spricht?« – »Ja, ja, ich errathe wohl, wen Sie meinen.« – »Sie sehn selbst wie weniger das Ansehn eines Mannes von | Stande hat. Ich sagte eben, daß ich ihn nicht dafür würde gehalten haben, wenn er nicht hier am Tisch säße.« – »Aber das Gerücht«, unterbrach sie Madame Clairval, »lassen Sie mich nur erst die Ursache Ihres Verdrusses hören!«  
»Ach die Ursache meines Verdrusses«, erwiderte Madame Cheron; »dieser Mensch, den niemand kennt – (aber verzeihn Sie, Madame, ich überlegte nicht, was ich sagte –) dieser unverschämte junge Mensch hat die Dreistigkeit gehabt, sich um meine Nichte zu bewerben, und hat dadurch, wie ich fürchte, zu dem Mißverständniß Anlaß gegeben, daß seine Bewerbung mir gegolten hätte. Und nun bedenken Sie nur, wie demüthigend ein solches Gerücht seyn muß. Ich weiß gewiß, daß Sie meine Lage fühlen werden. Ein Frauenzimmer von meinem Stande. Denken Sie nur, wie sehr mich schon der bloße Verdacht einer solchen Verbindung herabsetzen muß!«

»In der That herabsetzen, meine arme Freundin! – verlassen Sie sich darauf, daß ich es allenthalben, wohin ich komme, widerlegen werde.«

Mit diesen Worten richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf andre Personen in der Gesellschaft, und Cavigni, der bisher den ernsthaften Zuschauer bey der ganzen Scene gemacht hatte, gieng schnell davon, weil er ein Lachen, das ihn krampfhaft drückte, nicht länger zurückhalten konnte.

»Sie scheinen nicht zu wissen«, sagte die Dame, die neben Madame Cheron saß, »daß der Herr, von | dem Sie sprachen, ein Neffe von Madame Clairval ist.« – »Unmöglich«, rief Madame Cheron, die nun anfieng zu merken, daß sie sich in ihrem Urtheil von Valancourt gänzlich geirrt hatte, und die ihn jetzt mit lauter

Stimme eben so knechtisch pries, als sie ihn vorher mit leichtsinniger Bosheit getadelt hatte.

Emilie hatte die ganze Zeit über so tief in Gedanken gesessen, daß sie beynahe nichts von dem Gespräch gehört hatte, und sie konnte nicht genug erstaunen über die Lobsprüche, die sie ihre Tante an Valancourt verschwenden hörte, da sie von seiner Verwandtschaft mit Madame Clairval nichts wußte: doch war es ihr ganz recht, daß Madame Cheron, die trotz allem Bemühn, unbefangen zu scheinen, sich in der That sehr verlegen fühlte, sich gleich nach dem Abendessen zum Fortgehn anschickte. Montoni kam herbey, um Madame Cheron an den Wagen zu führen, und Cavigni bot mit einer feyerlich schlaun Miene Emilien die Hand. Als sie eben den Herren gute Nacht wünschte, und das Fenster aufzog, erblickte sie Valancourt in dem Gedränge am Thore. Er verschwand, ehe der Wagen fortfuhr; Madame Cheron enthielt sich, seiner gegen Emilien zu erwähnen, und sobald sie das Schloß erreicht hatten, trennten sich sich für die Nacht.

Den andern Morgen, als Emilie mit ihrer Tante beym Frühstück saß, wurde ihr ein Brief gebracht, dessen Handschrift sie auf dem Couvert erkannte; sie erbrach ihn mit zitternder Hand, und Madame Cheron fragte sie hastig, von wem er käme. Emilie erbrach das Siegel, und da sie den Namen Valancourt unterzeichnet sah, gab sie ihn stillschweigend ihrer Tante, die ihn begierig hin nahm. Indem sie ihn durchlief, bemühte sich Emilie, den Inhalt auf ihrem Gesichte zu lesen. Sie gab ihn an ihre Nichte zurück, deren Augen zu fragen schienen, ob sie ihn lesen dürfte. »Ja Kind, lesen Sie ihn nur«, sagte Madame Cheron mit minder strengem Tone als sie erwartet hatte, und vielleicht hatte Emilie ihrer Tante noch nie so gerne gehorcht. Valancourt erwähnte in diesem Briefe der Zusammenkunft vom vorigen Tage nur ganz kurz, schloß aber mit der Erklärung, daß er seinen Abschied nur von Emilien annehmen könnte, und mit der Bitte, daß sie ihm erlauben möchte, ihr den Nachmittag aufzuwarten. Sie erstaunte über die Mäßigung, womit Madame Cheron ihr einen solchen Brief eingehändigt hatte, und

fragte sie mit bebender, trauriger Stimme: »was soll ich antworten, Madame?«

»Nun, wir müssen doch wohl den jungen Mann sehn«, erwiderte ihre Tante, »und hören, was er weiter vorzubringen hat. Schreiben Sie ihm nur, daß er kommen möchte.« – Emilie wagte kaum ihren Ohren zu trauen. »Doch, warten Sie nur«, setzte sie hinzu, »ich werde es ihm selbst ankündigen.« – Sie rief nach Feder und Dinte. Emilie wußte noch immer nicht, ob sie ihren Sinnen trauen durfte, und unterlag beynahe ihren Gefühlen. Ihr Erstauen würde | minder groß gewesen seyn, wenn sie den Abend vorher gehört hätte, was Madame Cheron nicht vergessen hatte, daß Valancourt ein Neffe von Madame Clairval war.

Emilie erfuhr den nähern Inhalt von ihrer Tante Briefe nicht, allein der Erfolg war ein Besuch von Valancourt, den Madame Cheron allein empfing, und eine lange Unterredung mit ihm pflog, ehe Emilie herunter gerufen wurde. Sie fand ihre Tante in einem wohlgefälligen Gespräch begriffen, und Valancourts Augen funkelten von Hoffnung, als er ihr mit ungeduldigem Verlangen entgegenkam.

»Wir haben eben von der bewußten Sache gesprochen«, sagte Madame Cheron. »Der Chevalier sagt mir, daß der verstorbene Herr Clairval ein Bruder von seiner Mutter, der Gräfin Düvarney gewesen ist. Es ist nur Schade, daß er seiner Verwandtschaft mit Madame Clairval nicht früher erwähnt hat: ich würde diesen Umstand als eine hinlängliche Einführung in mein Haus betrachtet haben.« – Valancourt verneigte sich, und wollte Emilien anreden, allein ihre Tante hielt ihn zurück. – »Ich erlaube Ihnen also«, fuhr sie fort, »die Besuche des Chevaliers anzunehmen, und ohngeachtet ich mich durch kein Versprechen binden, oder geradeswegs gesagt haben will, daß ich ihn als meinen Neffen betrachten werde, habe ich doch nichts gegen ihren Umgang einzuwenden, und werde eine nähere Verbindung für die Zukunft als einen Umstand an|sehn, der vielleicht nach einer Reihe von Jahren Statt finden kann, wenn es dem Chevalier gelingt, sich in seinem Stande empor

zu schwingen, oder wenn sich andre Dinge ereignen, die es rathsam für ihn machen, eine Frau zu nehmen. Nur werden so wenig Sie, Emilie, als Herr Valancourt vergessen, daß bis dahin durchaus von keinem Gedanken an Heirath die Rede seyn darf.«

Emilie wechselte während dieser unfeinen Rede mehr als einmal die Farbe, und bey den letzten Worten stieg ihre Verlegenheit so hoch, daß sie auf dem Punkt stand, das Zimmer zu verlassen. Valancourt, der sich nicht viel weniger verlegen fühlte, wagte es kaum, *die* anzusehn, für die er so peinlich litt. Sobald aber Madame Cheron schwieg, sagte er: »Madame, so schmeichelhaft mir auch Ihr Beifall ist – so sehr ich mich auch dadurch geehrt fühle – bleibt mir doch so viel zu fürchten, daß ich kaum zu hoffen wage.« –

»Erklären Sie sich näher«, sagte Madame Cheron. Diese unerwartete Forderung setzte Valancourt in neue Verlegenheit; er fühlte sich aufs äusserste betroffen über Dinge, die ihn, wenn er ein bloßer Zuschauer der Scene gewesen wäre, vielleicht zum Lachen würden gereizt haben.

»Ehe ich nicht des Fräuleins Erlaubniß erhalten habe, Ihre Güte anzunehmen«, sagte er stammelnd »– ehe nicht *sie* mir zu hoffen erlaubt –«

| »O wenn das alles ist«, unterbrach ihn Madame Cheron – »gut, ich werde die Antwort für sie übernehmen. Erlauben Sie mir aber zugleich, Ihnen zu sagen, daß ich ihre Vormünderin bin, und daß ich erwarte, daß mein Wille in allen Fällen der ihrige seyn wird.«

Mit diesen Worten gieng sie aus dem Zimmer und ließ Valancourt und Emilien in gegenseitiger Verlegenheit zurück. Valancourt empfand zu feurig, als daß nicht Hoffnung den Sieg über die Furcht hätte davon tragen, und ihm Muth machen sollen, sie mit seiner natürlichen Offenheit und Wärme anzureden; allein es dauerte lange, ehe sie sich genug wieder erholen konnte, um seine Bitten und Folgen deutlich zu hören.

Madame Cherons Betragen bey dieser Gelegenheit wurde gänzlich durch selbstsüchtige Eitelkeit regiert. Valancourt hatte ihr bey seiner ersten Unterredung ganz aufrichtig die Beschaffenheit sei-

ner gegenwärtigen Glücksumstände und seiner zukünftigen Erwartungen eröffnet, und sie hatte mit mehr Klugheit als Gefühl seine Bewerbung durchaus abgewiesen. Sie wollte ihre Nichte nach ehrgeitzigen Rücksichten verheirathen, nicht weil sie wünschte, sie im Besitz des Glücks zu sehen, welches der gewöhnlichen Meynung nach Rang und Reichthum gewähren, sondern weil sie etwas von der Wichtigkeit, die eine vornehme Verbindung ihr geben würde, auf sich zu ziehen hoffte. Sobald sie also erfuhr, daß Valancourt der Neffe einer Person von so | viel Wichtigkeit als Madame Clairval war, wünschte sie sehnlich eine Verbindung, die Emilien für die Zukunft Rang und Vermögen hoffen ließ, und ihr selbst die Wichtigkeit mitzuthemen versprach, nach der sie so sehnlich trachtete. Ihre Berechnungen auf Vermögen bey dieser Heirath gründeten sich mehr auf ihre Wünsche, als auf einen Wink von Valancourt, oder auf besondere Wahrscheinlichkeit; denn wenn sie auf den Reichthum der Madame Clairval rechnete, mußte sie ganz vergessen haben, daß diese eine Tochter besaß. Valancourt hingegen hatte diesen Umstand nicht vergessen, und die Rücksicht, die er darauf nahm, machte ihn so bescheiden in seinen Erwartungen auf Madame Clairval, daß er bey seinem ersten Gespräch mit Madame Cheron, seiner Verwandtschaft mit ihr gar nicht einmal erwähnte. Indessen mochte es auch mit Emiliens künftigen Vermögen noch so unsicher stehn, so war es doch gewiß, das jetzt ein gewisses Ansehn dadurch auf sie zurückfallen mußte, da Madame Clairval durch den Glanz und die Pracht ihres Hauses den Neid der ganzen Nachbarschaft und die Nachahmung eines Theils derselben erregte. Sie hatte also eben so wenig Rücksicht auf ihrer Nichte Glück genommen, als sie eine Verbindung, von der das Ende noch fern und ungewiß war, bewilligte, als sie damals darauf nahm, da sie diese Verbindung durchaus verwarf: demohngeachtet sie die Mittel in Händen hatte, sie sowohl gewiß als der Klugheit gemäß zu machen, so war doch dies auf keine Weise ihre gegenwärtige Absicht.

| Von dieser Zeit an machte Valancourt fleissig Besuche bey Madame Cheron, und Emilie brachte in seiner Gesellschaft die

glücklichsten Stunden hin, die sie seit ihres Vaters Tode verlebt hatte. Beyde waren zu sehr mit dem gegenwärtigen Augenblick beschäftigt, um ernsthaften Gedanken für die Zukunft Raum zu geben. Sie liebten und wurden geliebt, und fühlten nicht, daß diese Zärtlichkeit, welche das Glück ihrer jetzigen Tage machte, vielleicht das Leiden ganzer Jahre nach sich ziehen würde. Madame Cheron trat indessen in nähern Umgang mit Madame Clairval, und ihre Eitelkeit fühlte sich nicht wenig dadurch geschmeichelt, bey jeder Gelegenheit der Neigung zwischen dem Neffen dieser Dame und ihrer Nichte Erwähnung zu thun.

Auch Montoni war jetzt ein täglicher Gast im Schlosse und Emilie sah nur zu deutlich, daß er wirklich den Anbeter, und zwar den begünstigten Anbeter bey ihrer Tante machte.

Auf solche Art verstrichen die Wintermonate für Valancourt und Emilien nicht nur in Frieden, sondern in allem Genusse beglückter Zärtlichkeit; sein Regiment stand so nahe bey Toulouse, daß er leicht zu ihnen herüber kommen konnte. Der Pavillon auf der Terasse war ihr Lieblingsaufenthalt; Emilie pflegte hier mit Madame Cheron bey der Arbeit zu sitzen, während Valancourt ihnen Werke des Genies und Geschmackes vorlas, mit Vergnügen die Ausbrüche ihrer Begeisterung anhörte, seine eigne äusserte, und neue Gelegenheit fand zu bemerken, daß ihre Seelen geschaffen wären, eines des andern Glück zu machen, da ein Geschmack, einerley edle und wohlwollende Gesinnungen sie zu beseelen schienen.

### Dreizehntes Kapitel

Madame Cherons Geitz gab endlich ihrer Eitelkeit nach. Einige glänzende Feste, die Madame Clairval gegeben hatte, und die allgemeine Huldigung, die man ihr bewieß, machte sie begieriger als jetzt, eine Verbindung fest zu knüpfen, die ihr in ihrer eignen und in der Meinung der Welt ein so hohes Gewicht geben mußte. Sie schlug Heirathspunkte vor, und erbot sich, Emilien eine Ausstat-

tung zu geben, wofern Madame Clairval sich zu ähnlichen Bedingungen für ihren Neffen verstehn wollte. Madame Clairval gab diesem Vorschlag Gehör, und nahm ihn an, weil sie Emilien mit allem Recht als die künftige Erbin des Reichthums ihrer Tante betrachtete. Emilie wußte indessen von der ganzen Verhandlung nichts, bis Madame Cheron ihr sagte, daß sie sich zur Hochzeit, die ohne weitem Aufschub gefeyert werden würde, bereit halten sollte. Voll Erstaunen und durchaus unfähig, sich diese plötzliche Beschleunigung zu erklären, die Valancourt nicht gesucht hatte – denn er wußte nicht, was | zwischen den ältern Damen vorgegangen war, und ließ sich ein solches Glück gar nicht träumen – machte sie gegründete Einwendungen dagegen; allein Madame Cheron, die jetzt eben so wenig Widerspruch ertragen konnte, als ehemals, stritt nun eben so eifrig für eine schleunige Heirath, als sie sich vorher auch dem entferntesten Anschein einer Möglichkeit dazu widersetzt hatte, und Emiliens Bedenklichkeiten verschwanden, als sie Valancourt wieder sah, der nun sein Glück erfahren hatte, und zu ihr eilte, um ihr Versprechen zu fodern.

Während man sich mit den Zurüstungen zu dieser Hochzeit beschäftigte, wurde Montoni der erklärte Liebhaber der Madame Cheron, und so unzufrieden auch Madame Clairval war, als sie von dieser Verbindung hörte, und sogern sie auch nunmehr die bevorstehende zwischen Valancourt und Emilien hintertrieben hätte, sagte ihr doch ihr Gewissen, daß es nicht recht sey, so mit dem Frieden zweyer Menschen zu spielen, denn Madame Clairval war zwar auch eine Frau nach der Mode, war aber doch lange nicht so weit als ihre Freundin in der Kunst gekommen, mehr Zufriedenheit aus Rang und Bewundrung als aus der innern Befriedigung ihres Gewissens zu schöpfen.

Emilie sah sowohl das Uebergewicht, welches Montoni über Madame Cheron erlangt hatte, als seine immer häufiger werden den Besuche mit innerm Misvergnügen; sie wurde in ihrer eignen Meinung von diesem Italiener durch das Urtheil Valancourts, der von je|her ein Misfallen an ihm geäußert hatte, bestärkt. Eines



Morgens, als sie bey ihrer Arbeit in dem Pavillon saß, und die erquickende Kühle des Frühlings genoß, der jetzt seine Farben über die Landschaft ausbreitete, während Valancourt ihr aus einem Buche vorlas, das er oft bey Seite legte, um zu sprechen, erhielt sie eine Auffoderung, unverzüglich zu Madame Cheron zu kommen. Sobald sie ins Zimmer trat, bemerkte sie mit Verwundrung die Niedergeschlagenheit auf ihrer Tante Gesicht, die mit der Munterkeit ihres bunten Anzugs in Widerspruch stand. –

»Sind Sie da, Nichte«, sagte Madame Cheron und schwieg wieder mit sichtlicher Verlegenheit – »ich ließ Sie rufen – denn ich wünschte – ich wünschte, Sie zu sehn, weil ich Ihnen – weil ich Ihnen etwas neues zu sagen habe. Sie müssen von dieser Stunde an den Signor Montoni als Ihren Onkel betrachten – denn diesen Morgen wurden wir verheirathet.«

Nicht sowohl über die Heirath, als über die Heimlichkeit, womit sie war vollzogen worden, und über die Verlegenheit, womit sie angekündigt wurde, erstaunt, schrieb sie endlich diese Heimlichkeit mehr Montonis Wunsche, als ihrer Tante zu. Seine Frau aber wollte, daß man gerade das Gegentheil glauben sollte, und setzte deswegen hinzu: Sie sehn, daß ich alles Aufsehn zu vermeiden gewünscht habe, allein nunmehr, da die Ceremonie vorbey ist, liegt mir nicht länger daran, und ich wünsche meinen Leuten anzukündigen, daß sie | den Signor Montoni als ihren Herrn betrachten sollen. Emilie machte einen schwachen Versuch, ihr zu dieser so sichtlich thörigten Heirath Glück zu wünschen. »Ich werde nun meine Hochzeit mit einigem Glanze feyern«, fuhr Madame Montoni fort, »und um Zeit zu gewinnen, werde ich die Anstalten benutzen, die bereits zu der Ihrigen gemacht worden sind. Diese muß nun freylich noch ein wenig verschoben werden! Was von Ihren Hochzeitskleidern bereits fertig ist, hoffe ich, werden Sie mir zu Ehren bey dieser Gelegenheit tragen. Auch wünschte ich, daß Sie Herrn Valancourt die Veränderung meines Namens kund thun, und ihn bitten möchten, es auch der Madame Clairval anzukündigen. In wenig Tagen werde ich ein großes Fest geben, wobey ich um Ihrer aller Gesellschaft bitte.«

Emilie war so sehr in Erstaunen und Nachdenken versetzt, daß sie der Madame Montoni kaum antworten konnte, doch gieng sie nach dem Pavillon zurück, um wie sie verlangt hatte, Valancourt von dem, was vorgefallen war, zu unterrichten. *Sein* herrschendes Gefühl, als er von dieser plötzlichen Heirath hörte, war nicht Erstaunen, und als er nun gar erfuhr, daß seine eigne deswegen verschoben werden mußte, und daß dieselben Anstalten im Schlosse, die gemacht worden waren, um seiner Emilie Hochzeitstag zu feyern, jezt für Madame Montoni entweiht werden sollten, erschütterten ihn abwechselnd Schmerz und Unwillen. Er konnte keine dieser Empfindungen vor | Emiliens scharfsinnigen Blicken verbergen, deren Bemühung, seinen Ernst zu zerstreuen und über seine bangen Besorgnisse zu lachen, fruchtlos blieben. Er nahm endlich mit einer ernstern Zärtlichkeit, die sie tief erschütterte, Abschied; sie vergoß sogar Thränen als er am Ende der Terasse verschwand, ohne selbst genau zu wissen warum.

Montoni nahm nunmehr vom Schlosse und von der Herrschaft über die Bewohner desselben mit der Gleichgültigkeit eines Mannes Besitz, der schon lange beydes als sein Eigenthum betrachtet hatte. Sein Freund Cavigni, der sich ihm sehr nützlich dadurch gemacht hatte, daß er der Madame Cheron die Aufmerksamkeit und Schmeicheley bewieß, die sie forderte, die aber Montoni nur zu oft empörten, erhielt ebenfalls Zimmer im Schlosse, und wurde von den Bedienten mit eben dem Gehorsam als der Herr des Hauses behandelt.

Nach wenig Tagen gab Madame Montoni, wie sie versprochen hatte, einer sehr zahlreichen Gesellschaft ein großes Fest. Valancourt erschien unter den Gästen, Madame Clairval aber lehnte es ab zu kommen. Es wurde Concert, Ball und Soupee gegeben. Valancourt war natürlich Emiliens Gefährter, und wenn ihm gleich, so oft er die Dekorationen der Zimmer ansah, der Gedancke einfallen mußte, daß sie zu einer andern Feyer bestimmt gewesen waren, so suchte er doch seinen Schmerz durch den Gedanken zu unterdrücken, | daß nur noch kurze Zeit verstreichen würde, bis

sie ihre ursprüngliche Bestimmung erhielten. Madame Montoni tanzte, lachte und scherzte den ganzen Abend hindurch unaufhörlich, während Montoni, still, zurückhaltend und stolz, der ganzen Parade und der frivolen Gesellschaft, die sie herbey gezogen hatte, herzlich überdrüssig schien.

Dies war das erste und letzte Fest, das zu dieser Hochzeitsfeyer gegeben wurde. So sehr auch Montonis ernsthaftes Temperament und sein finstrier Stoltz ihn abhielten, solche Feste zu geniessen, war er doch sehr geneigt, sie zu befördern. Er konnte nicht leicht in irgend einer Gesellschaft einen Mann von mehr Gewandtheit und noch seltner von mehr Verstande, als er selbst besaß, antreffen, folglich mußte bey solchen Gesellschaften oder bey den Bekantschaften, die daraus entstanden, der Vortheil immer auf seiner Seite seyn; und da er die eigennützigten Absichten kannte, weswegen sie gewöhnlich besucht werden, so war es ihm nicht zuwider, seine Talente in der Verstellungskunst mit andern, die sich um Talent und Auszeichnung bewarben, zu messen. Seine Frau aber, die so oft ihr eignes Selbst unmittelbar ins Spiel kam, mehr Scharfsinn als Eitelkeit besaß, war sich bewußt, daß sie an persönlichen Reizen andern Weibern nachstand, und dies Bewußtseyn, mit der dabei natürlichen Eifersucht verbunden, machte sie weniger geneigt, als er es war, sich in alle Gesellschaften, die Toulouse nur aufbringen konnte, zu mischen. Ehe sie noch, ihrer Meynung nach, die Zärtlichkeit eines Ehegatten aufs Spiel zu setzen hatte, konnte sie keinen Bewegungsgrund haben, diese unwillkommne Wahrheit zu entdecken, und wirklich hatte sie sich ihr bisher noch nie aufgedrungen; jetzt aber, da ihre Klugheit durch diese Betrachtung aufgeboten wurde, widersetzte sie sich ihres Mannes Hange zur Gesellschaft um so eifriger, da sie glaubte, daß er wirklich bey den Frauenzimmern des Orts so gut angeschrieben wäre, als er in der Zeit seiner Bewerbung um ihre Hand sie hatte glauben lassen.

Es war erst wenig Wochen seit ihrer Heirath verstrichen, als Madame Montoni Emilien ankündigte, daß der Signor nach Ita-

lien zurückzugehn dächte, so bald die nöthigen Zurüstungen zu einer so langen Reise getroffen seyn würden. Wir werden, sagte sie, nach Venedig, wo der Signor ein schönes Haus hat, und von da nach seinem Gute in Toscanien gehn. »Warum machen Sie ein so ernsthaftes Gesicht, Kind? – Da Sie so sehr ein romantisches Land und schöne Aussichten lieben, werden Sie gewiß viel Vergnügen von dieser Reise haben.«

»Soll ich denn von der Gesellschaft seyn, Madame?« fragte Emilie mit äusserstem Erstaunen.

»Unfehlbar, wie können Sie sich nur einbilden, daß wir Sie zurücklassen würden! Aber Sie denken vermuthlich an den Chevalier; ich glaube, er weiß noch nichts von der Reise, allein er wird es bald erfahren. Signor Montoni ist zu Madame Clairval gegangen, um sie von unsrer Reise zu benachrichtigen und ihr zu sagen, daß für jetzt an die bewußte Verbindung zwischen den Familien nicht mehr zu denken ist.«

Die Fühllosigkeit, womit Madame Montoni ihrer Nichte ankündigte, daß sie sich vielleicht auf immer von dem Manne trennen müßte, mit dem sie fürs ganze Leben vereinigt zu werden gehofft hatte, erhöhte die Kränkung, die sie auf jeden Fall bey einer solchen Nachricht empfinden mußte. Sobald sie sprechen konnte, fragte sie ihre Tante um die Ursache der plötzlichen Veränderung ihrer Gesinnung gegen Valancourt, allein sie konnte nichts weiter zur Antwort erhalten, als daß der Signor diese Verbindung nicht zugeben wollte, weil er sie für weit unter dem hielte, was Emilie zu erwarten berechtigt sey.

»Ich überlasse jetzt diese Sache dem Signor ganz allein«, setzte Madame Montoni hinzu, »doch muß ich sagen, daß Herr Valancourt niemals ein Liebling von mir gewesen ist, und daß ich mich nur habe übertäuben lassen, sonst hätte ich nimmermehr meine Einwilligung geben können. Ich war schwach genug – ich bin denn zuweilen so eine gute Närrin, mich von andrer Leute Traurigkeit rühren zu lassen, und opferte so mein bestes Urtheil Ihrem Grame auf. Allein der Signor hat mir diese Thorheit sehr nachdrücklich

verwiesen, und soll mir gewiß nicht zum zweitenmal einen Vorwurf machen dürfen. Ich will also, daß Sie sich denjeni|gen unterwerfen, die Sie besser zu lenken wissen, als Sie sich selbst – ich will, daß Sie sich nach uns richten sollen.«

Emilie würde über den Inhalt dieser Rede in Erstaunen gerathen seyn, wäre nicht ihre Seele durch den plötzlich erlittenen Stoß so sehr überwältigt worden, dass sie kaum eine Sylbe von dem, was zuletzt zu ihr gesagt wurde, verstand. Welche Schwächen auch Madame Montoni besitzen mochte, so hätte sie doch sicher nicht nötig gehabt, Mitleid und zärtliche Schonung gegen die Gefühle anderer, und besonders gegen Emilien, darunter zu zählen. Derselbe Ehrgeiz, der sie noch vor kurzem dahin gebracht hatte, eine Verbindung mit Madame Clairvals Familie zu suchen, bewegte sie jetzt, da ihre Wichtigkeit und zugleich ihre Ansprüche für ihre Nichte durch ihre Heirath mit Montoni in ihren eignen Augen gestiegen waren, sie von sich zu weisen.

Emilie war zu tief erschüttert, um Gründe oder Bitten anzuwenden, und als sie endlich das letzte versuchte, erstickte ihre Bewegung die Sprache, und sie zog sich in ihr Zimmer zurück, um über diesen plötzlichen, sie ganz überwältigenden Streich des Unglücks nachzudenken, wenn anders denken in ihrem Gemüthszustande möglich war. Es dauerte lange, ehe sie ihre Lebensgeister hinlänglich sammeln konnte, um das Nachdenken zuzulassen, das endlich dunkel und schrecklich sie befiel. Sie sah, daß Montoni seine eigne Vergrößerung durch sie suchte, und es fiel ihr ein, dass sein | Freund Cavigni vielleicht die Person seyn könnte, für die er sich interessirte. Die Aussicht nach Italien zu gehn, verfinsterte sich immer mehr vor ihr, wenn sie die tumultuarische Lage dieses Lands bedachte, das damals durch bürgerlichen Aufstand zerrissen wurde, wo jeder kleine Staat mit seinem Nachbar im Kriege stand, und jedes Schloß sogar den Angriff eines Eroberers ausgesetzt war. Sie dachte an die Person, deren unmittelbarer Führung sie anvertraut werden sollte, an die weite Kluft, die bald zwischen ihr und Valancourt befestigt seyn würde; bey der Erinnerung an ihn ver-

schwand jedes andre Bild aus ihrer Seele, und jeder Gedanke wurde aufs neue durch den Schmerz verdrängt.

Sie brachte einige Stunden in diesem unruhigen Zustande hin, und als sie zu Tisch gerufen wurde, bat sie um Erlaubniß, in ihrem Zimmer zu bleiben; Madame Montoni aber war allein, und die Bitte wurde abgeschlagen. Emilie sowohl als ihre Tante sprachen wenig während der Mahlzeit: die eine war mit ihrem Schmerz beschäftigt, die andre fühlte sich durch Montonis unerwartete Abwesenheit gekränkt: denn seine Entfernung beleidigte nicht nur ihre Eitelkeit, sondern machte auch ihre Eifersucht rege, weil sie glaubte, daß eine geheime Verabredung Ursache daran sey. Sobald die Bedienten hinausgegangen waren, und sie sich allein sahe, brachte Emilie das Gespräch auf Valancourt; allein ihre Tante, die sich weder zum Mitleid sänftigen, noch zu Gewissensbissen erwecken ließ, gerieth in | Wuth, daß man sich ihrem Willen widersetzen, oder Montonis Autorität in Zweifel ziehn könnte, wiewohl Emilie dies letzte mit ihrer gewöhnlichen Sanftmuth that. Nach einem langen, qualvollen Gespräch zog sie sich endlich in Thränen zurück.

Indem sie durch den Saal gieng, trat jemand durch die große Thüre herein. Sie glaubte, es sey Montoni, und wollte mit schnelleren Schritten weiter gehn, als sie Valancourts wohlbekannte Stimme hörte.

»Emilie, o meine Emilie!« rief er mit stammelnder Zunge. Sie drehte sich um, und als er ihr näher kam, erschrak sie über den Ausdruck seines Gesichts, und über die wilde Verzweiflung in seiner Miene. »In Thränen Emilie! ich wünschte mit Ihnen zu sprechen«, rief er; »ich habe Ihnen viel zu sagen. Führen Sie mich an einen Ort, wo wir ungehindert reden können. Allein Sie zittern, Sie befinden sich nicht wohl – Lassen Sie mich Sie zu einem Stuhl führen!«

Er sah die Thüre eines Zimmers offen, und nahm sie eilends bey der Hand, um sie dahin zu führen; allein sie versuchte sie zurück-zuziehn, und sagte mit mattem Lächeln: »mir ist schon besser, wenn Sie meine Tante zu sehn wünschen, sie ist im Eßzimmer.«

»Ich muß mit Ihnen sprechen, meine Emilie«, erwiderte Valancourt »– großer Gott! ist es schon dahin gekommen! Sind Sie in der That so bereit, mich aufzugeben? Allein dies ist ein unschicklicher Ort; man kann mich hören. Lassen Sie sich erbitten, mir Ihre Auf|merksamkeit zu schenken, wenn es auch nur auf wenig Minuten seyn kann.« – »Wenn Sie meine Tante werden gesehn haben«, sagte Emilie! – »Ich war elend genug, als ich hierher kam«, rief Valancourt, »vermehrten Sie mein Elend nicht durch diese Kälte, durch diese grausame Verweigerung!«

Die Traurigkeit, womit er dies sagte, rührte sie beynahe bis zu Thränen, allein sie beharrte auf ihrer Weigerung ihn zu hören, bevor er mit Madame Montoni würde gesprochen haben. »Wo ist ihr Mann, wo ist denn Montoni? mit ihm, mit ihm muß ich sprechen«, sagte er mit veränderter Stimme.

Emilie, die die Folgen des Unwillens fürchtete, der in seinen Augen flammte, sagte ihm zitternd, daß Montoni zu Hause wäre, und bat ihn flehentlich, seinen Unwillen zu mässigen. Bey dem bebenden Ton ihrer Stimme schmolz der wilde Blick seiner Augen sogleich in Zärtlichkeit. »Ihnen ist nicht wohl, Emilie«, sagte er, »sie werden uns beyde tödten! Vergeben Sie mir daß ich an Ihrer Liebe zweifeln konnte.«

Emilie widerstand ihm nicht länger, als er sie in ein anstoßendes Zimmer führte. Die Art wie er Montoni nannte, hatte sie für seine eigne Sicherheit so besorgt gemacht, daß sie jetzt nur darauf dachte, den Wirkungen seiner gerechten Rache vorzubeugen. Er hörte ihre Bitten aufmerksam an, beantwortete sie aber nur mit Blicken der Zärtlichkeit und des Schmerzes, und bemühte sich, um die ängstlichen Besorgnisse, welche sie quälten, zu stillen, seine Gesinnungen gegen Montoni so viel als möglich zu verheelen. Allein sie durchschaute den Schleyer, worin er seinen Unwillen gehüllt hatte, und da seine angenommene Ruhe sie nur noch mehr besorgt machte, legte sie ihm endlich ans Herz, wie unweise es sey, Montoni zu einer Unterredung zu zwingen, und irgend einen Schritt zu thun, wodurch ihre Trennung unabänderlich gemacht

werden könnte. Solchen Gründen mußte Valancourt Gehör geben, und ihre rührenden Bitten entlockten ihm das Versprechen, daß er, wenn auch Montoni auf seinem Vorsatz, sie zu trennen, beharrte, doch nicht suchen würde, sein Unrecht durch Gewalt zu rächen. »Um meinetwillen!« sagte Emilie. »Lassen Sie sich den Gedanken an das, was ich leiden würde, von solcher Rache abhalten!« – »Um Ihrentwillen!« erwiderte Valancourt, und seine Augen füllten sich mit Thränen der Zärtlichkeit und des Schmerzes, während er sie anstaunte. – »Ja, ja, ich werde mich selbst überwinden! Allein wenn ich gleich Ihnen mein feyerliches Versprechen, dies zu thun, gegeben habe, so erwarten Sie doch nicht, daß ich mich Montonis Gewalt geduldig unterwerfe: könnte ich es, so würde ich Ihrer unwerth seyn. Und doch, Emilie! wie lange wird er mich vielleicht verdammen, ohne Sie zu leben! Wie lange wird es währen, ehe Sie nach Frankreich zurückkommen!« –

| Emilie suchte ihn durch die Versicherung ihrer unwandelbaren Liebe und durch die Vorstellung, daß sie in nicht viel länger als einem Jahre mündig und folglich von der Vormundschaft ihrer Tante befreyt seyn würde, zu trösten. Diese Versicherungen konnten Valancourt wenig Beruhigung geben, wenn er bedachte, daß sie alsdann in Italien und in der Gewalt von Menschen wäre, deren Herrschaft über sie nicht mit ihren Rechten aufhören würde – allein er stellte sich, als fühle er sich dadurch beruhigt. Emilie, durch das Versprechen, welches sie von ihm erhalten hatte, und durch seine anscheinende Fassung getröstet, war im Begrif ihn zu verlassen, als ihre Tante ins Zimmer trat. Sie warf auf ihre Nichte, die sich sogleich entfernte, einen strengen, verweisenden Blick und auf Valancourt einen Blick voll stolzen Unwillens.

»Dies Betragen hätte ich nicht von Ihnen erwartet«, sagte sie, »ich erwartete sicher nicht, Sie in meinem Hause zu sehn, seit Ihnen gesagt war, daß Sie nicht länger willkommen wären, und noch weniger hätte ich geglaubt, daß Sie eine geheime Unterredung mit meiner Nichte suchen, oder daß Emilie sie zugestehn würde.«



Valancourt, der es nothwendig fand, Emilien von dieser Beschuldigung zu rechtfertigen, erklärte ihr, daß die Absicht seines Besuchs gewesen sey, mit Montoni zu sprechen, und äußerte sich über die Veranlassung dazu mit der Mäßigung, welche mehr Madame | Montonis Geschlecht als ihre persönlichen Eigenschaften ihm auflegte.

Sie beantwortete seine Vorstellungen durch Grobheiten; beklagte aufs neue, daß ihre Klugheit immer dem, was sie Mitleid nannte, nachgegeben hätte, und setzte hinzu, sie fühlte die Thorheit in diese Verbindung eingewilligt zu haben, so sehr, daß sie, um nicht wieder in eine ähnliche Schwäche zu fallen, die Sache gänzlich dem Signor Montoni übergeben hätte.

Valancourts beredte Gründe bewirkten zwar endlich, daß sie das Unwürdige ihres Betragens einigermaßen fühlte, und wenigstens Schaam, wenn auch keine Gewissensbisse empfand. Sie haßte Valancourt als den Urheber dieses peinlichen Gefühls, und mit der Unzufriedenheit über sich selbst, stieg in gleichem Maße ihre Abneigung gegen ihn. Ja, sie wurde um so bitterer, da die Mäßigung, womit er vermied, sie anzuklagen, sie sich selbst anzuklagen zwang, und sie weder hoffen ließ, daß dies verhaßte Gemälde, was sie von sich selbst erblickte, eine Uebertreibung seines gegen sie gefaßten Vorurtheils sey, noch ihr eine Entschuldigung gab, den heftigen Unwillen, womit sie es betrachtete, zu äussern. Endlich stieg ihr Zorn zu einer solchen Höhe, daß Valancourt sich genöthigt sah, schnell das Haus zu verlassen, um nicht durch eine unbesonnene Antwort seine eigne Achtung zu verscherzen. Er überzeugte sich nunmehr vollkommen, daß er von Madame Montoni nichts zu hoffen hatte, denn welches | Mitleid oder Gerechtigkeit ließ sich wohl von einer Person erwarten, die ihr Unrecht fühlte, ohne es zu bereuen.

Von Montoni konnte er sich eben so wenig versprechen, denn es war augenscheinlich, daß der Plan sie zu trennen, von ihm herührte, und es ließ sich nicht erwarten, daß er seine eignen Entwürfe Bitten oder Vorstellungen aufopfern würde, die er voraus gesehn

und ihnen Widerstand zu leisten, sich vorbereitet haben mußte. Da er sich indessen seines Versprechens gegen Emilien erinnerte, und da ihm mehr der Gedanke an seine Liebe, als die Furcht, seinem Ansehn etwas zu vergeben, am Herzen lag, so hütete er sich sehr, etwas zu thun, wodurch er Montoni unnöthiger Weise aufbringen könnte. Er schrieb ihm, nicht um eine Zusammenkunft zu *fodern*, sondern um darum zu *bitten*, und nachdem er dies gethan hatte, bemühte er sich, seine Antwort ruhig zu erwarten.

Madame Clairval verhielt sich leidend bey der Sache. Als sie ihre Einwilligung zu Valancourts Heirath gab, stand sie in dem Glauben, daß Emilie Madame Montonis Vermögen erben würde, und wenn gleich, da sie bey der Verheirathung der leztern einsah, wie trüglich diese Erwartung gewesen war, ihr Gewissen sie abhielt, einen Schritt zu thun, um diese Verbindung zu hintertreiben, so war doch auch ihr Wohlwollen nicht lebhaft und thätig genug, um sie dahin zu bringen, jezt etwas zur Beförderung derselben zu thun. Es war ihr im Gegentheil heimlich lieb, Valancourt von einer Verbindung losgemacht zu sehn, die sie in Betref des Vermögens eben so sehr unter den Ansprüchen hielt, wozu seine Vorzüge ihn berechtigten, als Montoni sie herabsetzend für Emiliens Schönheit glaubte. Wenn auch ihr Stolz sich gekränkt fühlte, daß man einen so nahen Verwandten von ihr verwarf, so verachtete sie es doch, ihre Empfindlichkeit anders, als durch Stillschweigen zu zeigen.

Montoni gab Valancourt zur Antwort, da eine Zusammenkunft zwischen ihnen, weder die Einwendungen des Einen aus dem Wege räumen, noch die Wünsche des Andern vernichten könnte, so würde sie nur dazu dienen, einen unnützen Streit zwischen ihnen anzuspinnen und er hielte es also für klüger, sie abzulehnen.

Nur Rücksicht auf die Gründe der Klugheit, worauf Emilie ihn aufmerksam gemacht hatte, und auf sein ihr gethanes Versprechen, konnte die Aufwallung unterdrücken, die ihn nach Montonis Hause trieb, um zu fodern, was man seinen Bitten verweigert hatte. Er wiederholte nur sein Gesuch, ihn zu sehn, verstärkt durch alle Gründe, die seine Lage ihm eingeben konnte. So verstrichen einige

Tage in unablässigen Vorstellungen von der einen, und unerbittlicher Verweigerung von der andern Seite: denn es mochte nun Furcht, oder Schaam, oder der Haß seyn, der aus beyden entsteht, was Montoni den Mann scheuen | ließ, den er beleidigt hatte; genug er beharrte durchaus auf seiner Weigerung, und ließ sich weder durch den Schmerz, den Valancourts Briefe verrieten, zum Mitleid bewegen, noch durch die Stärke seiner Gründe, zur Reue über seine Ungerechtigkeit erwecken. Endlich aber, als Valancourt seine Briefe uneröffnet zurück bekam, vergaß er in den ersten Augenblicken leidenschaftlicher Verzweiflung jedes Emilien gethane Versprechen, das feyerliche ausgenommen, wodurch er sich verbunden hatte, alle Gewaltthätigkeiten zu vermeiden, und eilte nach Montonis Schlosse, mit dem festen Vorsatz ihn zu sehn, auf welche Art es auch sey. Montoni ließ sich verläugnen, und als Valancourt darauf nach Madame und nach Fräulein St. Aubert fragte, verweigerten ihm die Bedienten durchaus den Eingang. Um sich in keinen Streit mit ihnen einzulassen, gieng er endlich fort, und kam in einem Zustand der Seele, der nahe an Wahnsinn gränzte, zu Haus. Hier schrieb er Emilien ohne allen Rückhalt den Schmerz seines Herzens, und flehte sie an, da er auf keine andre Weise hoffen könnte, sie zu sehn, ihm ohne Montonis Vorwissen eine Zusammenkunft zu erlauben. Bald nachher aber legte sich die Leidenschaft; er fühlte, daß er Unrecht gethan hatte, durch die zu starke Schilderung seines Leidens Emiliens Schmerz noch zu erhöh'n, und hätte die halbe Welt geben mögen, um seinen Brief zurück nehmen zu können. Die argwöhnische Vorsicht der Madame Montoni ersparte indessen Emilien diese Pein. Sie hatte Befehl gegeben, daß alle Briefe, die an ihre Nichte einliefen, | ihr eingehändigt werden sollten, und nachdem sie diesen gelesen, und den Zorn ausgeschüttet hatte, den Valancourt durch die Art, wie er Montonis erwähnte, bey ihr erregte, übergab sie ihn den Flammen.

Montoni sehnte sich indessen mit jedem Tage mehr, Frankreich zu verlassen, und trieb sowohl die Bedienten, die sich mit den Zurüstungen zur Reise beschäftigten, als die Personen, mit denen

er noch besondere Geschäfte abzumachen hatte, zur Beschleunigung an. Die Briefe, worin Valancourt, da er wohl sah, daß er alles andere aufgeben mußte, wenigstens um die Erlaubniß, Emilien Lebewohl sagen zu dürfen, gebethen hatte, übergieng er mit hartnäckigem Stillschweigen. Als aber Valancourt erfuhr, daß sie wirklich in wenig Tagen abreisen, und daß er sie nicht mehr sehn sollte, vergaß er alle Rücksichten der Klugheit und wagte es in einem zweyten Briefe an Emilien auf eine heimliche Heirath anzutragen. Auch dieser Brief fiel Madame Montoni in die Hände, und der letzte Tag von Emilien's Aufenthalt zu Toulouse erschien, ohne Valancourt nur eine Zeile, seine Leiden zu mildern, nur ein Fünkchen von Hoffnung mitzubringen, daß ihm vergönnt werden sollte, sie noch einmal zu sehen.

Emilie war in dieser Zeit der quälenden Ungewißheit für Valancourt in die Art von Betäubung versunken, worin plötzliches und unhelfbares Unglück die Seele oftmals stürzen kann. Sie liebte ihn mit der wärmsten Zärtlichkeit; sie war lange gewohnt gewesen, ihn als den Freund und Gefährten aller ihrer künftigen Tage zu betrachten, und kannte keinen Gedanken an Glück, der nicht mit dem Gedanken an ihn verbunden war. Was mußte sie also empfinden, da sie so plötzlich, vielleicht auf immer von ihm getrennt werden sollte; da sie die Gewißheit vor sich sah, in ferne Theile der Welt geworfen zu werden, wo keiner nur von des andern Daseyn hören konnte, und das alles, um dem Willen eines Fremden – denn das war doch Montoni – und einer Person zu gehorsamen, die noch vor kurzem ihre Verbindung eifrig betrieb! Vergebens suchte sie ihren Schmerz zu bekämpfen, und sich dem, was sie nicht ändern konnte, zu unterwerfen. Valancourts Stillschweigen betrübte sie mehr, als es sie befremdete, weil sie die Ursache richtig errieth; als aber der Tag vor ihrer Abreise aus Toulouse erschien und sie nun zu deutlich sah, daß ihm nicht vergönnt werden sollte, Abschied von ihr zu nehmen, überwältigte der Schmerz jede andre Rücksicht, die sie abgehalten hatte, von ihm zu sprechen, und sie fragte Madame Montoni, ob man ihm diesen kleinen Trost verweigert hätte? Ihre Tante bejahte

es, und setzte hinzu, daß nach dem Betragen, wodurch Valancourt sie bey ihrer letzten Zusammenkunft aufgebracht, und nach der Unverschämtheit, womit er den Signor durch seine Briefe verfolgt hätte, würden keine Bitten weiter helfen.

| »Wenn der Chevalier diese Gefälligkeit von uns erwartet«, sagte sie, »so hätte er sich ganz anders benehmen, er hätte geduldig warten sollen, bis er gemerkt hätte, ob wir dazu geneigt wären; allein er mußte nicht kommen, und mir Grobheiten sagen, weil ich nicht für gut fand, ihm meine Nichte zu geben, und eben so wenig mußte er den Signor hartnäckig verfolgen, weil er nicht für gut fand, sich über eine so kindische Sache in Streit einzulassen. Sein ganzes Betragen überhaupt ist äusserst dreist und unverschämt gewesen, ich verlange durchaus, daß sein Name nie wieder genannt wird, und daß Sie mit diesem kindischen Jammern und Winseln aufhören, und wieder wie andre Leute, nicht aber mit einem so kläglichen Gesicht erscheinen, als wollten Sie alle Augenblicke anfangen zu heulen. Wenn Sie auch nichts sagen, so können Sie doch Ihren Schmerz nicht vor meinem Scharfblick verbergen. Ich sehe, daß Ihnen die Thränen schon wieder nahe sitzen, ohngeachtet ichs Ihnen verwiesen habe, ja selbst jetzt, trotz meines Verbots.« –

Emilie, die sich abgewandt hatte, um ihre Thränen zu verbergen, verließ das Zimmer, um ihnen freyen Lauf zu lassen, und der Tag verstrich in einer innern Angst, die sie noch nie in solchem Grade empfunden hatte. Sie blieb in ihrem Schlafzimmer in dem Stuhl, worin sie sich geworfen hatte, unbeweglich sitzen, als schon längst alle andere Bewohner des Hauses sich zur Ruhe gelegt hatten. Sie konnte sich | von dem Gedanken nicht losmachen, daß sie Valancourt nie wieder sehn würde. Wie schrecklich stellte die Entfernung, welche bald sie trennen sollte, sich ihrer Einbildungskraft dar! Die Alpen, diese furchtbaren Mauern, drohten empor zu steigen, ganze Länder sich zwischen den Regionen, wo jedes leben mußte, auszustrecken. In angränzenden Provinzen zu leben, in demselben Lande zu leben, wenn auch ohne ihn zu sehn, war

Glückseligkeit in Vergleich der Ueberzeugung, so schrecklich weit getrennt zu seyn.

Ihre Seele wurde durch alle diese Betrachtungen so sehr erschüttert, daß sie sich plötzlich einer Ohnmacht nahe fühlte; sie sah sich im Zimmer nach etwas um, womit sie sich wieder stärken könnte, und da ihr das Fenster ins Auge fiel, sammelte sie noch so viel Kräfte, es zu öffnen, und sich daneben zu setzen. Die frische Luft stärkte ihre Lebensgeister wieder, und das stille Mondlicht, das auf eine lange Ulmenallee vor dem Fenster fiel, wiegte sie in sanfter Ruhe und machte sie geneigt zu versuchen, ob Bewegung und frische Luft den innern Schmerz, der ihre Schläfen zusammen preßte, lindern würde. Im Schlosse war alles still, und sie schlich, wie sie glaubte unbemerkt, die große Treppe, die in den Saal führte, aus welchem eine Thüre unmittelbar in den Garten gieng, herunter, öffnete die Thüre, und betrat die Allee. Sie gieng bald mit schnellen, bald mit schwankenden Schritten, getäuscht durch die Schatten zwischen den Bäumen; sie glaubte | jemand in der Ferne zu entdecken, und fürchtete es möchte ein Spion von Madame Montoni seyn. Doch überwand ihr Verlangen, den Pavillon wieder zu sehn, wo sie so manche glückliche Stunde mit Valancourt zugebracht, mit ihm die weite Aussicht auf Languedoc und auf ihr Geburtsland Gasconien bewundert hatte, ihre Furcht, und sie gieng auf die Terasse zu, die längs dem obern Garten hinlief, und mit dem untern durch eine Marmortreppe, die an die Allee stieß, zusammenhieng.

Nachdem sie diese Stufen erreicht hatte, stand sie einen Augenblick still, um sich umzusehn, denn ihre Entfernung vom Schlosse vermehrte jezt die Furcht, welche die Stille und Dunkelheit der Stunde erregt hatte. Da sie aber nichts wahrnahm, was sie rechtfertigen konnte, stieg sie die Terasse hinauf, wo das Mondlicht den langen breiten Gang mit dem Pavillon am äussersten Ende beleuchte, während die Strahlen das Laub der hohen Bäume und Gesträuche, die ihn zur Rechten begränzten, und das kleine Wäldchen das sich zur Linken sanft erhob, versilberten. Ihre Entfernung vom Schlosse machte sie aufs neue unruhig; sie stand still um

zu lauschen; die Nacht war so still, daß kein Laut ihr entweichen konnte, allein sie hörte nur die süßklagende Stimme der Nachtigall, und das leichte Rauschen des Laubes. Als sie den Pavillon erreicht hatte, schwächte die Dunkelheit den Eindruck nicht, den ein voller Anblick der wohlbekanntes Gegend | in ihr würde erregt haben. Sie öffnete die Fenster, und sah unter der belaubten Wölbung die vom Monde beleuchtete Landschaft schattigt und sanft da liegen. Wald und Thal streckten sich allmählig und in einander verschmelzend, vor dem Auge hin, die fernen Berge fiengen einen stärkern Schimmer auf, und der näher liegende Fluß spiegelte den Mond zurück und zitterte in seinen Strahlen.

Emilie fühlte die Eindrücke dieser Scene nur in so fern sie Valancourts Bild näher vor ihre Phantasie brachten. »Ach!« sagte sie mit einem tiefen Seufzer, als sie sich in einen Stuhl am Fenster warf, »wie oft haben wir auf dieser Stelle zusammen gesessen! Wie oft haben wir auf die Landschaft hingeblickt! Nimmer, nimmer werden wir sie zusammen wieder sehn – nimmer, ach! Nimmer vielleicht werden wir einander wieder erblicken!«

Schrecken erstickte plötzlich ihre Stimme; sie hörte jemand im Pavillon reden, und schrie laut auf – es sprach weiter, und sie erkannte Valancourts wohlbekannte Töne. Es war in der That Valancourt, der sie in seinen Armen hielt. Einige Augenblicke lang erstikte ihre Bewegung alle Worte. »Emilie«, sagte Valancourt endlich, indem er ihre Hand in der seinigen drückte, »Emilie!« – und die Worte erstarben aufs neue; allein der Ton, womit er ihren Namen ausgesprochen hatte, drückte alle seine Zärtlichkeit und Schmerzen aus.

| »O meine Emilie«, fieng er nach langem Schweigen wieder an, »so sehe ich Sie noch einmal wieder! so höre ich noch einmal den Ton dieser Stimme! Viele, viele Nächte lang habe ich mich in der schwachen Hoffnung Sie zu sehn, in diesen Gärten, in dieser Gegend umhergeschlichen. Es war die einzige Möglichkeit, die mir übrig blieb, und dem Himmel sey Dank, daß es endlich gelungen ist – ich bin nicht ganz zur Verzweiflung verdammt!«

Emilie sagte etwas, sie wußte kaum was, um ihre unerschütterliche Zärtlichkeit auszudrücken, und bemühte sich, den Aufruhr seiner Seele zu stillen, allein er vermochte lange Zeit hindurch seine Empfindungen nur durch unzusammenhängende Worte zu äussern. Sobald er sich einigermaßen wieder gefaßt hatte, sagte er: »ich kam bald nach Sonnenuntergang hieher, und habe die ganze Zeit in den Gärten und in dem Pavillon hier verweilt: denn wiewohl ich jetzt alle Hoffnung, sie zu sehn, aufgegeben hatte, konnte ich mich doch nicht entschließen, einen Ort zu verlassen, wo ich Ihnen so nahe war: wahrscheinlich würde ich bis zum Anbruch des Morgens hier geblieben seyn. O wie schwer sind mir die Augenblicke verstrichen, und doch so voll sich durchkreuzender Empfindungen. Oft glaubte ich Fußtritte zu hören und bildete mir ein, daß Sie herbeykämen, dann wieder hörte ich nichts als todtes, trauriges Schweigen. Als Sie aber die Thüre des Pavillons öffneten und die Dunkelheit mich verhinder|te, mit Gewißheit zu unterscheiden, ob es meine Geliebte sey, o da schlug mein Herz so stark von Hoffnung und Furcht, daß mir die Sprache vergieng. Sobald ich den klagenden Ton Ihrer Stimme hörte, verschwanden meine Zweifel, aber nicht meine Furcht, bis Sie von mir sprachen: dann aber verlor sich die Besorgniß, Sie zu erschrecken in dem Uebermaß meiner Empfindung, und es war mir nicht möglich, länger zu schweigen. O Emilie, dies sind Augenblicke, wo Freude und Schmerz so mächtig um den Vorrang kämpfen, daß das Herz kaum den Streit zu ertragen vermag.«

Emiliens Herz gestand die Wahrheit dieser Worte ein, allein die Freude, die sie empfand, Valancourt gerade in dem Augenblick zu finden, wo sie beklagt hatte, daß sie ihn wahrscheinlich nie wieder sehn würde, zerfloß bald in Schmerz, sobald Nachdenken sich ihrer bemeisterte, und die Einbildungskraft Gesichter der Zukunft hervorrief. Sie kämpfte, die ruhige Fassung der Seele wieder zu erlangen, deren sie bedurfte, um diese letzte Unterredung auszuhalten. Für Valancourt war es durchaus unmöglich; die Regungen seiner Freude verwandelten sich plötzlich in Schmerz, und er



äusserte in den leidenschaftlichsten Ausdrücken sein Grauen vor dieser Trennung, und seine Verweiflung, sie je wieder zu sehn. Emilie hörte ihm stumm weinend zu, und führte dann, um ihren eignen Schmerz zu besiegen, und den seinigen zu besänftigen alle Umstände an, die zur Hoffnung führen konnten. Allein die Stärke sei|ner Furcht ließ ihn sogleich den freundschaftlichen Betrug entdecken, womit sie sich selbst und ihn zu täuschen suchte, und rief Bilder hervor, die seiner Vernunft zu mächtig waren.

»Sie sind im Begriff«, sagte er, »von mir in ein fernes Land, o wie weit entfernt! zu gehen – Sie eilen neuer Gesellschaft, neuen Freunden, neuen Bewunderern entgegen, und zwar mit Menschen, die alles versuchen werden, mich aus Ihrem Gedächtniß zu bannen. Wie kann ich dies wissen und doch vergessen, daß Sie nie wieder für mich zurückkehren, nie, nie mein seyn werden.« Seufzer erstickten seine Stimme.

»Sie glauben also«, sagte Emilie, »daß ich die Qual, die mich zerreißt, bloß aus unbedeutenden Gründen, bloß um mein selbst willen leide? Sie glauben –«

»Leiden!« unterbrach Valancourt »– für mich leiden! O Emilie, wie süß, wie bitter sind diese Worte! welchen Trost, welche Pein enthalten sie. Ich sollte nicht an der Dauer Ihrer Liebe zweifeln, und doch ist die Inkonsequenz der Liebe so groß, daß sie stets dem Argwohn offen steht, so ungerecht er auch seyn mag: daß sie stets neue Versicherungen von dem Gegenstande ihrer Neigung fodert, und sich stets gleichsam durch neue Ueberzeugung belebt fühlt, wenn die Worte des geliebten Gegenstandes ihr sagen, daß sie ihm noch theuer ist – muß sie aber diese entbehren, so sinkt sie in Zweifel, oft in Kleinmuth zurück.«

| Er schien sich wieder zu sammeln und rief dann: »aber wie armseelig bin ich, Sie in diesen Augenblicken zu quälen, wo ich mich bemühen sollte, Sie zu trösten und aufrecht zu halten!«

Dieser Gedanke erweckte seine ganze Zärtlichkeit: bald aber fiel er wieder in Niedergeschlagenheit zurück, fühlte nur für sich selbst, und beklagte diese grausame Trennung, mit so leidenschaftlicher

Stimme, in so leidenschaftlichen Ausdrücken, daß Emilie nicht mehr ihren eignen Schmerz zu unterdrücken, oder den seinigen zu säntigen vermochte. Valancourt, von Mitleid und Liebe zerrissen, verlor die Kraft und beynahe auch den Wunsch, seine Bewegung zu unterdrücken. In den Zwischenräumen seines krampfhaften Schluchzens küßte er den einen Augenblick ihre Thränen hinweg, war dann grausam genug, ihr zu sagen, daß sie vielleicht nie wieder um ihn weinen würde, und versuchte dann wieder, ruhiger zu sprechen, konnte aber nur ausrufen: »O Emilie, mein Herz will brechen; ich kann, ich kann Sie nicht verlassen – Noch staune ich dieses Gesicht an, noch halte ich Sie in meinen Armen – eine kleine Weile noch, und dies alles wird mir ein Traum seyn! Ich werde sehen, und Sie nicht mehr sehen können – ich werde suchen, mir Ihre Züge ins Gedächtniß zu rufen, und der Eindruck wird aus meiner Einbildungskraft entflohn seyn; ich werde den Ton Ihrer Stimme hören wollen, und selbst das Gedächtniß wird stumm seyn. Ich kann, ich kann Sie nicht verlassen! War|um sollten wir das ganze Glück unsers Leben dem Willen von Menschen anvertrauen, die kein Recht haben, es zu unterbrechen, und keine Macht es zu befördern, es sey denn, daß sie meine Emilie mir schenken wollten. O Emilie, wagen Sie nur, Ihrem eignen Herzen zu trauen, wagen Sie es, auf immer mein zu seyn!« Seine Stimme bebte und er schwieg – Emilie fuhr fort zu weinen, und schwieg auch, als Valancourt eine geheime Heirath vorschlug, und sie bat, den andern Morgen in aller Frühe Madame Montonis Haus zu verlassen und mit ihm nach der Kirche der Augustiner zu gehn, wo ein Mönch bereit seyn sollte, sie zusammen zu geben.

Das Stillschweigen, womit sie einen Vorschlag anhörte, den Liebe und Verzweiflung eingegeben hatten und der ihr in einem Augenblick vorgetragen wurde, wo es kaum möglich schien, sich ihm zu widersetzen – wo ihr Herz durch den Schmerz einer, vielleicht ewigen Trennung, weich gemacht, und ihre Vernunft durch Bilder der Liebe und des Schreckens getrübt war, machte ihm Mut zu hoffen, daß Sie ihn nicht zurückweisen würde. »Sprechen Sie doch, meine

Emilie«, sagte Valancourt feurig, »und lassen Sie mich Ihre Stimme hören, lassen Sie mich Sie mein Schicksal entscheiden hören!« Sie war unvermögend zu sprechen; ihre Wange war kalt, und die Sinne schienen ihr zu vergehn, doch wurde sie nicht ohnmächtig. Valancourts aufgeschreckte Einbildungskraft stellte sie ihm sterbend | vor – er rief sie beym Namen, stand auf, um Hülfe aus dem Schlosse zu holen, und fürchtete dann wieder, wenn er an ihre Lage dachte, von ihr zu gehn, oder sie nur einen Augenblick zu verlassen.

Nach wenig Minuten stieß sie einen tiefen Seufzer aus, und fieng wieder an aufzuleben; der Kampf zwischen ihrer Liebe und der Pflicht, die sie jetzt ihres Vaters Schwester schuldig war; ihre Abneigung gegen eine geheime Heirath, ihre Furcht, unter Umständen, die den Gegenstand ihrer Liebe in Elend und Reue stürzen mußten, die Welt zu verlassen, alle diese mancherley Rücksichten waren zu viel für ein Herz, das bereits vom Kummer entnervt war, und ihre Vernunft unterlag auf einige Augenblicke. Doch siegten endlich, so hart der Kampf auch war, Pflicht und Ueberlegung über Zärtlichkeit und traurige Vorahnungen. Vor allem aber fürchtete sie, Valancourt in Unglück und leere Reue zu stürzen – die nur zu gewisse Folge einer Heirath in ihrer gegenwärtigen Lage – und vielleicht handelte sie mit mehr als weiblicher Stärke, als sie den Entschluß faßte, lieber ein gegenwärtiges Uebel zu ertragen, als sich ein fernes herbeyzuziehn.

Mit einer Offenheit, welche bewieß, wie sehr sie ihn wirklich schätzte und liebte, und die sie, wo möglich, ihm noch theurer machte, sagte sie ihm alle Gründe, weswegen sie seine Vorschläge verwarf. Diejenigen, welche die Sorge für sein eignes Glück in der Zukunft ihr eingab, widerlegte er auf der Stelle, oder | widersprach ihnen vielmehr, allein es wurden dadurch zärtliche Rücksichten für sie in ihm rege, die er im Taumel der Leidenschaft und Verzweiflung vergessen hatte, und die Liebe, die ihn vor wenig Augenblicken dahin brachte, ihr eine heimliche Heirath anzutragen, vermochte ihn jetzt, ihr zu entsagen. Der Sieg war beynahe zu viel für sein Herz; um Emiliens willen bemühte er sich, seinen Schmerz zu

ersticken, aber die immer höher steigende Empfindung wollte sich nicht unterdrücken lassen. »O Emilie!« rief er, »ich muß Sie verlassen – ich muß Sie verlassen, und weiß, daß es auf immer ist!«

Krampfhaftes Schluchzen unterbrach aufs neue seine Worte, und sie weinten still mit einander, bis Emilie sich besann, daß sie Gefahr liefen entdeckt zu werden; und, da sie es unschicklich fand, eine Unterredung zu verlängern, die ihr den Tadel ihrer Tante zuziehn konnte, rief sie alle ihre Stärke zusammen, um ihm ein letztes Lebewohl zu sagen.

»Bleiben Sie«, rief Valancourt, »ich beschwöre Sie zu bleiben, denn ich habe Ihnen noch viel zu sagen. Die Erschütterung im meinem Innern, hat mich bisher nur von dem einzigen Gegenstand, der mich beschäftigte, sprechen lassen: ich habe mich enthalten, eines sehr wichtigen Zweifels zu erwähnen, und zwar zum Theil, um mir nicht das Ansehn zu geben, als sagte ich es in der unedlen Absicht, Sie unruhig zu | machen, und Sie zur Einwilligung in meinen Vorschlag zu bewegen.«

Emilie erschrak; sie führte Valancourt aus dem Pavillon auf die Terasse und er fuhr in folgenden Worten fort.

»Dieser Montoni, ich habe verschiedene seltsame Dinge von ihm gehört. Wissen Sie gewiß, daß er zu Madame Quesnels Familie gehört, und daß sein Vermögen wirklich ist, was es scheint?«

»Ich habe keinen Grund daran zu zweifeln«, antwortete Emilie erschrocken. »Am ersten kann ich in der That nicht zweifeln, vom letztern aber bin ich nicht zu urtheilen im Stande, und ersuche Sie daher, mir alles zu eröffnen, was Sie davon wissen.«

»Das werde ich gewiß, nur sind es sehr unvollständige und unbefriedigende Nachrichten. Ich erfuhr sie zufällig von einem Italiener, der mit einem andern von diesem Montoni sprach. Sie unterhielten sich von seiner Heirath: der Italiener sagte, wenn es der wäre, den er meinte, so würde Madame Cheron nicht sehr glücklich durch ihn werden. Er äusserte hierauf in allgemeinen Ausdrücken sein Misfallen an ihm, und ließ einige Winke von seinem Character fallen, die meine Neugierde erregten, so daß ich es wagte, einige Fragen an ihn

zu thun. Er war anfangs sehr zurückhaltend, endlich aber gestand er doch, auswärts gehört zu haben, daß Montoni in verzweifelten Umständen | und ein Mensch von verzweifelttem Character sey. Er erwähnte eines Schlosses zwischen den Appeninen, das Montoni gehörte, und einiger sehr sonderbaren Umstände aus seinem vorigen Leben. Ich drang in ihn, mir mehr zu entdecken, allein ich glaube, mein zu lebhafter Antheil machte ihn misstrauisch, denn er war durchaus nicht zu bewegen, mir mehr zu entdecken. Ich sagte ihm, wenn Montoni ein Schloß in den appeninischen Gebürgen besäße, so müßte er doch wohl aus einer guten Familie und nicht ein blosser Glücksritter seyn. Er schüttelte den Kopf und sah aus, als könnte er noch weit mehr sagen, schwieg aber stille.

Die Hoffnung, etwas mehr befriedigendes, oder bestimmtes zu erfahren, machte, daß ich lange in seiner Gesellschaft blieb, allein der Italiener hüllte sich in seine Zurückhaltung, und sagte so oft ich das Gespräch erneuerte, er hätte diese Dinge nur durch flüchtige Gerüchte erfahren, worauf wenig zu bauen wäre, da dergleichen oft nur aus persönlichem Groll gesagt würde. Ich enthielt mich, weiter in ihn zu dringen, weil ich deutlich merkte, daß er wegen den Folgen von dem, was er bereits gesagt hatte, besorgt war, und mußte also über eine Sache in Ungewißheit bleiben, wo Ungewißheit bey nahe unerträglich ist. Denken Sie selbst, Emilie, was ich dabey leiden muß, Sie in ein fremdes Land reisen zu lassen, und Sie den Händen eines Mannes von so zweideutigem Character anvertraut zu wissen! Allein ich will Sie nicht unnöthiger Weise beunruhigen – es ist möglich, wie der Italiener auch anfangs | sagte, daß dieser Montoni nicht die Person ist, die er meinte. Indessen überlegen Sie alles wohl, Emilie, ehe Sie sich entschliessen, sich ihm anzuvertrauen. O ich darf mir selbst nicht trauen, sonst würde ich in Sie dringen, alle die Gründe bey Seite zu setzen, die mich noch vor wenig Minuten vermochten, der Hoffnung auf Ihren unmittelbaren Besitz zu entsagen.«

Valancourt gieng mit schnellen Schritten die Terasse auf und ab, während Emilie in tiefen Gedanken ans Geländer gelehnt, stehn

blieb. Die Nachricht, die sie eben erfahren hatte, erregte mehr Besorgnisse in ihr, als sie eigentlich bedurft hätte, und erhöhte den Kampf zwischen ihren widersprechenden Empfindungen. Montoni hatte ihr nie gefallen; sie hatte oft mit Empfindlichkeit seinen anmaßenden Stolz, seine Herrschsucht und seine finstre, mistrauische Wachsamkeit, selbst bey Kleinigkeiten, bemerkt; und der Ausdruck seines Gesichts hatte immer etwas abschreckendes für sie gehabt. Diese Bemerkungen machten sie geneigt zu glauben, daß dies wirklich der Montoni sey, den der Italiener gemeint hatte. Der Gedanke seiner unumschränkten Willkühr in einem fremden Lande unterworfen zu seyn, war ihr schrecklich, allein nicht bloß Schrecken machte sie geneigt, sich unverzüglich mit Valancourt zu verbinden. Die zärtlichste Liebe hatte bereits seine Sache geführt, war aber unermögend gewesen, ihre Begriffe von Pflicht, ihre uneigennütigen Rücksichten für Valancourt und die Delikatesse, welche sie bey dem Gedanken an eine heimliche Verbindung empörte, zu überwinden. Es ließ sich wohl nicht erwarten, daß eine unbestimmte Furcht mächtiger wirken könnte, als der vereinte Einfluß von Liebe und Schmerz; doch wurde alle ihre Kraft dadurch aufs neue hervorgerufen, und ein zweyter Kampf nothwendig gemacht.

Bey Valancourt, dessen Einbildungskraft dem Eindruck jeder Leidenschaft offen stand, dessen Besorgnisse für Emilien schon durch die bloße Erwähnung derselben, Stärke erlangt hatten, und mit jedem Augenblicke, da seine Seele darüber brütete, mächtiger wurden; bey Valancourt fand kein zweiter Kampf statt. Er glaubte im hellsten Lichte zu sehn – und Liebe bot seiner Besorgniß die Hand – daß diese Reise Emilien ins Unglück bringen würde; er beschloß also, sich ihr hartnäckig zu widersetzen, und sie zu beschwören, daß sie ihm den Titel ihres rechtmäßigen Beschützers geben möchte.

»Emilie«, sagte er mit feyerlichem Ernst; »jetzt ist nicht die Zeit, sophistischen Bedenklichkeiten nachzuhängen, und die ungewissen, verhältnismäßig unbedeutenden Umstände abzuwiegen, die

auf unser künftiges Wohl Einfluß haben können. Ich sehe jetzt deutlicher als vorhin, die Reihe ernstlicher Gefahren, die Sie bey einem Manne von Montonis Character laufen. Die dunkeln Winke des Italieners sagten viel und mehr noch sagt die Meinung, die ich von Montonis Cha|racter habe, sowie er sich in seinem Gesichte abmahlt. Mich dünkt, ich sehe in diesem Augenblick alles, worauf gedeutet werden konnte, daselbst geschrieben. Er ist der Italiener, den ich fürchte, und ich beschwöre Sie, sowohl um Ihrent als um meinethwillen, den Gefahren vorzubeugen, die ich mit Schauder voraus sehe. O Emilie, lassen Sie meine Zärtlichkeit, meine Arme Sie davon zurückhalten, geben Sie mir das Recht, Sie zu beschützen.«

Emilie seufzte nur, während Valancourt fortfuhr, mit allen Gründen, und mit allem Nachdruck, den Liebe und Verzweiflung nur eingeben können, in sie zu dringen. Allein in eben dem Maße, wie seine Einbildungskraft ihr die möglichen Uebel, denen sie ausgesetzt seyn könnte, vergrößerte, zerstreute sich der Nebel, der die ihrige umwölkt hatte, und ließ sie die übertriebnen Bilder erkennen, wodurch seine Vernunft getäuscht ward. Sie erwog, daß es wirklich noch nicht erwiesen war, daß Montoni der sey, von dem der Italiener gesprochen hatte, daß, selbst wenn er es wäre, der Fremde nur nach bloßen Gerüchten von seinem Character und schlechten Glücksumständen urtheilte, und daß man, ohngeachtet Montonis Gesicht diesen Verdacht zu rechtfertigen schien, doch auf solche Umstände keine volle Gewißheit bauen könnte. Diese Betrachtungen würden wahrscheinlich in diesem Augenblick nicht so deutlich in ihrer Seele aufgestiegen seyn, wenn nicht Valancourts Aengstlichkeit ihre Gefahr so sehr übertrieben hätte, | daß sie auf das verblendete Urtheil der Leidenschaft aufmerksam gemacht werden mußte. Während sie aber auf die sanfteste Art sich bemühte, ihn von seinem Irrthum zu überzeugen, stürzte sie ihn in einen neuen. Düstre Verzweiflung sprach plötzlich aus seiner Stimme und aus seinem Gesichte. »Emilie«, rief er, »dies, dies ist der bitterste Augenblick, den ich noch gekannt habe! Sie lieben

mich nicht; Sie können mich nicht lieben. Wenn Sie mich liebten, so könnten Sie unmöglich so kalt, so vernünftig überlegen. Mein Innres ist von Schmerz über den Gedanken an unsre Trennung, und an die Uebel, die für Sie daraus entstehn müssen, zerrissen; ich würde alles wagen, um sie zu verhindern – um Sie zu retten – Nein Emilie, nein, Sie können mich nicht lieben!«

»Wir haben jezt keine Zeit mit Ausrufungen oder Betheurungen zu verlieren«, sagte Emilie, indem sie sich bemühte, ihre Bewegung zu verbergen. »Wenn Sie erst jetzt noch erfahren müßten, wie theuer Sie meinem Herzen sind und immer seyn werden, so würde ich mich vergebens bemühn, Sie durch Worte zu überzeugen.«

Die letzten Worte erstarben auf ihren Lippen und ihre Thränen flossen schnell. Diese Worte und Thränen brachten mit unwiderstehlicher Gewalt die Ueberzeugung ihrer Liebe in Valancourts Seele zurück. Er konnte nur ausrufen: »Emilie, Emilie!« und über der Hand weinen, die er an seine Lippen drückte; sie aber raffte sich nach einigen Augenblicken von ihrem Schmerz wieder auf und sagte: »Ich muß Sie verlassen; es ist spät und man würde im Schlosse meine Abwesenheit merken. Denken Sie an mich; lieben Sie mich, wenn ich weit entfernt bin; dieser Glaube wird mein Trost seyn.«

»An Sie denken! Sie lieben!«, rief Valancourt.

»Suchen Sie diese Heftigkeit zu mäßigen! Thun Sie es um meinnetwillen!«

»Um Ihrentwillen!«

»Ja, um meinnetwillen«, versetzte Emilie mit bebender Stimme; »ich kann Sie nicht so verlassen!«

»So verlassen Sie mich nicht«, sagte Valancourt schnell; »warum sollen wir uns trennen, länger als bis Morgen uns trennen!«

»Ich bin zu schwach, ich bin wahrlich zu schwach, um dies zu ertragen«, erwiederte Emilie; »Sie zerreißen mein Herz, allein ich kann nie in diesen übereilten, unbesonnenen Vorschlag willigen.«

»Wenn wir über unsre Zeit gebieten könnten, meine Emilie, so würde es nicht so übereilt seyn; so aber müssen wir uns nach den Umständen richten.«



| »Das müssen wir freylich; ich habe Ihnen bereits mein ganzes Herz aufgeschlossen – mein Muth ist dahin. Sie gestanden die Stärke meiner Gründe ein, bis Ihre Zärtlichkeit ungewisse Schrecken hervorrief, die uns beyden unnöthige Angst gemacht haben. Schonen Sie mich! Nöthigen Sie mich nicht, die Gründe, die ich bereits angeführt habe, nochmals zu wiederholen!«

»Sie schonen!« rief Valancourt; »o ich Elender, daß ich bisher nur für mich selbst fühlen konnte! Ich, der Ihnen die Stärke des Mannes zeigen, der Sie hätte aufrecht halten sollen, ich habe mich wie ein Knabe betragen, und Ihr Leiden vermehrt! Vergeben Sie mir, Emilie, denken Sie an die Verwirrung meiner Gedanken, da ich jetzt auf dem Punkt bin, von allem zu scheiden, was mir theuer war, und vergeben Sie mir! Wenn Sie fort sind, so werde ich mich mit bittern Vorwürfen an die Leiden erinnern, die ich Ihnen verursachte, werde vergebens wünschen, daß ich Sie nur einen Augenblick sehn könnte, um Ihren Schmerz zu mildern!«

Thränen erstickten aufs neue seine Stimme, und Emilie weinte mit ihm. »Ich will mich Ihrer Liebe würdig zeigen«, sagte Valancourt endlich; »ich will diese Augenblicke nicht verlängern. Meine Emilie, o meine Emilie, vergessen Sie mich nie! Gott weiß, wenn wir | uns wiedersehn werden! ich übergebe Sie seiner Obhut. O Gott! Gott! schütze und segne Sie!«

Er drückte ihre Hand an sein Herz. Emilie sank beinahe leblos an seine Brust und vermochte weder zu weinen noch zu sprechen. Valancourt besiegte nun seinen eignen Schmerz und war nur bemüht, sie zu trösten und aufzurichten; allein alles was er sagte, schien ohne Eindruck an ihr vorüber zu gehn, und unterbrochene Seufzer waren die einzigen Lebenszeichen, die sie von sich gab.

Er führte sie langsam und schweigend nach dem Schlosse zu, und erst an dem Thore, das die Allee schloß, schien sie wieder zur Besinnung zu kommen, und, indem sie sich umsah, gewahr zu werden, wie nahe sie dem Schlosse war. »Wir müssen uns hier trennen« – sagte sie und stand still – »warum diese Augenblicke verlängern? Lehren Sie mich die Stärke, die ich vergessen habe.«

Valancourt kämpfte, sich zu fassen. »Leben Sie wohl, meine Liebe«, sagte er mit feyerlicher Zärtlichkeit; »glauben Sie mir, wir werden uns wiedersehn; uns wiedersehn, um nur für einander zu leben, um uns nie mehr zu trennen!« Seine Stimme bebte, allein er raffte sich zusammen und fuhr in festerem Tone fort: »Sie wissen nicht, was ich leiden werde, bis | ich von Ihnen höre; ich werde keine Gelegenheit versäumen, Ihnen meine Briefe zu schicken, doch zittre ich bey dem Gedancken, wie wenig solcher Gelegenheiten sich finden werden. Trauen Sie mir aber zu, meine Liebe, daß ich um Ihrentwillen diese Abwesenheit mit Stärke zu ertragen suchen werde. O wie wenig habe ich sie an diesem Abend gezeigt.«

»Leben Sie wohl«, sagte Emilie schwach. »Wenn Sie fort sind, werden mir manche Dinge einfallen, die ich Ihnen hätte sagen wollen.«

»Auch mir, gewiß auch mir!« sagte Valancourt. »Ich verließ Sie noch nie, ohne mich sogleich einer Frage, einer Bitte, oder eines Umstandes, der meine Liebe betraf, zu erinnern, den ich Ihnen so gerne gesagt hätte, und der mich nun unglücklich machte, da ich es nicht mehr konnte. O Emilie, dies Gesicht, das ich jetzt noch mit Entzücken betrachte, wird in einem Augenblick vor meinen Augen verschwunden seyn, und keine Anstrengung der Phantasie wird es mir deutlich zurückrufen können. O! welch ein unendlicher Unterschied zwischen diesem Augenblick und dem nächsten! *Jetzt* bin ich bey Ihnen, kann Sie sehen – *denn* wird alles eine traurige Larve und ich ein Wanderer seyn, der sich aus seiner einzigen Heimath vertrieben fühlt.«

Valancourt drückte sie aufs neue an sein Herz und hielt sie weinend in seinen Armen. Thränen be|sänftigten aufs neue ihre bedrückte Seele. Sie sagten einander aufs neue Lebewohl, zögerten noch einen Augenblick und schieden. Valancourt schien sich gewaltsam loszureissen; er gieng schnell die Allee hinauf, und Emilie hörte noch, wie sie langsam nach dem Schlosse zugieng, seine fernen Tritte. Sie horchte, bis das Geräusch immer schwächer und

schwächer ward, bis nur noch das melancholische Schweigen der Nacht zurückblieb, und eilte dann in ihr Zimmer, um Ruhe zu suchen, die ach! von der Unglücklichen geflohen war.

**Ende des ersten Theils.**

Victor Hugo

## Der lachende Mann



»Die Comprachicos – im siebzehnten Jahrhundert berühmt-berüchtigt, im achtzehnten Jahrhundert vergessen. Die Comprachicos – sie kauften und verkauften Kinder. Und was machten sie mit diesen Kindern? Sie machten Ungeheuer aus ihnen. Warum Ungeheuer? Zum Vergnügen. Das Volk will lachen, die Könige auch. Die Straßenecken brauchen ihren Hanswurst, die königlichen Schlösser ihren Narren.«

*L'homme qui rit*, im Original erstmals 1869 erschienen, wird hier in der noch im selben Jahr vorgelegten Erstübersetzung von **Georg Büchmann** neu herausgegeben, wie ebendiese in vier schön ausgestatteten Bänden. Dieses Meisterwerk des sozialkritischen Grauens war die Vorlage für den legendären Film *Der Mann, der lacht* (1928) mit Conrad Veidt. Hugos Figurenzeichnung wie auch seine Schilderung des menschlichen Leidens an der Gesellschaft sind bis heute unübertroffen.

Der lachende Mann | Band 1 | Klappenbroschur,  
207 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-02-9 (Dezember 2013)

Der lachende Mann | Band 2 | Klappenbroschur,  
ca. 200 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-29-6

Der lachende Mann | Band 3 | Klappenbroschur,  
ca. 200 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-30-2

Der lachende Mann | Band 4 | Klappenbroschur,  
ca. 200 Seiten | € 16,90 | ISBN 978-3-944720-31-9

Band 2 bis 4 erscheinen ab Sommer 2014.

GOLKONDA VERLAG | Charlottenstr. 36 | 12683 Berlin-Biesdorf

[www.golkonda-verlag.de](http://www.golkonda-verlag.de)